

Schau-ins-Land

75. Jahresheft
des Breisgau-Geschichtsvereins
Freiburg im Breisgau



1957

1957 P 288

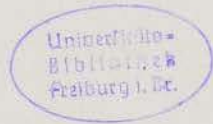
H

465

da

75.

1957



Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Freiburg i. Br.

Anschrift: Kreisoberschulrat J. L. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 5

Postschließfach 244, Postscheckkonto Karlsruhe 305 40

Gedruckt bei Poppen & Ortmann, Universitätsdruckerei, Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 229

H 465, da

Inhaltsverzeichnis zum 75. Jahreshaft

Die Seiten 7 bis 156 erschienen als Festgabe der Stadt Freiburg
für die Albert-Ludwigs-Universität zur Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens.
Schriftleitung: Dr. Maximilian Kollofrath und Franz Schneller

	Seite
Vorwort	7
Oberbürgermeister Dr. Josef Brandel:	
Die Gegenwartsbeziehungen zwischen der Stadt Freiburg und ihrer Universität	9
Dr. Maximilian Kollofrath, Städtischer Pressereferent:	
Stadtverwaltung und Universität in der Vergangenheit	18
Franz Schneller, Stadtrat:	
Der Freiburger und seine Universität	30
Dr. Ingeborg Schroth, Assistentin der Städtischen Sammlungen:	
Von den alten Gebäuden der Universität	39
Prof. Paul Hübner, Restaurator und Konservator der Städtischen Sammlungen:	
Der Oberried-Altar, seine Schicksale und Wiederherstellung	51
Fritz Späth, Stadtamtmann:	
Berühmte Wissenschaftler — berühmte Bürger. Die Verleihung des Ehren- bürgerrechts an Professoren der Albert-Ludwigs-Universität im 19. und 20. Jahrhundert	58
Dr. Theodor Zwölfer, Archivrat:	
Der Vorbehalt der Stadt im Stiftungsbrief Erzherzog Albrechts	68
Gustav Hirsch, Oberbaurat:	
Die Universität in der Baugeschichte der Stadt Freiburg von der Französi- schen Revolution bis zum ersten Weltkrieg	80
Albert Wild, Oberrechtsrat:	
Die Vereinigten klinischen Universitätsanstalten, ein Gemeinschaftswerk von Land und Stadt	100
Dr. Franz Flamm, Direktor des Städtischen Wohlfahrtsamtes:	
Die Armen der Stadt Freiburg und die ärztliche Wissenschaft	111
Dr. Martin Schnetter, Dozent an der Universität:	
Universität und Museum für Naturkunde der Stadt Freiburg im Breisgau	122
Dr. Franz Kempf, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Freiburg:	
Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Universität	133
Philipp Ernst, Städtischer Verkehrsdirektor:	
Der Einfluß der Universität auf den Freiburger Fremdenverkehr	148
*	
Robert Lais †:	
Ein keramischer Brauch im Breisgau des frühen Mittelalters	157
Anton Legner:	
Freiburger Werke aus Bergkristall · Kristallschliff der Spätgotik und in den Jahrzehnten um 1600	167
Karl-Heinrich Oldendorf:	
Die Freiburger Universität in den Jahren nach dem Dreißigjährigen Kriege	199
Ernst Theodor Sehart:	
Kasperl Larifari in Freiburg i. Br.	210

Schriftleitung: I. Archivrat Dr. Martin Wellmer, Freiburg i. Br., Reiterstraße 12

Vorwort

In diesem Jahre 1957 begeht die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. das Jubiläum ihres 500jährigen Bestehens. Auch für die Stadtverwaltung und die Bevölkerung von Freiburg ist dies ein Ereignis von überragender, säkularer Bedeutung. Wir beglückwünschen unsere Alma mater zu diesem Geburtstagsfest von ganzem Herzen.

Hätte das Haus Habsburg der Stadt Freiburg während ihrer rund 440 Jahre dauernden Zugehörigkeit zu Vorderösterreich kein anderes Andenken hinterlassen als die 1457 gegründete Universität, es hätte sich mit dieser großartigen kulturpolitischen Leistung den Dank der Stadt in hohem Maße verdient. Aber Habsburg erkannte frühzeitig den Wert der Lage Freiburgs im Westen des Reiches. Wollte das Herrscherhaus, das jahrhundertlang die Grenzen im Osten verteidigen mußte, die Stadt Freiburg im voraus für die Leiden entschädigen, die sie im Laufe ihrer Geschichte als westliche Grenzbastion bei Angriffen westlicher Mächte zu erdulden hatte?

Die Universität veröffentlicht anläßlich ihres Jubiläums eine Reihe wissenschaftlicher Publikationen, die ihre und ihrer Fakultäten Geschichte und Bedeutung behandeln. Mit diesem Buche „Freiburg und seine Universität“ hat die Stadtverwaltung nicht die Absicht, mit dem Schrifttum der Universität in Wettbewerb zu treten. Sein Zweck ist ein ganz anderer. Wir sind der Meinung, es sei ein echtes Anliegen einer breiteren Öffentlichkeit, anläßlich des Jubiläums dieses Jahres dargestellt zu sehen, wie unsere Hochschule im Leben dieser Stadt verankert war und ist, wie sich die gegenseitigen Beziehungen vom Blickpunkt der Stadtverwaltung aus betrachten und beurteilen lassen, in welchem Verhältnis also Verwaltung und Bürgerschaft zu der Jubilarin stehen.

Die Verwirklichung dieser Absicht soll in einer Reihe von Beiträgen erfolgen, die teils historische Themen zum Gegenstande haben, teils zeitgenössische Betrachtungen anstellen. Mit Ausnahme unseres Freiburger Schriftstellers Stadtrat Franz Schneller gehören die Verfasser samt und sonders der Stadt-

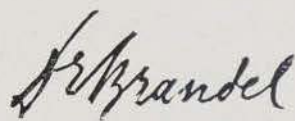
verwaltung an. Allen Mitarbeitern sei auch an dieser Stelle mein aufrichtiger Dank ausgesprochen.

Zu Dank verpflichtet sind wir ferner dem „Breisgau-Geschichtsverein Freiburg i. Br.“, in dessen Schrifttum das Buch später als 75. Jahresheft erscheinen wird. Auch unseres Stadtrats soll für die Bewilligung des notwendigen Druckkostenzuschusses in Dankbarkeit gedacht werden.

So möge denn dieser bescheidene Beitrag zu den zahlreich erscheinenden Veröffentlichungen geneigte Beachtung und viele Freunde finden, in und außerhalb der Universität, in und außerhalb der Mauern unserer Stadt.

Ad multos annos Alberto-Ludoviciana!

Freiburg im Breisgau, im Juni 1957



Oberbürgermeister

Die Gegenwartsbeziehungen zwischen der Stadt Freiburg und ihrer Universität

Von Josef Brandel

Daß zwei so große und wichtige Institutionen wie die Gemeindeverwaltung und die Universität am gleichen Ort immer Berührungspunkte mannigfaltigster Art hatten und gerade heute haben werden, ist fast ein Gemeinplatz, der keines Beweises bedarf. Sie im einzelnen zu schildern, dürfte für die breitere Öffentlichkeit nicht ohne Reiz sein.

I.

Wie war die Lage unserer Stadt und ihrer Universität am Ende des zweiten Weltkrieges? Hier muß in wenigen Sätzen auf die geschichtliche Entwicklung eingegangen werden.

Die Stadt Freiburg hatte zwei große Blütezeiten: einmal am Ausgang des Mittelalters in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Gründung, zu einer Zeit, in der die Bürgerschaft sich selbst das grandioseste Denkmal des Münsters setzte, und dann um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts, in den Jahrzehnten nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 bis zum ersten Weltkrieg. Dazwischen aber und danach lagen Perioden, in denen ein hartes Grenzlandschicksal seine Runen der Stadt ins Antlitz schrieb. Als Zeitgenossen denken wir an die Jahre von 1914 bis 1945, an Freiburgs schwerste Stunde, die Bombennacht des 27. November 1944, an das Jahr 1945, in dem Hitlers totaler Krieg mit der totalen Niederlage Deutschlands endete.

Aber in allen diesen Zeiten einer wechselvollen Stadtgeschichte strahlte unentwegt der Stern der Universität in die oberrheinischen Lande und über den Rhein hinweg in stammverwandte Nachbarländer, hinaus nach Europa und in die Welt. Bis auch diesen Stern die Bombennacht des 27. November 1944 fast gänzlich zum Erlöschen brachte. Kaum eine Einrichtung wurde in Freiburg so hart getroffen wie die Universität: das Neue Kollegiengebäude schwer beschädigt, die Alte Universität ausgebrannt, das Institutsviertel fast gänzlich vernichtet, die Kliniken entweder völlig zerstört oder zum mindesten schwer beschädigt. Man hätte meinen können, der Bombenangriff, der ja eine Vergeltungsmaßnahme für einen deutschen Angriff auf die englische Universitätsstadt Oxford gewesen sein soll, habe in erster Linie der Universität Freiburg gegolten.

Verluste, Opfer, Trümmer, Not und Elend, Obdachlosigkeit überall, bei der Stadt und bei ihrer Universität. Wir haben diese Nöte emsig bekämpft und vielfach überwunden. Aber eine Not ist uns bis zum heutigen Tag geblieben, die Raumnot, zu der sich die einstige Obdachlosigkeit milderte, und so soll auch von ihrer Bekämpfung zunächst die Rede sein.

II.

Die R a u m n o t hat eine zweifache Ursache: es sind einmal die Kriegszerstörungen, die sie schufen, und es ist zweitens der Universitätsbetrieb selbst, der sie bedingt, die moderne Entwicklung der Wissenschaften und namentlich die stark angewachsene Zahl der Studierenden. Der echte Wiederaufbau nähert sich seinem Ende, die notwendigen Erweiterungen sind in vollem Lauf. Dabei ist die Situation grotesk genug, daß man gelegentlich einmal wenige Jahre nach Fertigstellung eines Projektes feststellen muß, man hätte es eigentlich noch größer bauen, die künftige Entwicklung noch großzügiger berücksichtigen sollen.

An größeren Baumaßnahmen der Universität, bei denen die Stadt in besonderem Maße mitzuwirken hatte und noch hat, sind hier zu nennen:

der Erweiterungsbau des Kollegiengebäudes,
das Institutsviertel
und die Kliniken.

Voraussetzung für die Durchführung dieser Projekte waren zunächst umfangreiche grundstückspolitische Maßnahmen, die in mehreren großen Gelände-Kauf- und -Tausch-Verträgen zwischen Stadt und Staat (als Träger der Universität) ihren Niederschlag fanden.

Das Städtische Liegenschaftsamt, zum Teil die Stiftungsverwaltung, dann aber auch das Städtische Vermessungsamt und unsere Umlegungsbehörde waren an der Lösung der Aufgabe besonders beteiligt. Dabei hat es sich als sehr glücklich erwiesen, daß es der Stadt gelungen ist, als Leiter der Umlegungsbehörde einen hervorragenden Dozenten der Juristischen Fakultät der Universität zu gewinnen, der gleichzeitig in seinem Seminar Bau- und Bodenrecht lehrt.

Wenn an dieser Stelle ein generelles Stimmungsbild entworfen, ein Wort von der A t m o s p h ä r e eingefügt werden darf, in der sich die Beziehungen zwischen Universität und Stadt bewegen und die Verhandlungen geführt werden, so kann hier nur ein gutes Testat erteilt werden. Soweit nur irgendwie möglich fördert die Stadt die Universität, diese staatliche, aber mit weitgehenden Selbstverwaltungsbefugnissen ausgestattete Institution, und umgekehrt hat die Universität auch immer für die Interessen der Stadt Verständnis gezeigt. Man hilft einander, wo es nur geht, und sucht die beiderseitigen Standpunkte in Einklang zu bringen, was dank des allseits vorhandenen guten Willens auch fast immer gelungen ist. Natürlich ergeben sich für die Stadt auch einmal Situationen, wo sie sich bei Berücksichtigung anderer kommunaler Aufgaben einem Wunsche der Universität versagen muß; doch sind hieraus auch nicht in einem einzigen Falle ernste Mißhelligkeiten erwachsen.

Nach dem überaus geglückten Wiederaufbau der Alten Universität nebst Universitätskirche und der Instandsetzung des Neuen Kollegiengebäudes steht das Universitätsbaubüro mit dem Erweiterungsbau des Kollegiengebäudes wohl vor seiner größten baulichen Aufgabe im Sektor der Universitätsbauten. Hier war zunächst ein umfangreicher Grundstückstausch zwischen Stadt, Staat (Universität) und Privaten erforderlich, an dem die Stadt maßgeblichen Anteil hatte. Es soll dabei nur das eine Wort „Peterhof“ anklingen, jenes der Stadt gehörende Baudenkmal, das die Universität samt dem dazugehörigen Areal erwerben wollte, um in Zusammenhang mit einer Anzahl privater Grundstücke an der Löwenstraße für später eine Erweiterungsmöglichkeit zu haben. Die Aufgabe des Eigentums an diesem bau- und kultur-

geschichtlichen Kleinod ist der Stadt nicht leicht gefallen; doch erkannte sie an, daß hier entscheidende Interessen der Universität auf dem Spiele stehen, und war schließlich mit der Hergabe einverstanden, zumal der Staat als Erwerber die Restaurierung, Unterhaltung und dauernde Erhaltung des Peterhofs als Baudenkmal vertraglich zusicherte. Die Stadt willigte weiter in die Aufhebung des westlichen Teiles der Löwenstraße und in die nach Osten vorgesehene Verlegung der Peterstraße ein und trug so dazu bei, das Gelände für einen großzügigen Erweiterungsbau zu schaffen. Bei der Planung dieses Projektes selbst waren städtische Organe wiederholt eingeschaltet. Im Preisgericht zur Beurteilung des ausgeschriebenen Wettbewerbs war die Stadtverwaltung durch zwei Mitglieder, den Chef des städtischen Planungs- und Hochbauwesens als Sachverständigen und den Verfasser dieses Aufsatzes als Laien, vertreten. Das zur Ausführung kommende Projekt war mehrfach Gegenstand ausführlicher Beratungen in städtischen Gremien (Bauausschuß, Stadtrat), teilweise in Anwesenheit und unter intensiver Mitarbeit des Rektors und anderer Vertreter der Universität und der staatlichen Baubehörden.

Eine zweite große Aufgabe stellte sich das Universitätsbaubüro mit dem Wiederaufbau und der Erweiterung des Institutsviertels zwischen Sautierstraße im Osten und Stefan-Meier-Straße im Westen. Dieser Aufgabe lag die ausgezeichnete Idee zugrunde, das ganze Gebiet für die Institute zusammenzufassen und für die Angehörigen der Universität wie für die Allgemeinheit unter Beibehaltung des städtischen Gewerbebezugs als Wasserlauf parkartig zu erschließen. Die Durchführung des Planes hatte den Wegfall der beiden öffentlichen, das Gebiet bisher durchziehenden Straßen, eines Teiles der Katharinenstraße und eines Teiles der Hebelstraße, zur Voraussetzung. Die Stadt hat auch diesen Projekten zugestimmt. Bei der verkehrlich unbedeutenden Katharinenstraße war dies kein Problem. Dagegen mußten bei der Hebelstraße, die eine außerordentlich wichtige, innerstädtische Verkehrsader ist, erhebliche Bedenken überwunden werden. Aber auch hier waren Stadtverwaltung und Stadtrat der Meinung, daß der Bevölkerung für die Durchführbarkeit der einmaligen, überragenden Universitätsaufgabe das verkehrliche Opfer zugemutet werden könne, zumal der Staat sich zum Ausbau der Ersatzstraße (es ist eben leider doch nur ein Ersatz), der Stefan-Meier-Straße, bereit erklärte.

Neben einer Reihe von einzelnen Aufgaben ist das dritte große Betätigungsfeld der staatlichen Baubehörden das Klinikareal. Hier wird die Stadt als Mitträgerin und Miteigentümerin ganz besonders angesprochen. Auf die rechtlich interessante Konstruktion des Klinikums wird in einem besonderen Aufsatz dieses Buches näher eingegangen. Hier darf die Feststellung genügen, daß das vertragliche Zusammengehen zweier großer Körperschaften, des Staates für die Universität und der Stadt Freiburg, in der sich selbst freiwillig gestellten Aufgabe, wichtige Universitätskliniken gemeinsam zu erstellen und zu betreiben, und die im wesentlichen glückliche Durchführung dieser Aufgabe während mehr als vier Jahrzehnten im Bundesgebiet in diesem Ausmaße wohl einmalig ist. Da nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 die Kommunalverwaltung intakt blieb, der Aufbau des Staatsapparates aber erst später nachfolgte, war es zunächst die Stadtverwaltung, die von der Besatzungsmacht den Auftrag zum Wiederaufbau der zerstörten Kliniken erhielt. Sie nahm sich dieses Auftrages in einer Zeit größter Materialknappheit mit aller Macht an und begann mit der relativ noch am wenigsten zerstörten Chirurgischen Klinik, dann mit der Medizinischen Klinik. Die 1950 wieder geschaffenen staatlichen

Behörden führten die Aufgabe weiter. Es folgten die Frauenklinik, die Infektionsstation der Medizin, die katholische Klinikkirche, die Neurochirurgie, die Tuberkuloseklinik, die Infektionsabteilung der Kinderklinik, dazu zahlreiche Projekte auf dem wirtschaftlichen und betrieblichen Sektor, für Personalunterkünfte und Außenanlagen, um nur die wichtigsten Maßnahmen zu nennen, an denen die Stadt beteiligt war. Es dürfte nicht zu hoch gegriffen sein, wenn der städtische Miteigentumsanteil an Gelände, Gebäuden und Einrichtungen bei den Vertragskliniken mit einem heutigen Wert von etwa 25 bis 30 Millionen DM beziffert wird. Dabei stehen neben einer Reihe kleinerer Aufgaben noch zwei große Gemeinschaftsprojekte bevor: die Hals-, Nasen-, Ohrenklinik und die Orthopädie. Bereits sahen sich Staat und Klinikum nach einer weiteren Geländereserve für spätere Erweiterungsmöglichkeiten um und fanden sie südlich der Breisacher Straße. Die städtischen Stiftungen, die im wesentlichen Eigentümer dieses Geländes waren, stellten es dem Staat zur Verfügung. Dadurch gewinnt das schwierige, noch ungelöste Problem, ob die Breisacher Straße Zubringerstraße zur später zu erwartenden Autobahn werden muß, ein Problem, an dem seit Jahren und bis zur Stunde eifrig gearbeitet und um das heftig gerungen wird, erhöhte Bedeutung. Im paritätisch zusammengesetzten Klinikverwaltungsrat aber, wo alle diese Fragen behandelt werden, arbeiten seit Jahrzehnten Vertreter der Staatsverwaltung, Rektor und Dozenten der Universität und die Direktoren der größeren Kliniken einträchtig mit den Vertretern der Stadtverwaltung und des Stadtrates zusammen.

Zur Abrundung dieses Kapitels soll nur mit einem Wort noch auf den vom Universitätsbaubüro geplanten Bau der Mensa hingewiesen werden, für den die Stadt einen Teil ihres Hochalleegebietes zur Verfügung stellen will. Ob im Zusammenhang damit und mit dem kühnen (u. E. allzu kühnen) Wiederaufbau der Universitätsbibliothek die unerfreulichen Verkehrsverhältnisse in der Belfortstraße und vor der Bibliothek bereinigt werden können, wird zur Zeit von staatlichen und städtischen Instanzen geprüft.

III.

War bisher von der Bekämpfung der Raumnot in bezug auf den eigentlichen Universitätsbetrieb die Rede, so wäre dieser Bericht unvollständig, wollte man nicht auch von der Wohnungsnot der Dozenten und Studenten und den Maßnahmen zu ihrer Milderung sprechen. Diese Not ist seit Kriegsende quälend und brennend, und sie nimmt trotz aller Wiederaufbauten und Neubauten kaum ab.

Zu den Institutionen, die das Städtische Wohnungsamt ganz besonders zu betreuen hat, gehörte und gehört auch die Universität. War die Sorge des Amtes zunächst auf die Unterbringung der ortsansässigen, aus ihren Wohnungen vertriebenen Dozenten gerichtet, und hatte man sich sodann mit der Genehmigung von Arbeitsräumen in den zwangsbewirtschafteten Wohnungen zu befassen, so entwickelte sich das Problem bald schon zur Wohnraumversorgung neu zuziehender oder neu berufener Hochschullehrer und ihrer Familien. Diese Aufgabe wird noch lange nicht gelöst sein, wobei erwähnt werden muß, daß neuerdings das Recht der Wohnraumbewirtschaftung die Befugnisse des Wohnungsamtes in zunehmendem Maße schmälert. Als in den Jahren nach 1948 der Wohnungsbau, namentlich der Bau von Ein- oder Zweifamilienhäusern in gehobener Wohnlage, einsetzte, war die Zahl der Bauherren gerade auch aus den Kreisen unserer Hochschullehrer erfreulich groß,

und die Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen. In zahlreichen Fällen wandten sich die Bauherren wegen eines **Bauplatzes** (oftmals im Erbbaurecht) an die Stadtverwaltung oder an die Städtische Stiftungsverwaltung, und wir stellen mit Genugtuung fest, daß wir diese Wünsche bis in die jüngste Zeit hinein im allgemeinen erfüllen konnten. War doch die Bereitstellung eines geeigneten Bauplatzes dann und wann einmal sogar geradezu eine Bedingung, die der zu berufende Dozent bei den Berufungsverhandlungen stellte. Nun wird aber diese Aufgabe der Lieferung von Baugelände immer schwieriger, weil sowohl Stadtverwaltung als auch Stiftungsverwaltung so gut wie ausverkauft sind; auch die Staatsverwaltung und die Universitätsstiftungen sind in keiner besseren Lage. Zwar sind Stadt und Städtische Stiftungen auch jetzt noch nicht arm an Grundbesitz; aber es handelt sich meistens um unerschlossenes Rohgelände, zu dessen Erschließung der Stadt die Mittel fehlen. Der der Stadtverwaltung kürzlich von einer staatlichen Baubehörde gegebene Rat, die Stadt solle außerhalb ihrer Gemarkung Gelände erwerben und den Dozenten der Universität als Baugelände zur Verfügung stellen, ist vom Standpunkt Freiburgs aus kommunalpolitisch abwegig und daher abzulehnen. Die Stadt Freiburg bedauert es, wenn Universitätsprofessoren sich neuerdings gezwungen sehen, ihre Bauabsichten außerhalb der Stadt auf fremden Gemarkungen zu verwirklichen. Die Lösung des Problems muß in einträchtiger Zusammenarbeit aller in Betracht kommenden staatlichen und städtischen Behörden angestrebt werden, wobei der Stadt bei der Erschließung von Baugelände finanzielle Hilfe zu gewähren wäre.

In die Sorge der **Unterbringung unserer Studenten** teilen sich im Sektor Stadtverwaltung das Wohnungsamt und das Verkehrsamt. Angesichts der großen, fortbestehenden Wohnungsnot, der Überbelegung vieler Wohnungen, der dauernden Zunahme der Einwohnerzahl unserer Stadt, des Flüchtlingsstroms nach der magnetisch anziehenden, einzigen Großstadt Südbadens und anderer Ursachen ist es keine leichte Aufgabe, zu Beginn jedes Semesters 6000 und mehr Studenten unterzubringen. Was soll man mehr bewundern: den jugendlichen Idealismus und die Ausdauer oder den Humor unserer Studenten und Studentinnen, wenn man sie Straße für Straße und Haus für Haus abgehen sieht, um sich ein Zimmer zu besorgen! Unsere Studentenheime sind klein an Zahl und klein an Kapazität. Wir begrüßen lebhaft den Plan der Erstellung eines großen Studentenheimes im Klinikgebiet und werden ihm, soweit städtische Dienststellen bei dem Projekt mitzuwirken haben, jede Hilfe angedeihen lassen.

Wenn hier von Wohnheimen die Rede war, so sollen auch die **Korporationshäuser** kurz genannt werden, die auch die städtischen Dienststellen gelegentlich beschäftigen. Solche Häuser in ausgesprochenen Wohngebieten zu erstellen, findet selten die Zustimmung der Nachbarschaft, da mit dem Begriff des Korporationsbetriebes von alters her der Begriff der Unruhe und des Lärms verbunden ist. Nun zeigt aber die Erfahrung der jüngsten Zeit, daß sich das Korporationsleben vielfach weitgehend geändert hat und mit der alten Überlieferung kaum mehr zu vergleichen ist. Die Korporationshäuser werden heute in zunehmendem Maße zur Wohnversorgung von Korporationsmitgliedern, also praktisch als kleine Studentenheime verwendet, eine Entwicklung, die die Stadtverwaltung angesichts des Mangels an Studentenzimmern begrüßt. Die Gewähr für Ruhe und Ordnung ist damit in weit größerem Maße als früher gegeben.

IV.

Nicht weniger interessant ist die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Universität auf den zahlreichen Gebieten des in Freiburg so reichen wissenschaftlichen und kulturellen Lebens.

Die Staatliche Hochschule für Musik muß hier an erster Stelle genannt werden. Ursprünglich von der Stadt Freiburg unter Oberbürgermeister Dr. Hoffmann gegründet, wurde sie später vom Staate als staatliche Anstalt übernommen, wobei der Staat für den Personalaufwand, die Stadt für den Sachaufwand aufzukommen haben. So steht auch hier die Stadt vor der schwierigen Aufgabe, der immer unerträglicher werdenden Raumnot abzuhelfen: sie will diese Aufgaben für die nächsten Jahre, bis einmal ein Neubau errichtet werden kann, durch die Zurverfügungstellung ihres Anwesens „Zur lieben Hand“ in der Löwenstraße lösen. Zwischen der Musikhochschule und der Universität besteht ein enger und vertrauensvoller Konnex auf allen Gebieten, sei es Kunst, Wissenschaft oder Verwaltung. Die Verbindung erstreckt sich auf die beiden Lehrkörper, umfaßt aber auch die Studenten der Musikhochschule, die als Gasthörer an der Universität zugelassen sind, und sie findet ihren Ausdruck in der gemeinsamen Gestaltung von akademischen Feierlichkeiten oder in der einträchtigen Zusammenarbeit in studentischen sozialen Fragen.

Daß in einer Universitätsstadt das Theater die engsten Beziehungen zur Alma mater anstrebt und unterhält, ist selbstverständlich. Im Gegensatz zum Theaterbesuch der Dozentschaft, der noch intensiviert werden sollte, ist der Besuch der Studentenschaft sehr rege. Die Städtischen Bühnen tun alles, um das Interesse unserer Akademiker zu wecken und wachzuhalten und ihnen den Besuch der Aufführungen und Konzerte finanziell und organisatorisch zu erleichtern. Die Intendanz legt außerordentlichen Wert auf ihre Mitarbeit im Studium generale, im einschlägigen Seminar und auf die Zusammenarbeit mit der Studentenbühne.

Unsere Städtischen Sammlungen waren für die Universität von jeher ein Objekt großen Interesses. Obwohl nach dem Bombenangriff auch unsere Sammlungsgebäude schwer angeschlagen waren, bot das Augustiner-museum 1945 dem Kunsthistorischen Institut der Universität (bis 1954) und ihrem Archäologischen Institut (bis 1956) unentgeltlich Obdach und Unterkunft. Im Adelhauserkloster (Stiftungseigentum) ist seit dem Jahre 1958 das Institut für Ur- und Frühgeschichte untergebracht. Im gleichen Gebäude hatte das Geologische Institut nach Kriegsende (bis 1954) eine Heimat gefunden: die von ihm benützten Räume sind seitdem an das Kunsthistorische Institut vermietet. Schließlich befand sich das Zoologische Institut der Universität von 1945 bis 1950 im Städtischen Naturkundemuseum. Die Schätze unserer verschiedenen Sammlungen sind seit Jahren Semester für Semester Gegenstand von Besuchen, Betrachtungen, Besprechungen und Übungen der einschlägigen Seminare und Institute der Universität. Da ist es nicht verwunderlich, wenn auch eine enge personelle Verbindung zwischen Stadt und Universität besteht: Lehraufträge an der Universität auf der einen Seite, Mitgliedschaft der maßgebenden Hochschullehrer (Institutsdirektoren) im städtischen Beirat für Kunst (Sammlungen) und Denkmalspflege als Sachverständige auf der anderen Seite.

Auch Stadttarchiv und Städtische Volksbücherei erfreuen sich regen, an Intensität zunehmenden Interesses akademischer Kreise. Professoren und Studenten der Hochschule benützen die Archivbestände und die Archivbibliothek und erhalten bibliographische und archivalische Beratung. Kirchen-

geschichte, Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Rechtsgeschichte, Germanistik, Medizingeschichte, Universitäts- und Gelehrtengeschichte sind bevorzugt bearbeitete Gebiete. Aus diesen archivalischen Forschungen sind eine Reihe von Doktordissertationen und wissenschaftlichen Abhandlungen entstanden. Umgekehrt benutzt unser Archiv die Universitätsbibliothek und das Universitätsarchiv in starkem Maße für Recherchen aller Art. Bibliographische Hilfeleistung der Universitätsbibliothek und Ermittlung von Friburgensien durch das Stadtarchiv sind der Ausdruck der erfreulichen und erfolgreichen Zusammenarbeit. Mehrere hundert Studenten, vorwiegend Germanisten, Anglisten und Kunsthistoriker, sind in jedem Semester regelmäßige Benutzer unserer Städtischen Volksbücherei. Zwischen ihr und der Universitätsbibliothek besteht ein Praktikanten- und Katalogaustausch. Der Leiter unserer Volksbücherei ist Mitglied des „Kopernikus-Kursus Ostdeutscher Akademiker“, der sich vorwiegend aus Angehörigen des Lehrkörpers der Universität zusammensetzt.

Interessante, wissenschaftliche und praktische Verbindungen bestehen zwischen verschiedenen Zweigen der Universität und dem Statistischen Amt der Stadt Freiburg. Die Universität ist ständiger Bezieher der Veröffentlichungen des Statistischen Amtes; umgekehrt erhält das Amt Nachricht über die Neuerscheinungen der einschlägigen Institute. Einige Institutsleiter benützen die „Freiburger Bevölkerungs-, Kultur- und Wirtschaftszahlen“ des Statistischen Amtes in ihren Vorlesungen und Vorträgen, und gerne gebrauchen die Studenten fast aller Fakultäten das Material unseres Amtes für Diplom- und Dissertationsarbeiten. Dankbar soll vermerkt werden, daß die Universität dem Statistischen Amt anlässlich von Wahlen und großen Zählungen schon wiederholt durch die Überlassung von Räumlichkeiten praktische, erfolgreiche Hilfe geleistet hat. Abschließend sei noch der Beziehung der Forstlichen Abteilung der Universität zu unserem Städtischen Forstamt gedacht. Unser ganzer, 4000 Hektar großer Stadtwald in allen Höhenlagen, vom Mooswald in der Rheinebene bis zum Bergwald am Schauinslandgipfel dient Dozenten und Studenten der Forstwissenschaft als forstliches und jagdliches Lehrrevier und als Objekt häufiger Exkursionen und Übungen und als Prüfungsgegenstand. Studenten haben darüber hinaus laufend Möglichkeiten zur Jagdausübung.

V.

Mit besonderer Wärme sollen die sozialen Beziehungen zwischen der Stadt und ihrer Bevölkerung und der Universität und ihren Einrichtungen erwähnt werden. In allererster Linie ist dabei dankbar die Medizinische Universitätspoliklinik zu nennen, die seit 150 Jahren die Freiburger hilfsbedürftige Bevölkerung betreut. Diese bedeutende soziale Leistung der Universitätspoliklinik wird in diesem Buche in einem besonderen Beitrag behandelt. Dem Segen der Hilfe für Freiburger arme Bürger entspricht der Nutzen der Klinik für ihre Aufgabe als Stätte der Lehre und Forschung und der Heranbildung des ärztlichen Nachwuchses. Aber auch mit den übrigen Universitätskliniken besteht eine enge Zusammenarbeit der städtischen Wohlfahrtsverwaltung in allen Fragen der Gesundheitsfürsorge. Indessen dienen nicht nur die Einrichtungen der Universität der Stadt; umgekehrt dient das Wohlfahrtsamt auch der Universität, sei es durch die Gewährung von Erziehungsbeihilfen an Studierende nach dem Bundesvertriebenengesetz, die Gewährung von Krankenhilfe an bedürftige Studierende oder in der Zusammenarbeit mit den studen-

tischen Fürsorgeeinrichtungen, insbesondere dem Studentenwerk, bei der Betreuung von Studenten, die in eine besondere Notlage geraten sind.

VI.

Die Arbeit des Verkehrsamtes für die Universität erschöpft sich nicht nur in seiner Mithilfe bei der Unterbringung von Studenten zu Beginn jedes Semesters, eine Aufgabe, die schon erwähnt wurde: sie setzt sich fort in der Abgabe von Prospekten und Stadtplänen, in der Erteilung von Auskünften, in der Beratung der Studierenden über Sehenswürdigkeiten, Veranstaltungen, Ausflüge, wissenschaftliche Exkursionen, in der Führung ausländischer Studenten-Besuchergruppen, in der Betreuung der Teilnehmer der Ferienkurse der Universität, namentlich des — auch von der Stadt mit einem Beitrag bedachten — Akademischen Auslandsamtes. Eine besonders erfreuliche Obliegenheit des Städtischen Verkehrsamtes ist die Mithilfe und Beratung bei der Vorbereitung und Organisation der von der Universität veranstalteten oder mit ihr in Verbindung stehenden wissenschaftlichen Tagungen, Kongresse und Symposien, Veranstaltungen, deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst. Nicht ohne Stolz vermerken wir, daß im Jahre 1954 die neuerbaute Stadthalle mit der Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte eröffnet wurde. Gerade die Universität war es, die durch ihre Arbeit den Ruf Freiburgs als Tagungs- und Kongreßstadt verstärkt und in die Welt hinausgetragen und damit Freiburgs Charakter als internationale Fremdenstadt besonders betont hat. Es lag daher für den Senat der Universität nahe, den Leiter des Städtischen Verkehrsamtes in den Universitätsbeirat aufzunehmen. Die Arbeit des Freiburger Verkehrsvereins, der zwar keine städtische, aber doch der Stadtverwaltung nahestehende, mit ihr aufs engste zusammenarbeitende Organisation ist, wurde durch die Verleihung der Würde eines Ehrensenators an den derzeitigen Präsidenten anerkannt.

Vielseitig ist die Einschaltung städtischer Dienststellen bei der Durchführung von Kongressen und Tagungen, angefangen von der Zurverfügungstellung und Herrichtung stadteigener Räumlichkeiten und Tagungsorte bis zur Beflagung der Straßen und Gebäude. Wie oft hat schon unser Gartenamt durch seine geschmackvolle Ausschmückung der Tagungsräume nicht wenig zu dem guten Eindruck beigetragen, den unsere Stadt immer wieder bei den Tagungsteilnehmern hinterläßt.

VII.

Nun ist der Artikel doch länger geworden, als es in der Absicht des Verfassers lag. Sein Zweck ist nicht darin zu erblicken, zu schildern, was die Stadtverwaltung alles für die Universität tut. Sein Sinn ist vielmehr, zu zeigen, wie vielseitig, verschlungen und sich gegenseitig befruchtend die Beziehungen zwischen Stadt und Universität sind. Was wäre Freiburg ohne seine Alma mater? Der Beweis, soweit es überhaupt noch eines Beweises bedurft hätte, daß sie ein integrierender, nicht wegzudenkender Faktor im kulturellen, gesellschaftlichen, aber auch wirtschaftlichen Leben unserer Stadt ist, dürfte gelungen sein. Es sei besonders betont „auch wirtschaftlicher Faktor“. Hierüber spricht sich ein anderer Beitrag in diesem Buche noch besonders aus. Um welche Umsätze es sich handelt, wenn Hunderte von Dozentenfamilien in Freiburg leben und wohnen, zweimal jährlich über 6000 Studierende aus nah und fern, aus allen

Ländern und Erdteilen unsere Hochschule besuchen, wenn Jahr für Jahr ein Bauprogramm von vielen Millionen in Freiburg abgewickelt wird, zum größten Teil durch Freiburger Unternehmungen, nicht zu vergessen die Beschaffung der Einrichtung, die laufende Unterhaltung und die Befriedigung der sachlichen Bedürfnisse, diese Wirtschaftszahlen mag sich jeder selbst errechnen. Verwaltung und Bevölkerung dieser Stadt können der Universität, aber auch sich selbst nur wünschen, daß unsere Hochschule uns erhalten bleibt, und zwar mit allen ihren Fakultäten, daß sie weiterhin blüht und gedeiht, und daß sie die nächsten Jahrhunderte in Frieden und Freiheit mit der gleichen Größe und Kraft überdauert, mit der sie das erste halbe Jahrtausend ihres Bestehens erfüllt hat.

Stadtverwaltung und Universität in der Vergangenheit

Von Maximilian Kollofrath

Bei der feierlichen Eröffnung des Neuen Kollegiengebäudes am 28. Oktober 1911 erklärte Oberbürgermeister Dr. Winterer: „Die Stadt hat zu allen Zeiten die Universität als ihr Kleinod, als ihr Juwel betrachtet, durch dessen Glanz die übrigen Vorzüge der Stadt erst in die richtige Beleuchtung gesetzt werden.“ In der Tat, von Anfang an war sie um das Blühen und Gedeihen der Hohen Schule bemüht und hat sich in kritischen Zeiten nachdrücklichst für deren Fortbestand eingesetzt. Das schließt natürlich nicht aus, daß im Laufe der Jahrhunderte dann und wann auch einmal Meinungsverschiedenheiten auftraten. Aber immer wieder fanden beide Teile einen gütlichen Ausgleich und standen besonders in Zeiten der Not treu zusammen.

Unsere Alma mater ist keine städtische Gründung wie etwa die in Bologna, sondern eine fürstliche. Dennoch trat die Stadtgemeinde von Anfang an so stark in Erscheinung, daß man sie — nach Finke — als Mitgründerin bezeichnen darf. Dr. Winterer hat in seiner oben erwähnten Rede mit Stolz darauf hingewiesen, wie in der Stiftungsurkunde nach den allgemeinen Zusicherungen des Landesherrn über Schutz und Schirm fast dramatisch überraschend Bürgermeister und Rat selbstredend mit der Erklärung auftraten, daß alles, was vorstehend in der Urkunde gesagt, mit ihrem Willen und Wissen geschehe, daß sie für sich und ihre Nachfahren geloben, alle Anordnungen getreu zu befolgen und das Interesse der Universität in jeder Weise zu fördern.

Dieses Versprechen zu erfüllen, sollte die Stadt nur zu bald Gelegenheit haben. Die Finanzierung der Hohen Schule erfolgte nämlich in erster Linie durch die Inkorporation einträglichler Pfarreien, u. a. auch der Freiburger Münsterpfarre, Kanonikaten und einer Kaplanei. Das war nun leichter dekretiert als realisiert, denn den Inhabern der Pfründen konnten nicht ohne weiteres ihre Rechte geschmälert oder entzogen werden. Es bedurfte einer gewissen Anlaufzeit, und da blieb schließlich nichts anderes übrig, als daß die Stadt von sich aus zunächst die notwendigen Gelder, sozusagen zur Vorfinanzierung zur Verfügung stellte. Sie war es, die dem ersten Rektor Matthäus Hummel seine Reisen nach Wien und Mantua ermöglichte und für die ersten, wenn auch bescheidenen Einrichtungen aufkam. Mehr als ein Jahrzehnt hat sie nach der Eröffnung der Universität, am 27. April 1460, die Dozenten nach Freiburg berufen und honoriert. Nicht selten findet sich in jenen Jahren der Vermerk, daß Bürgermeister und Rat den einen oder andern Doktor von auswärtigen Universitäten „ze leren und ze regiren uffgenommen, bestellt, im glopt und versprochen haben“, zwanzig Gulden Gehalt zu geben. Im Jahre 1495 bestätigt die Universität ausdrücklich:

„Uns noch unsern vordern ist nit möglich gesin zuo wissen, us was guot die von Fryburg die doctor unnd meister, so si vor und zuo dem anfang der universitet berufen haben, versolden wolten. Sunder das wissen wir und si mögent das nit abred sin, da si in kraft itzgemelter friheit under irem sigel und mit offenlichen briefen und mit hoher ererbietung doctor, meister und studenten von den universiteten in hochtutschen landen Heydelberg, Erdfort, Lybs und Wien beruft und darzuo von Wien und Heydelberg doctor und meister zuo leseren und regierern bestellt, und in sollicher bestellung under der stat sigel sold, behusung und beholzung verschriben habent.“

Finke hat deshalb mit Recht gesagt, daß die Hochschule in ihren Anfängen jahrelang von der Stadt finanziert worden sei. Das mag mit der Grund gewesen sein, warum Herzog Sigismund sie 1475 — neben Trudpert von Staufen — zum „superintendenten“ der Universität bestellte. Es ist auch bezeichnend, daß anfänglich die wertvollsten Urkunden der Alma mater sich unter der dreifachen Obhut von Fürst, Universität und Stadt befanden. Zu den drei Schlössern der Dokumentenruhe hatten je einen Schlüssel der princeps, die consules oppidi Friburgensis und die Universität. Die Kiste selbst befand sich im Dominikanerkloster. Allerdings wich diese Einigkeit schon nach wenigen Jahren der Uneinigkeit, aber man fand eine salomonische Lösung, indem die Truhe fortan vier Schlösser erhielt, und Schlüsselherren die vier Fakultätsdekane wurden. Das änderte jedoch nichts an dem Gefühl der Verbundenheit, die, wenn man so sagen darf, schon „ortsgeographisch“ zum Ausdruck kam; denn Stadt und Universität wohnten fast Haus an Haus. Das älteste Hochschulgebäude stand an der Ecke Merian-Franziskanerstraße, mithin in unmittelbarer Nähe des Alten Rathauses. Dort befanden sich die Universitätsverwaltung und die — damals kleinsten — Fakultäten der Juristen und Mediziner. Die Vorlesungen für die Theologen wurden im naheliegenden Franziskanerkloster auf dem Rathausplatz und später im Predigerkloster in Unterlinden gehalten. Die Artistenfakultät (heute etwa der Philosophischen Fakultät entsprechend) vereinigte ihre Hörer in der sogenannten „Pfauenburse“ (an der Bertoldstraße), die die Stadt kostenlos überlassen hatte, und in der benachbarten „Adlerburse“, die sie der Universität zum billigen Preise von 270 Gulden verkauft hatte (s. Aufsatz von I. Schroth). Wie sehr die Stadt die Bedeutung der Universität zu schätzen wußte, beweist der Umstand, daß sie sich anlässlich der Gründung der Universität Basel (1460) durch Vermittlung des Kaisers an den Papst wandte, auf daß „unser hohe schul nit beswerd (werde) oder irrung begegne durch anfang der schul zu Basel, dann die einander zu nach ligend“. Die Stadt Basel hatte sich Freiburg gleichsam zum Vorbild genommen, als sie sich 1459 mit der Absicht einer Universitätsgründung trug, und die dortige Bürgerschaft „Süßes und Saures“ eines solchen Instituts zu ängstlich gegeneinander abwog. „Wie ehrlich“, so heißt es in einem Basler Vorbericht mit leichter Ironie, „würde es uns zugemessen werden, daß eine Stadt Freiburg ein solches Kleinod werter schätzte als wir und mächtiger sein wollte als die Stadt Basel, es zu vollführen.“

Nun, daß „Süßes und Saures“ auch hier gegeben waren, erfuhren ebenso die Freiburger; es war fast unvermeidlich, wenn zwei selbständige Institutionen, wie Stadtverwaltung und Universität, auf die Wahrung ihrer Eigenrechte bedacht waren. Bereits die Gründungsurkunde sah vor, daß Bürgermeister, Obristmeister und Schultheiß sofort nach ihrer Wahl zu schwören hatten, die Bestimmungen des Stifters genau zu beobachten. Am „großen Kirchweihtag“

wurden jedes Jahr vom Stadtschreiber im Beisein zweier Ratsmitglieder und des Stadtbüttels von der Münsterkanzlei die Satzungen und Freiheiten der Albertina allen kund und zu wissen getan. Auf der anderen Seite begab sich der jeweilige Rektor nach seiner Wahl zum Stadtrat und forderte die alsbaldige Eidesleistung der Stadtoberhäupter auf Beachtung der Universitätsprivilegien. Bestanden zu diesem Zeitpunkt einmal Uneinigkeiten, dann wählte man wohl „neutralen Boden“, so den Konventssaal des in unmittelbarer Nähe gelegenen Franziskanerklosters, und es war nicht immer ausgeschlossen, daß die eine Partei die andere etwas warten ließ, und der Syndikus erst zwischen beiden vermitteln mußte, bevor die feierliche Zeremonie vor sich gehen konnte.

Daß die junge Stiftung gerade in den ersten Jahren ihres Bestehens eifrig auf die Wahrung ihrer Rechte sah, kann nicht überraschen. Als bei der Erneuerung der Universitätsstatuten 1469 in der hierfür bestimmten Kommission auch die Stadt vertreten war, hielt es der Rektor Konrad Stürtzel für angebracht, vorher ausdrücklich die Frage zu stellen, ob die Stadtoberhäupter etwa ein Recht geltend machen wollten, den Beratungen der Universität immer beizuwohnen. Der Stadtschreiber gab dann die beruhigende Antwort, daß dies durchaus nicht beabsichtigt und an keinerlei Beeinträchtigung der Universitätsprivilegien gedacht sei.

Umgekehrt wollte auch die Stadt keine Schmälerung ihrer Rechte zulassen und duldete deshalb keine Überbewertung der Privilegien der Albertina. So war es bei der Hochwasserkatastrophe im Herbst 1481, als die gesamte Bürgerschaft zur Wiederherstellung der Wege aufgerufen wurde, und einige Professoren, deren Frauen in Freiburg begütert waren, sich weigerten, ihre Dienstboten für diese Arbeiten zur Verfügung zu stellen. (Wenn sie allerdings zur Zahl der sogenannten privilegierten Beweibten zählten, weigerten sie sich mit Recht.) Diese Ablehnung unter Berufung auf die Sonderstellung der Akademiker wurde von der Stadt übel vermerkt, und es fielen auf beiden Seiten harte Worte, ja, man wandte sich schließlich an den Landesherrn, der dann seinen Landvogt mit der Vermittlung beauftragte.

Zu Mißverständnissen führte nicht selten die Frage der „Beweibten“. Nach dem Wunsche der Stadt sollten nur sechs verheiratete Universitätsangehörige entsprechende (Steuer-) Vorrechte genießen, alle anderen aber nach ihrer Verheiratung mit einer Jungfrau oder Witwe aus Freiburg den übrigen Stadtbürgern gleichgestellt sein. An und für sich ein billiges Verlangen des Stadtrates; doch war es ebenso verständlich, daß die Hohe Schule mit der steigenden Zahl der Studenten und Dozenten die Zahl der „Privilegierten“ zu erhöhen wünschte, was ihr im übrigen auch allmählich gelang, denn im 16. Jahrhundert zählte man bereits 26 sogenannte „stadtfreie“ Häuser (s. Aufsatz von Th. Zwölfer). — Nicht weniger oft gingen die Ansichten über den Begriff des „civis academicus“ auseinander, der bisweilen ungebührlich weit ausgedehnt wurde, z. B. auch auf die Schwestern von Pfarrern und Tochtermänner von Professoren, die mit der Hochschule nichts zu tun hatten. Ebenso gaben — wie übrigens auch in anderen Universitätsstädten — die Studiosi selbst Anlaß zu Klagen; dabei muß man allerdings berücksichtigen, daß der civis academicus jener Tage häufig sehr jung war; das Durchschnittsalter der ersten Semester betrug damals 14 bis 16 Jahre, vereinzelt taucht selbst ein Zehnjähriger und (1572) sogar ein Siebenjähriger auf. Die Universität sah sich öfter veranlaßt, mit aller Strenge gegen mancherlei Auswüchse der Studierenden einzuschrei-

ten. Auf der anderen Seite hören wir aber auch, daß Rektor und Bürgermeister nach Vorschrift der Stiftungsurkunde gemeinsam die Häuser, in die Studenten zogen, „nach Billigkeit und guter Gewohnheit unserer Stadt“ schätzten, um eine Überforderung zu verhindern.

Wie bereits erwähnt, war die Münsterpfarre der Hochschule inkorporiert worden. Auch hierüber kam es dann und wann zu Mißverständnissen; der Münsterbau lag nach wie vor in den Händen der Stadt und der von ihr bestellten Münsterpfleger. Diese Oberpflegschaft sicherte dem Rat weitgehende Verfügungen über das Münster, ohne daß allerdings irgendwelche Eigentumsrechte bestanden. Unserer Lieben Frauen Bau war, nach Stutz, bereits im 14. Jahrhundert ein eigenes Rechtssubjekt. Mit dem Kirchenpatronat des Münsters wurde die Hohe Schule „parochus primitivus seu habitualis“, und der Pfarrer, richtiger der Pfarrvikar, unterstand der Alma mater. Daß nun beide, Stadt und Universität, auf Beachtung ihrer Kompetenzen bedacht waren, ist zu verstehen. Für den Gebrauch der Kirchenstühle bei Promotionen, die lange im Münster stattfanden, mußte die Albertina entsprechende Gebühren entrichten; sie durfte ohne Erlaubnis der Stadt keinen Schmuck, keine Wappen anbringen lassen. Dafür genoß sie wiederum gewisse Ehrenrechte: wenn der Rektor, der Senat und die Professoren in feierlichem Zuge die Kirche betraten, ertönte die große Orgel. Ihren Platz hatte die Universität im Chorgestühl zu beiden Seiten des Hochaltars. Auch die Frage der „prezedenz“ bei der Fronleichnamsprozession, also wer unter den Prozessionsteilnehmern den Vortritt habe, führte gelegentlich zu Meinungsverschiedenheiten. Man muß solche Kontroversen, die z. B. auch in Wien vorkamen, aus dem Geiste jener Zeit beurteilen, um ihnen gerecht zu werden. Derartige Zwischenfälle konnten aber das Verhältnis zwischen Stadt und Universität nicht auf längere Zeit trüben.

So gehört gerade zu den frühesten Lobrednern unserer Stadt ein Mitglied der Hohen Schule, der durch seine Klassikerausgaben bekannte Humanist Philipp Engelbrecht aus Engen, genannt Engentinus. In einem umfangreichen Lobgedicht in Briefform, das er seinem Freund Hieronymus Huser in Bludenz sandte (gedruckt 1515), feiert er Freiburgs Schönheiten in Distichen, die an Ovid erinnern. Nach einer ausführlichen Schilderung der Umgebung rühmt er die Stadt selbst mit den — heute etwas übertrieben klingenden — Versen:

Viel sind der prächtigen Kirchen und viel der heiligen Orte,
Wo zu jeglicher Zeit feiernd die Hymne ertönt:
Doch vor allen erhebt sich ein majestätischer Tempel,
Ferne gewahrt ihn schon staunend das spärende Aug!
Unübertreffliche Kunst des Meisters hat hier sich erprobt
Und der prangenden Stadt ewiges Denkmal erbaut.
Musen! ihr rühmet ja oft die Pyramiden Ägyptens,
Warum besanget ihr nie diesen gar herrlichen Bau?

Im weiteren vergißt er nicht die Türme, Straßen, Häuser und Bächle zu erwähnen und rühmt als galanter Poet besonders auch die Anmut und Schönheit der Frauen. Etwas mehr als zwei Jahrzehnte später (1538) erschienen von dem Professor Johann Tetlinger ebenfalls zwei Enkomia zum Lobe Freiburgs. Auch in späteren Jahrhunderten haben Mitglieder der Universität unsere Stadt in Poesie und Prosa gepriesen.

Nicht selten stand der Stadtrat mit einzelnen Mitgliedern der Alma mater in besonders enger Beziehung. In diesem Zusammenhang kann nur auf einige wenige Beispiele hingewiesen werden. So waren die Stadtphysici häufig zugleich Mitglieder der Medizinischen Fakultät, oder Schulmänner und Juristen gleichzeitig akademische Lehrer. Es sei nur an einen Mann wie Ulrich Zasius (1461—1535) erinnert, den führenden Rechtslehrer seiner Zeit, befreundet mit namhaften Humanisten wie Celtis, Wimpheling, Geiler von Kaysersberg, Sebastian Brant, Peutinger, Pirkheimer und vor allem mit Erasmus von Rotterdam. Im Jahre 1493 vertrat er erfolgreich die Interessen Freiburgs vor dem Gericht in Konstanz, 1494 war er Stadtschreiber in unserer Stadt, wurde zwei Jahre später Vorstand der hiesigen Stadtschule und nahm als bereits verheirateter Mann die juristischen Studien an der Albertina auf. 1501 promovierte der Vierzigjährige zum Doctor legum, und im Jahre darauf bestellte ihn der Stadtrat zum Rechtskonsulenten, „als eines ehrsamten Rates verpflichteten Doktor“. Zugleich übte er die akademische Lehrtätigkeit aus; bis 1511 stand er in den Diensten der Stadt und war in deren Auftrag maßgeblich an der Umarbeitung (Reformation) des eigenen Stadtrechts, der „Nüwe Stadtrechten und Statuten der loblichen Stadt Fryburg im Pryßgow gelegen“ beteiligt.

Zu den frühesten Lehrern der artes liberales an der hiesigen Hohen Schule zählte Gregor Reich, der hier seinen akademischen Studien oblag und bald darauf in das Kartäuserkloster am Fuße des Hirzberges eintrat, wo er sich auch weiterhin der Wissenschaft widmete. Seine Konventualen wählten ihn schon bald zu ihrem Prior, und der Ruf des stillen Gelehrten drang, besonders nach dem Erscheinen seiner „Margarita Philosophica“ (1505), eines Lehrbuches aller Wissenschaften für die studierende Jugend, weit über Freiburgs Mauern hinaus. Der sittenstrenge Mönch genoß auch das volle Vertrauen Kaiser Maximilians I., der ihn 1519 an sein Sterbelager rufen ließ, um von ihm betreut seine letzte Reise anzutreten. Um die Gelehrtenarbeit dieses bescheidenen Mannes gewissermaßen zu fördern, verbot der Stadtrat (1508) in den Wäldern rings um die Kartause den Vogelfang, damit die Patres nicht gestört würden und „auch die Vogelin, so zu ihnen ihren Flug haben und Wohnung bei ihnen nehmen, nicht verscheuchet werden“. Wahrlich ein Erlaß, der beide ehrt!

Freiburgs Geschichte ist bekanntlich reich an schweren Bedrängnissen, und es ist bezeichnend für das Verhältnis von Universität und Stadt, daß sich beide gerade in den Jahren der Not und des Unglücks immer wieder zusammenfanden. So war es zum Beispiel zur Zeit der Bauernkriege, als im Jahre 1525 mehr als 12 000 Bauern Freiburg belagerten, und der Stadtrat sich gezwungen sah, die gesamte Einwohnerschaft zur Verteidigung aufzurufen, weil sie ganz auf sich gestellt war und von keiner Seite Hilfe zu erwarten hatte. Die wehrfähige Bürgerschaft wurde, entsprechend den zwölf Zünften, in zwölf „Haufen“ eingeteilt. Die Universität stellte drei Rotten zu je 15 Mann unter Führung des Rektors Derrer und der Professoren Götz und Amelius; doch waren, nach Schreiber, gewöhnlich mehr als 70 Studenten unter den Waffen, eine beträchtliche Schar, gemessen an der Zahl der damals Immatrikulierten. — Auch in späteren Jahren wird Universitätsangehörigen ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit lobend bescheinigt; so im Jahre 1632, als Studenten gemeinsam mit den Bürgern die Stadt von der Burghalde aus gegen die Schweden verteidigen halfen. Die Befestigung war damals dürftig; das „Freiburger

Fähnlein“, das in die Stadt beordert war, bestand nur „aus 500 Mann größtenteils in den Waffen ungeübter Bauern“. „Belangreicher war“, wie Schreiber bemerkt, „die Bürgerschaft selbst und der Zuschuß von Studenten der Universität, einem zwar kleinen, aber wohleingeübten Korps.“ Dieses hatte in einer besonderen Eingabe an den Stadtrat gebeten, man möge es von dem gemeinsamen Aufgebot nicht ausschließen. Die Stadt Freiburg hat sich, wie es in einem Universitätsprotokoll vom 22. Oktober 1652 heißt, hoch bedankt, „weil sie allen guten Willen und Neigung sowohl von der Universität als den Studenten verspürt, indem sich diese so bald und guter Anzahl eingestellt, auch mit Waffen gemeiner Stadt beigesprungen“. Der Stadtrat versprach, dies an zuständiger Stelle rühmend zu erwähnen. Den Bürgern und Studenten gelang es, den die Burghalde stürmenden, weit überlegenen Feind abzuwehren. Nicht unerwähnt mag in diesem Zusammenhang bleiben, daß bei diesem nächtlichen Gefecht (am 28. Dezember) zwei Jesuiten das erfolgreiche Geschützfeuer kommandierten.

Auch bei der Verteidigung Freiburgs im Jahre 1677 beteiligte sich die Studentenschaft vor allem in der Neuburgvorstadt. Als dort die Franzosen eine bedrohliche Bresche geschossen hatten, verfiel der Vizerektor auf einen originellen Plan, um den Mut der tapferen Verteidiger zu heben: schnell ließ er aus dem Franziskanerkloster eine Baßgeige und andere Instrumente holen und lustig aufspielen; gleichzeitig wurde aus den Weinkellern der Universität eine entsprechende „Verproviantierung“ zur Verfügung gestellt. Daß sich die Stadt gegen die französische Übermacht nicht halten konnte, war gewiß nicht die Schuld der Verteidiger. Der Kommandant kapitulierte, und Freiburg fiel für fast zwanzig Jahre an die Krone Frankreichs. Auf Befehl Ludwigs XIV. baute Vauban die Stadt zu einer Hauptfestung aus, wobei die Neuburgvorstadt im Norden, die Prediger- und Lehenervorstadt im Westen und ein Teil der Schneckenvorstadt im Süden dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Für die Freiburger, Bürgerschaft und Universität, kamen nun schwere Jahre. Die Hohe Schule siedelte nach Konstanz über, und in unserer Stadt wurde auf höheren Befehl eine „neue“ Universität errichtet, die aber von der österreichischen Regierung mit Recht nie als die legale Nachfolgerin der alten Albertina anerkannt wurde mit der sehr richtigen Begründung, daß die „alte“ Universität von Albrecht als „corpus indepedens“ ins Leben gerufen worden sei. Deshalb vertrat Österreich den Standpunkt, daß die Stadt nach ihrem Übergang an Frankreich kein Recht mehr auf sie habe und betrachtete die derzeitige Freiburger Hochschule als „studium gallicum“. Bei der „feierlicher“ Eröffnung am 6. November 1684 werden die Freiburger unwillkürlich Vergleiche mit früheren ähnlichen akademischen Festlichkeiten gezogen haben. Der neue Rektor magnificus, Abbé Louis de la Grange, war nicht erschienen, die Bischöfe von Konstanz und Basel begnügten sich mit „huldvollen“ Handschreiben als Antwort auf die Einladung, glänzten aber im übrigen durch Abwesenheit. Den Zug, der sich an jenem Novembertag zum Münster bewegte, eröffnete, wie üblich, der Pedell, aber nicht mit dem alten kunstvollen Zepter, sondern mit einem aus Holz geschnitzten, dessen Ende allerdings mit den Emblemen der königlichen Lilie geschmückt war. Der Vizerektor, Münsterpfarrer Julier, trug den üblichen Priesterornat, ohne die damals gebräuchliche Rektorenkappe. Nur der Saum seines Mantels war mit einer silbergestickten Scharlachborte versehen. Es folgten die Honoratioren und einige Professoren,

ferner Vertreter der Stadt und zum Schluß etwa zwanzig (!) Studenten. Nach den Feierlichkeiten im Münster vereinigte ein Festmahl die Teilnehmer des Zuges. Wie die allgemeine Stimmung war, besagt am besten die kurze Notiz des Chronisten, daß „weder trompeten noch pauken noch etwan freuden und seitenspihl“ gehört wurden. Dazu bestand nun auch wirklich keine Veranlassung, und rückschauend ist man fast versucht, zu glauben, diese Stimmung sei symbolhaft für die folgenden Jahre gewesen.

Von der Stadt wurden damals große Leistungen und Opfer für Kontributionen, für den Kasernen- und Festungsbau und für die fremde Garnison verlangt. Dabei war der Stadtsäckel leerer denn je, die Bürgerschaft verarmt und auch seelisch stark mitgenommen (man erinnere sich, daß durch die Niederlegung der Vorstädte viele Menschen Heim und Hof verloren hatten!). Zwischen Stadt und Universität bestanden zwar ähnlich enge Beziehungen wie unmittelbar nach der Gründung der Albertina 1457. Die Berufungen der Dozenten lag vielfach in den Händen des Stadtrates, ja, fast alle Juristenlehrstühle waren mit Stadtbeamten besetzt. Und gerade diese Tatsache führte zu sehr begreiflichen Konflikten, schon rein formaler Art. Denn nach altem Herkommen begab sich nach der Neuwahl des Stadtrates der Rektor oder sein Stellvertreter mit einigen Professoren zum Magistrat, um diesem zu gratulieren. Bei dieser Gelegenheit wurde vom Stadtschreiber der entsprechende Eid zur Beachtung der Universitätsprivilegien verlesen und sodann von den Stadtoberhäuptern beschworen. Dieser Vorgang mußte sich naturgemäß komplizieren, wenn einige der Professoren zugleich Beamte der Stadt waren; denn der Rat weigerte sich — wenigstens zunächst —, in die Hände der „Stadtbedienten“ einen solchen Eid zu leisten. Daneben bestand auch innerhalb des Lehrkörpers häufig eine bald größere, bald kleinere Meinungsverschiedenheit, denn er war fast all die Jahre über in ein franzosenfreundliches und ein österreichisch gesinntes Lager geschieden.

Über die Zahl der Immatrikulierten jener Jahre sind genaue Angaben nicht zu ermitteln. Man tat natürlich alles, um für die neue Alma mater Propaganda zu machen; es wurde auf Freiburgs Bequemlichkeit, Lustbarkeit, auf sein gesundes, frisches Wasser und seine gute Luft hingewiesen, daß es (so nebenbei!) auch noch Festung war, wurde begreiflicherweise schämig verschwiegen. Aber all diese geschwätzig Reklame konnte nicht verhindern, daß sehr viele Studenten der alten Albertina die Treue hielten, als diese am 11. November 1686 in K o n s t a n z ihre Pforten öffnete.

Der Frieden von Ryswick (30. Oktober 1697) brachte unsere Stadt endlich wieder an Österreich, aber erst am 11. Juli 1698 rückten die französischen Truppen ab. Damit war auch das Schicksal der „Interimsuniversität“ entschieden. Denn was war natürlicher, als daß nunmehr die alte Hochschule in ihr altes Heim zurückkehrte? Indes ging dies nicht so schnell und reibungslos, wie manche es wohl gedacht hatten. Die Konstanzer waren begreiflicherweise bestrebt, die Hohe Schule dort zu halten, und ebenso gab es im Lehrkörper manche Stimmen, die für ein Verbleiben in der Stadt am See waren, trotz mancher Schwierigkeiten, die sich auch hier im Laufe der Jahre ergeben hatten. Im großen und ganzen aber hatte man sich dort ganz gut „accomodieret“; dazu kam, daß einige der jüngeren Dozenten aus Konstanz stammten oder Konstanzerinnen zu Frauen genommen hatten. Schließlich entschied die Regierung die Rückverlegung der Universität nach Freiburg, und am 1. November 1689 wurden die Vorlesungen hier wieder aufgenommen. Vom „corpus

gallicum“ blieb nichts übrig, keiner seiner Professoren, nicht einmal der immer gemäßigte Julier, wurde übernommen. Damit hatte ein, im ganzen gesehen, sehr unerfreuliches Zwischenspiel seinen Abschluß gefunden.

Auch das 18. Jahrhundert brachte Stadt und Universität manch schwere Jahre. Schon zu Beginn hielt es die Universität aus Kriegsgründen für angebracht, wenn auch nur für kurze Zeit, Freiburg zu verlassen. Später begnügte sie sich, das Archiv und ihre Preziosen rechtzeitig sicherzustellen. In den Kriegsjahren 1740 und 1744 und auch 1792 blieb die Albertina, entgegen höheren Weisungen, in Freiburg und mußte sich darob sogar bei der Wiener Regierung verantworten. Im Jahre 1795 baten die Studenten, den Bürgern bei der Stadtwache helfen zu dürfen, und als kurz darauf der allgemeine Landsturm aufgeboten wurde, reihten sich viele Akademiker in das bürgerliche Scharfschützenkorps ein. Am 6. April 1800 sprach das Landespräsidium seine Anerkennung darüber aus, daß beim letzten feindlichen Alarm die Studenten freiwillig und in beträchtlicher Zahl zu den Waffen gegriffen und sich zur Verteidigung des Landes und der Stadt mit den hiesigen Bürgersöhnen vereinigt hatten.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Stadt und Universität offenbarte sich wohl am stärksten im 19. Jahrhundert und hat sich bis in unsere Tage immer wieder bewährt. Gleich beim Übergang Freiburgs und des Breisgaus 1805/06 an Baden stand die Existenz unserer Hochschule ernstlich auf dem Spiele. An und für sich konnte das nicht überraschen, denn für das kleine neue Staatsgebilde mit (damals) etwas mehr als einer Million Einwohnern stellten zwei Universitäten (Freiburg und Heidelberg) unzweifelhaft eine schwere finanzielle Belastung dar; daß dabei die letztere als ältere gewisse Prioritätsrechte für sich beanspruchte, war vorauszusehen. Auf der andern Seite wollte begreiflicherweise auch Freiburg auf eine jahrhundertalte Tradition nicht verzichten. Universität und Stadt wurden deshalb beim neuen Landesfürsten vorstellig; am 21. Mai 1806 kam eine offizielle, allerdings bedingte Zusage. Das Wort des Kurfürsten (und späteren Großherzogs) Karl Friedrich zu der Frage, ob eine der beiden Hochschulen aufgehoben werden sollte: „Mit nichten, sie gehören nicht unserem Lande allein, sie gehören der Menschheit an“, wurde dankbar aufgenommen. Dem damaligen Prorektor, Professor Dr. Weissegger von Weissenack, der sich besonders für das Fortbestehen unserer Hochschule eingesetzt hatte, verlieh die Stadt am 30. Mai 1806 das Ehrenbürgerrecht. Aber schon nach wenigen Jahren zogen neue Sturmwolken am Horizont auf. Die napoleonischen Kriege mit ihren schweren Folgen wirkten sich unheilvoll aus. Das Universitätsgebäude (an der Bertoldstraße) wurde längere Zeit seiner Bestimmung dadurch entzogen, daß dort ein „Montierungsdepot“ eingerichtet wurde. Die Universitätskirche diente als Magazin für Mehl, Früchte, Heu, Branntwein, später als „österreichisches Haber- und Zwiebackmagazin“. Durch reiche Spenden der Bürgerschaft, vor allem der Zünfte, wurde nach Abzug der Truppen dann das profanierte Gotteshaus seinem ursprünglichen Zwecke wieder zurückgegeben. Es konnte nicht ausbleiben, daß in diesen unruhigen Zeiten der geregelte Unterricht stark litt und die Zahl der Studierenden erheblich zurückging. Außerdem fehlte es nicht an Angriffen von außen, die den Ruf der Albertina herabzusetzen suchten. Als die Gefahr immer größer wurde, beschloß der Stadtrat unter seinem Oberbürgermeister Adrians (Ende Dezember 1816), den auch in Karlsruhe angesehenen Ferdinand Weiß (ehe-

dem Mitglied des Jesuitenordens, nach Aufhebung desselben Magistrat, Archivar und Armenrat) in die Residenzstadt zu schicken, um Näheres über die geplante Schließung der Hohen Schule zu erfahren und gegebenenfalls Vorstellungen dagegen zu erheben. Ebenso begab sich eine Universitätsdeputation dorthin, und Carl von Rotteck legte in einem ausführlichen Promemoria nachdrücklichst die Gründe für den Fortbestand der hiesigen Universität dar, indem er u. a. auf die langgestreckte Form des badischen Landes hinwies, die zwei Universitäten sehr wohl gerechtfertigt erscheinen lasse, und betonte, daß der Wettstreit zwischen zwei Landeshochschulen für beide nur förderlich sein könne. Trotz all dieser Bemühungen waren zunächst nur unverbindliche Zusagen, wie etwa: „Es solle nichts zum Nachteil Freiburgs und des Breisgaaues geschehen“ zu erreichen. Über ein Jahr zog sich diese Ungewißheit hin. Dann reiste am 25. Januar 1818 zugleich mit dem Prorektor, Professor Dr. Wucherer, eine neue städtische Abordnung nach Karlsruhe. Auf Wunsch der Universität bestand sie dieses Mal nicht aus einem, sondern aus drei Vertretern der Stadt, den Bürgern Christian Sautier, Heinrich Kapferer und Kasimir Schmidt. Man wollte jetzt eine definitive Entscheidung haben, und deshalb harrten die Delegierten so lange dort aus und sprachen immer wieder bei den zuständigen Stellen vor, bis sie es endlich schriftlich hatten, daß der Weiterbestand der Universität wirklich gesichert sei. Prorektor Wucherer bescheinigte damals die Mitwirkung der Stadt mit den anerkennenden Worten: „Die Bürger von Freiburg sind fortwährend feurig für unsere gute Sache, und ich könnte mir keine besseren Mitdeputierten wünschen als sie.“

Dieser Erfolg rief natürlich in Freiburg große Freude hervor. In feierlicher Weise wurden die Vertreter von Stadt und Universität bei ihrer Rückkehr von der gesamten Bürgerschaft empfangen. Im Münster fand am 17. Februar (1818) ein feierliches Pontifikalamt mit Tedeum statt. Die Akademiker zogen unter Führung ihrer Marschälle nach Fakultäten in das Gotteshaus, wo das Bürgerkorps paradierte; der Senat, der Stadtrat, das Stadtamt, viele Mitglieder der Landesbehörde und zahlreiche Bürger wohnten dem Dankgottesdienst bei. Die Stadt hatte vier Tage vorher dem Prorektor Dr. Wucherer das Ehrenbürgerrecht verliehen. Das Diplom war auf Pergament geschrieben und mit einer silbernen Kapsel versehen. Auch die Deputierten der Stadt wurden entsprechend geehrt. Die Universität ihrerseits richtete an den Gemeinderat eine in herzlichen Worten gehaltene Dankadresse. Die Hochschule erbat sich vom derzeitigen Landesherrn, Großherzog Ludwig, die Erlaubnis, der bisherigen Benennung *Albertina* den Namen *Ludoviciana* hinzufügen zu dürfen, und führt seitdem diesen Doppelnamen.

Nochmals, in den vierziger Jahren, drohte die Gefahr der Aufhebung. Im März 1841 wurden Stimmen laut, die eine Verlegung des Polytechnischen Instituts von Karlsruhe nach Freiburg anregten und dafür die Schließung der hiesigen Alma mater empfahlen; die Theologische Fakultät sollte in „entgegenkommender Weise“ als „Spezialschule“ fortbestehen. Kein Wunder, daß dieser sehr durchsichtige Vorschlag in der Freiburger Bevölkerung großen Unmut hervorrief, den auch ein Karlsruher Dementi nicht allzusehr besänftigen konnte; die Erinnerung an das Jahr 1817 war noch zu lebendig. 1844 wurde die Frage: Freiburg oder Heidelberg im Landesparlament behandelt. Energisch traten die Freiburger Abgeordneten Hägelin und Litschgi für die Wahrung der durch die Verfassung garantierten Rechte unserer Hoch-

schule ein, während der Abgeordnete Mathy, der spätere Staatsminister, etwas sarkastisch meinte, er könne nicht begreifen, wieso sich Freiburg so sehr dagegen sträube, einen Kreuzer herzugeben (gemeint war die Universität), um einen Gulden (nämlich das Polytechnische Institut) dafür zu nehmen. Professor von Weissenek hat diesen „Rechenfehler“ treffend korrigiert, indem er sagte, das sei gerade so, als ob man einem Kinde einen neuen Kreuzer hinhalte, um einen alten Dukaten dafür zu erhalten. Im Sommer 1846 begann der Kampf von neuem. Wiederum trat der Abgeordnete Hägelin im Landtag energisch für die Erhaltung unserer Alma mater ein und erinnerte, daß die Stadt Freiburg 2000 Gulden zur Erbauung eines Gewächshauses der Universität geschenkt habe und bereit sei, aus Stiftungsmitteln ein mehr als 100 000 Gulden kostendes Spitalgebäude erbauen und zu klinischen Zwecken einrichten zu lassen, und er fügte nicht ohne Absicht hinzu, daß in Heidelberg der Staat die Ausgaben für die Klinik bestreite. Als es dann zur Abstimmung über die Dotation und damit das Weiterbestehen der Freiburger Hohen Schule kam, ergab sich Stimmgleichheit. Die Entscheidung lag nunmehr beim Präsidenten Mittermaier, der — wie Fritz Baumgarten treffend sagt — seinen calculus Minervae zugunsten der Albertina-Ludoviciana abgab und damit ihr Schicksal positiv entschied.

Nochmals glaubten ängstliche Gemüter die Existenz der Universität bedroht; das war nach der Gründung der Reichsuniversität Straßburg (1872). Obwohl Staatsminister Jolly diesem Gerücht sofort energisch entgegentrat, war es doch gut, daß eine Schrift „Für unsere Universität, ein Mahnwort eines Freiburger Bürgers an seine Mitbürger“ erschien. Der Verfasser war der hiesige Anatom Alexander Ecker (Sohn), der die Existenzberechtigung auch kleinerer Universitäten, wie Freiburg, nachwies und die Freiburger Bürgerschaft zur Selbsthilfe aufrief. Zu diesem Zweck schlug er die Gründung einer akademischen Gesellschaft, als Mittelpunkt für alle die Universität fördernden Betätigungen, vor. Diese Gesellschaft wurde auch alsbald ins Leben gerufen und hat im Laufe der Jahrzehnte vor allem den wissenschaftlichen Instituten eine erfreuliche Förderung angedeihen lassen.

Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung nach 1870, die Berufung prominenter Wissenschaftler an die Albert-Ludwigs-Universität, die ständig wachsende Zahl der Studierenden mehrten das Ansehen unserer Hochschule im In- und Ausland. Die Unterrichts- und Forschungsräume wurden sehr bald zu eng, und so entstanden kurz vor der Jahrhundertwende in den verschiedenen Stadtgebieten immer neue wissenschaftliche Institute. In fünf aufeinanderfolgenden Jahren konnten die Prorektoren alljährlich über die Eröffnung neuer Lehranstalten berichten. Finke stellte (1920) fest, daß kein der Wissenschaft und den Studierenden gewidmetes Gebäude sich erhebe, bei dem die Stadt nicht sagen könne: „Quorum pars fui“, daran habe auch ich teil!

Im Jahre 1895 beschloß die Plenarversammlung der ordentlichen Professoren den dringend notwendig gewordenen Neubau der Universitätsbibliothek, da der bisherige Bau an der Bertoldstraße gegenüber der (alten) Universität längst nicht mehr den modernen Anforderungen entsprach. Der Neubau erstand in den Jahren 1896—1902 auf dem der Stadt gehörigen Grundstück zwischen Belfort- und Rempartstraße; er ist allerdings inzwischen schon wieder zu klein geworden und erfährt in unseren Tagen eine wesentliche Erweiterung und Modernisierung, sehr zur Freude der Benutzer. Man hat schon öfter die Universitätsbibliothek mit Recht das „Herz“ der Alma

mater genannt; dann darf natürlich das Kollegiengebäude nicht zu weit davon entfernt liegen. Deshalb begrüßte es die Hochschule, daß der Neubaude der Universität dank dem Entgegenkommen der Stadt auf dem gegenüberliegenden Platz ausgeführt werden konnte. Der gegenseitige Liegenschaftsaustausch wird an anderer Stelle behandelt. Erwähnt sei nur, daß der Stadtrat und der Bürgerschaftsausschuß außerdem beschlossen, zu den Baukosten noch einen Beitrag von 500 000 Mark zu leisten. Mit dem Abbruch der Rempartkaserne, die damals auf diesem Platz stand und in der sich die Städtische Gewerbeschule befand, konnte allerdings erst nach Fertigstellung des neuen Schulgebäudes an der Kirchstraße begonnen werden. Als am 3. Juli 1906 in Anwesenheit des Großherzogspaares die feierliche Grundsteinlegung stattfand, rühmte der damalige Prorektor, Dr. Himstedt, auch die großen Verdienste der Stadt, vor allem hinsichtlich der Platzfrage. Sie habe dieses Problem behandelt, als sei es ihr allereigenstes. „Ich glaube“, so fuhr er fort, „ich kann unsern Dank nicht besser aussprechen, als indem ich sage, wir konnten das nicht anders erwarten. Seit Dezennien besteht zwischen Stadt und Universität das glücklichste Einvernehmen, jeder sucht den andern zu fördern, soviel er vermag. Universität und Stadt sind eins.“ Und in der Urkunde, die in den Grundstein eingeschlossen wurde, heißt es u. a.: „Wenn die Vertreter des ganzen badischen Landes dem Wachstum der Freiburger Hochschule die notwendige Nahrung zuzuführen niemals gezögert haben, so hat die Stadt Freiburg selbst ihr den Boden bereitet, auf dem sie sich kräftig und frei zu entfalten vermag. Durch das Entgegenkommen der Gemeindebehörden ist es auch möglich gewesen, den zentralen Gebäuden der Universität, Kollegiengebäude und Bibliothek, ihren Platz zu wahren hier im Zentrum der Stadt, die doch selbst, nach allen Richtungen sich erweiternd, die Grenzen früherer Zeiten sprengen mußte. Hochschule und Stadt, beide zugleich lebendige Glieder unserer badischen Heimat, fühlen sich einig in dem Geiste rüstigen Vorwärtstrebens und in einer, wir dürfen es sagen, jugendlichen Freudigkeit.“ (Siehe auch Aufsatz von G. Hirsch.)

Fünf Jahre später, Ende Oktober 1911, konnte das Neue Kollegiengebäude seiner Bestimmung übergeben werden. Oberbürgermeister Dr. Winterer erinnerte bei dieser Gelegenheit in berechtigtem Stolz an die enge Verbundenheit von Stadt und Universität seit dem Gründungsjahr (1457). Und beim achthundertjährigen Stadtjubiläum im Jahre 1920 betonte Geheimrat Finke in seiner Festansprache, daß beide trotz mancherlei Differenzen im Laufe der Jahrhunderte sich immer bewußt blieben, daß sie „auf Gedeih und Verderb aneinandergelagert waren“.

Die Verbundenheit von Stadt und Universität zeigte sich auch oft bei festlichen Anlässen, so, wenn es galt, den 1500., 2000., 3000. und 4000. Studenten zu feiern. An solchen Tagen war die Stadtverwaltung großzügige „Gastgeberin“, sei es beim Wasserschloß, im Sternwald, am Waldsee oder im Stadtgarten.

Nicht zuletzt aber bewährte sich das freundnachbarliche Verhältnis beim Bau der neuen Universitätskliniken, der Chirurgischen und Medizinischen, die in den Jahren 1926 bis 1931 erstellt wurden, und bei der Frauenklinik, die kurz vor Kriegsausbruch (1939) im Rohbau fertiggestellt war. Die Stadt war hieran finanziell erheblich beteiligt. Leider wurden sie alle auch ein Opfer jener unseligen Bombennacht des 27. November 1944. Von der Stätte, an der nur Gutes gewirkt wurde, blieb nur ein Trümmerfeld übrig. Um den bald-

möglichen Wiederaufbau der Chirurgischen und Medizinischen Klinik hat sich das Städtische Klinikbaubüro in schwerster Zeit besondere Verdienste erworben. Noch vor der Währungsreform, im Januar 1948, konnte die Chirurgische Klinik wieder in Betrieb genommen werden, und am 25. Juni 1950 wurde die Medizinische ihrer Bestimmung übergeben. Mit der Fertigstellung dieser beiden Häuser war die Aufgabe des Städtischen Klinikbaubüros erfüllt, den weiteren Wiederaufbau übernahm dann die Universität. Der damalige Rektor, Professor Welte, hat bei der Beisetzung des Oberbürgermeisters Dr. Hoffmann diese Mitarbeit der Stadt beim Wiederaufbau der Universität in anerkennenden Worten hervorgehoben.

Fünfhundert Jahre, tausend Semester hindurch, teilen nunmehr Stadt und Universität Freud und Leid. Eine Freundschaft, die auf eine so alte Tradition zurückblicken kann, wird sicherlich auch für alle Zukunft Bestand haben.

SCHRIFTTUM

U. a. wurde folgende Literatur benützt:

- Finke, H., Universität und Stadt Freiburg in ihren wechselseitigen Beziehungen. Rede bei der Feier des Stadtjubiläums, im Auftrage des Senates gehalten. 1920.
- Rest, J., Beiträge zur Geschichte der Universität Freiburg (Freiburger Zeitschrift 28, 1912, S. 125 ff.).
- Stutz, U., Das Münster zu Freiburg i. Br. im Lichte rechtsgeschichtlicher Betrachtung. 1901.
- Schreiber, H., Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. 1857.
- Schreiber, H., Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. 1857.
- Schaub, Fdr., Geschichte des Archivs der Universität Freiburg i. Br. (in Abhandlungen aus dem Gebiet der mittleren und neueren Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften. 1925. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag Hch. Finke gewidmet).
- Dischler, A., Baugeschichte der alten Universität (Freiburger Zeitschrift 44, 1954, S. 1—80).
- Mayer, H., Bilder aus der Geschichte der Freiburger Universität (Bad. Heimat 16, 1929, S. 75 ff.).
- Mayer, H., Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. 3 Bände, 1892, 1895, 1894.
- Mayer, H., Zur Geschichte der Freiburger Fronleichnamsprozession (Freiburger Diözesan-Archiv NF 12, 1911, S. 558 ff.).
- Mayer, H., Bemühungen der Stadt Freiburg um die Erhaltung ihrer Universität in den Jahren 1816—1818 (Freiburger Zeitschrift 52, 1917, S. 105 ff.).
- Baumgartner, F., Die deutschen Hochschulen (hrsg. von Th. Kappstein), Band I, Freiburg i. Br., 1907.
- Neustädter, M., Die Universität in Freiburg i. Br. während der französischen Herrschaft (1677—1698). 1925.

Der Freiburger und seine Universität

Von Franz Schneller

Die alte Zähringerin Freiburg bietet auf dem geräumigen Teller des Münsterplatzes die flammende Tiara des Heiligen Geistes dem Himmel dar. In einer Girlande üppiger Kastanien, gegenüber, ihr Großhirn, die Uni, aller Welt.

Die eine schmückt an Feiertagen die gelbweiße Fahne. Die Alberto-Ludoviciana ihre blauweißblaue. Beide genießen das souveräne Recht, sich allein zu zeigen.

Den Eingang des Kollegienhauses bewachen, sitzend, die erzenen Gestalten des ersten bestsellers der europäischen Literatur: Homer. Und die des andern, der abendländischen Philosophie: Aristoteles. Mit der großen Zehe seines vorgeschobenen rechten Fußes öffnet er, der katholischen Stadt entgegen kommend, der mittelalterlichen Theologie das Tor. Tausende von Studenten drängen sich von früh bis spät zwischen den beiden hindurch zur Brust ihrer Alma Mater, die nebenbei — in Krisenzeiten auch mal zu ermäßigtem Preis — eine bedeutende Manufaktur von Doktorhüten unterhält.

An einer Ecke betrauert die Muse den Frühling der Kinder, die 1914, eine Blume im Flintenrohr, über die Kaiserstraße den Sturmflug westwärts begannen, der vor Ypern und Langemarck — wir werden es nie vergessen — ein Ende fand.

Mit ihm ging auch ein Jahrhundert zu Ende.

Danach veränderte sich die Altstadt. Zwischen Martinstor und dem Siegesdenkmal verflüchtigte sich der roßwarme Duft nach Zirkus. Die leichtwippenden Victoriawägelchen verdrängte das Auto. Benzindunst schwelt über den Asphalt. Das Spatzenvolk überließ von nun an den Tauben die wenigen Plätze. Den Burschen verging die Lust am Singen. Die Mensa paßte sich der mageren Börse an.

★

Aber zu keiner Zeit büßte die Hochschule an Beliebtheit ein. Wer einmal hier Student gewesen, gehört zu uns und wir zu ihm. Denn auf das Stichwort Freiburg fühlen sich beide, wo es auch sei, daheim. Jeder von uns vermag zum Beweis mit Beispielen aufzuwarten. Bände ließen sich leicht mit Geschichten füllen. Und weil es schwer fällt, als Freiburger nicht sofort damit zu beginnen, sei wenigstens, wie die Eingebung es vorschlägt, diese eine erzählt: es war 1915 im Westen. Als Quartiermacher hatte mich der Krieg nach Cléry bei Péronne geschickt, wo mir aufgetragen war, mich beim Ortskommandanten zu melden, einem alten Husaren, der nun Brot und Granaten fuhr. Schon nach den ersten Worten erkannte er in mir den Freiburger und schloß mich in sein Herz. Er ließ mir im Salon, als wär ich der Großherzog, das Bett aufschlagen. Trug eigenhändig die Stiefel zum Putzen weg. Schickte einen reitenden Boten mitten in der Nacht nach Hummer und Sekt und entschuldigte sich noch, daß er weder Kaiserstühler noch saure Nierle wie in Briems Weinstube mir vor-

zusetzen hätte. Die Nacht reichte nicht aus, alle seine Fragen zu beantworten: ob der alte Bäumler noch lebe? Ja. Ob es die Störche auf dem Dache des Hauses zum Walfisch noch gäbe, oder ob sie schon alle dem Dunst der Schnapsbrennerei Kölblle erlegen wären? Den Professor H., bemüht wie Sokrates, die Wahrheit zu suchen? Professor Y., den Juristen, mit allen Kniffen eines Gorgias nur darauf aus, zu überzeugen? Fehlte nicht viel und er hätte mir ein Borussenband um die Brust gehängt. Quartier fürs Regiment ließ er seine Männer für mich machen. Er ließ meinen Morgenschlaf bewachen wie den eines Patienten erster Klasse in der Psychiatrischen bei Hoche. Und um das Maß des Wunderbaren voll zu machen, führte er mich als Ehrengast beim Kommandierenden General von Bouillon ein, an dessen Seite ich tafeln mußte. All dies wegen, all dies für Freiburg.

✻

Und wieder in einem Krieg, werden wir denn nie genug davon kriegen, wurden mir über die Mainlinie auf Empfehlung des gleichen Borussen Studentinnen geschickt. Gleich zwei. Wir schlugen ihnen die Betten in unserer besten Stube auf. Wir öffneten ihnen unsere Hamsterquelle. Wir boten ihnen, als die Kirschen reif geworden, den einzigen Baum unseres Gartens an. Begnügten uns, für sie die Leiter zu stützen und verlangend zu ihnen aufzuschauen. Den Kirschen. Den ganzen Hort von Puddingpulver ließen wir sie verkochen. Sogar die Vorbereitung aufs kleine Latinum haben wir auf uns genommen. Es war mühsam genug. Im Luftschutzkeller haben wir auf gemeinsamer Pritsche geschlortert, und wir sind am 28. November 1944 in einem Gespann, mit Notgepäck unter fremdem Dach untergekommen. All dies wegen. All dies für?

*

Die Musenstadt. Hat sie den jungen Studenten je anders empfangen wie Mozart seine Besucher? Mit der Frage: liebst du mich? Und ihm, ohne sein Jawort abzuwarten, auf dem Klavichord ihrer Landschaft die verführerischsten Weisen vorgespielt. Nichts verlangt sie von ihm als Sinn für geruhsame Pausen. Sinn für den hohen Luxus, zur eigenen Gesundung Zeit auch verschwenden zu können. Lernt er dies, lernt er erst den Freiburger kennen und die Stadt, die dank ihrem Klima, das mit seinen Föhnen an den Nerven lullt, milderer Südens Verheißung in sich birgt.

Dringt die Atmosphäre dieses Bodens ihm osmotisch durch die Haut ins Blut, geht ihm auf, warum der Freiburger selten gleich ja, selten gleich nein sagt. Warum seine Seele, sich selbst genießend, meist in einem Schwebezustand verharret. Warum er sich so wenig beeilt, wie der Maikäfer, der zwischen zwei Flügen stets sich Zeit läßt, das Unterkleid seiner Hautflügel zu ordnen.

Eine zögernd in der Stadt verebbende Ländlichkeit sichert hier allen ein Maß von Geruhsamkeit, der selbst die Verkehrspolizei sich unterwirft. Eine gemächliche Mundart erzeugt Wärme zwischen den Menschen und läßt sie alles nur halb so wichtig nehmen. Der zum Beharren Neigende frischt die alte Vergoldung „Hoflieferant“ an der Glastüre seines Geschäftes wieder auf, empfiehlt sich weiterhin als „Universitäts-Buchbinder, -Buchhändler, -Buchdrucker“. Alten Gassen wurde beim Wiederaufbau die gewohnte Enge gelassen, den öffentlichen Brunnen ihr Wasser.

Kein Wunder also, daß, wo immer in der Welt ein ehemaliger Student wem begegnet, der nach Freiburg reist, die Bitte aufträgt: „grüße mir Freiburg und

sage dort, ich würde lieber heute als morgen, und wäre es zu Fuß, wieder dort-
hin zurückkehren“.

*

Schade. Wie konnten es die Freiburger verbummeln, in ihrer berühmten Fronleichnamsprozession der Zunft ihrer Studentemütter, dicht hinter dem „Himmel“ einen Ehrenplatz zwischen den hohen Prälaten und den Professoren der Uni anzuweisen. Sie hätten ihn doch wirklich verdient. Sie, die ihr Leben lang nichts anderes wollten als für ihre Studenten aktiv zu sein.

Die Altstadt Freiburg bleibt für uns alle ihr löbliches Erinnerungsbuch. Muster ihrer Art bleiben darin vermerkt. Von Haus zu Haus. Die Bombennacht, die ihre Buden zerstört, hat ihnen in unseren Herzkammern ein „Leibgeding“ verschafft. So der alten Frau Klaus. Sie wohnte in der Schiffstraße in einem schmalen Haus, das einst den Äbten von Tennenbach gedient, von denen einer noch lange auf dem Speicher umging. Frau Klaus gehörte zur Elite ihrer Art, die es nicht nötig hatte, bei Semesterbeginn das Täfelchen „Möbliertes Zimmer zu vermieten“ ans Fenster zu hängen. Denn sie nahm nur Mieter auf Empfehlung. Nur Korpsstudenten: Hessenpreußen, vielleicht noch Rhenanen oder Schwaben. Am liebsten ihre „Hassa barusse“. Wagte sich dennoch mal ein Burschenschafter in ihr Haus, spielte sich zwischen ihr und ihm die Stummszene aus dem „Fliegenden Holländer“ ab, die in der knappen Begrüßung ihr Ende fand: „was bilde Sie sich ein, junger Mann, glaube Sie, ich laß mich auf Wilde ein?“

Sie lebte nur für ihre Lieblingsfarben. Für ihre „Korpiers“ bügelte sie schon frühmorgens und sang dazu Kommersbuchlieder. Das ganze Haus duftete nach Terpentin, denn unermüdlich fummelte ihr Lappen über Boden und Treppen. Böden, teils eingelegt. Ich durfte ihr manchmal helfen, wenn sie die frischgestärkten Vorhänge aufmachte, das Skelett in der Ecke betrachtete, das ein „Tönnehen“ schief auf dem Schädel trug und das in Spiritus eingelegte, behaarte Hautstück, das der Student bei einer Säbelmensur in Merzhausen verlor. Streng hielt sie Zucht. Stellte an Kneipabenden dem Studenten einen Eimer ans Bett, falls ihn der „Matrosenhusten“ befiel. Drehte sich dennoch mit ihm das Karussell so plötzlich, daß es zum Zielen nicht mehr reichte, fand er am Monatsersten die Sonderleistung unter „den Dreck weggemacht“ mit 5 Mark berechnet.



Dagegen puderte sie „Schmisse“ unberechnet mit Jodoform, legte Verbände an und heiße Schmalzwickel nach Professor Bäumler wie ein gelernter Mediziner. Und da sie keinerlei Besuch von Damen duldete, verquirelte sie selbst Cognac mit Zucker und Eidotter an Tagen mit Hausverbot. Nahrung, die ihr Herr mit zugeschwellenen Lippen durch ein Röhrchen zu sich nahm, die Fenster-

parade seines Schwarms entgegen nehmend.

Ihr einziger Verkehr vom Fachverband, Frau Nurmüller, um die Ecke, so genannt, weil sie mit einem Studenten angab, der von Müller hieß, galt als

bevorzugte Mutter einer katholischen Verbindung, vom Volksmund „Himmelsdragoner“ genannt, deren Fremdsprache „Rheinisch“ sie fließend beherrschte. Mit ihnen allen blieb sie zeitlebens in Verbindung und hielt sie brieflich über alles auf dem Laufenden, was sich in Freiburg tat. Darum gab es auch in der ganzen Altstadt nirgends einen Weihnachtstisch wie bei ihr. Nur einmal unterlief selbst ihr beim Versand der Wunschzettel eine Fehlleistung, die erst am 24. Dezember sich erwies. Ein Fehler, den sie weinend angesichts der langen, zum Biegen mit Geschenken beladenen Tafel mit der Klage eingestand: „vier Gänse, drei Terrinen Gänseleber, ein Truthahn, fünf Enten, zwei Schinken und nicht ein Schäufele. Und grade darauf hab ich mich so gefreut. Was soll ich nun am Stefanstag eigentlich essen?“

*

Das große Los für ihren Schatz an Lebenserinnerungen zogen jene Studentenmütter, die einen „Jubelstudenten“ beherbergten. Der erste Treffer fiel auf den Tausendsten, der an zwei Tagen, am 6. und 7. Juni 1885 in der Sängersalle und am Waldsee gefeiert wurde. Er erhielt eine goldene Uhr. Vom Studentenwirt Karl Krämer für das laufende Semester freies Mittagessen mit Wein. Die Stadt ehrte ihn mit einem Marktfest. Der 1500. Student, Raimund Schäfer, stammte aus U.S.A. Sein Fest wurde am 9. Juni 1898, am Geburtstag des Erbgroßherzogs auf dem Wasserschlößle und in den Waldwegen im Sternwald gefeiert. Aus dem Brunnen der Anlagen floß Wodanbier der Inselbrauerei. Dazu sangen die Studenten:

„Zu Freiburg an dem Dreisamstrand
Nimmt das Studieren überhand!
Das kommt just vom Dozieren.
Der flotte Professorenstand
Verleitet zum Studieren.“

Entsprechend der Qualität dieser Verse schenkte ihm die Uni ein Majolika-Tintengeschirr, die Stadt einen Bierkrug.

Zur Immatrikulation des Zweitausendsten, Kurt Polenz aus Nossen, ließ Freiburg eine Denkmünze prägen und aus Schwarzwaldholz einen Maßkrug schnitzen, mit dem sie den Jubilar auf Lebenszeit belastete. Posaunen bliesen nach allen Richtungen auch den tausendsten Jubelbruder herbei, der, inzwischen zum beleibten Philister ausgereift, in einer Droschke angefahren kam. Nach ihm aufgerufen, der 1500. im Auto anbrausend, eben von einer Forschungsreise in den Anden kommend.

Den dreitausendsten fuhr eine dralle Schwarzwälderin in Tracht im Kinderwagen an. Nach seiner Amme zu schließen, verhiessen die Zeitungen diesem Hercynen eine kapitale Zukunft. Großes Feuerwerk, ein Festzug und eine goldene Uhr. Dies am 6. Juli 1911.

*

Bizarr!kehrten nicht alle einmal wieder in diese Stadt zurück voll Erinnerungen? Besahen diese, kaum weniger betroffen als einst die Flüchtlinge ihr Pompej nach dem großen Lavaausbruch ihres Vesuv. Zerstört bis auf ihr höchstes Zeichen, das Münster, und einige uns liebe Zeugen alter Zeiten. Traumwandler, die wir waren. Dumpf erwachend. Doch mit Kräften, stark genug, Trümmer zu durchbluten. Einem Willen, Erinnerungen Gestalt zu geben. Gestalt, in der die Atmosphäre des Vertrauten wieder Atem holte. Willens, mit der uns unentbehrlichen Linienführung der Gassen die Zauberformel wieder

herzustellen, uns die Wege in die Vergangenheit zu öffnen. Verblieb uns selbst nicht die Möglichkeit, mit geschlossenen Augen alles noch zu sehen, genau so, wie es eben noch gewesen?

So flutet das Leben wieder durch die Kaiserstraße, in der, wer je sie kannte, sich wiederfindet. Und sich begleiten läßt von Schatten, die der Wachtraum weckt, der längst Vergangenes Heute werden läßt. Sie hat es der Liebe leicht gemacht, mit der mütterlichen Stadt in Fühlung zu kommen. Ihr Angesicht zu sehen, wie es von jeher war.



Die alte Wirtin Freiburg, eine Frau mit Humor, ließ es sich nicht nehmen, die Bächle reinzufegen. Sie ersparen so der Polizei, den gröhrenden Studenten aufzuschreiben. Die kleinen Bächle, die ihn plötzlich kleinlaut machen und seine Hitze kühlen, wenn er strachelnd in ihnen seine Kneippkur nimmt.

Wie stets in Träumen braucht es seine Zeit, sich suchend zurecht zu finden. Doch dies erhöht den Reiz des Wanderns und den Genuß am pötzlichen Entdecken. Was unverrückt an seinem Platz blieb, genügt, das andere zu ergänzen. Der Zigarrenfreytag da. Kuenz, wie immer. Wo zu Semesteranfang der Student sich fürs Kolleg die Hefte kauft. Und wenig weiter Kühn, der Juwelier.

Mein Gott, wie manchem Alten Herrn mag all dies Gold und Silber die Erinnerung an einen Ring plötzlich in ihm wachrufen. Ein Ring, einst hier gekauft, verstorben nur im Bett von einer Braut getragen, die ein Semester für das Leben nahm. . . .

War da nicht auch der „Fahnenberg“ mit Norbert Müller, dem flinken, kleinen Wirt, der jedem Gast die Tabaksdose zur Begrüßung bot? Der Tisch der „Heubörse“, an dem bei Bindingbier und frischen Brezeln die Meister der Botanik in Leidenschaft gerieten, wenn sich von einer Exkursion zur andern hinter ihrem Rücken am Kaisertsuhl die Orchideen kreuzten?

Verschwunden der Mützen-Kern. Freilich nur für Jahre. Denn eines Sonntags jagte nach diesem Kriege ein Sportwagen durch die Kaiserstraße, drin zwei Studenten „in Couleur“. Bobbele riß die Augen auf. Der Durchbruch war geschehen! Seitdem schichten wieder Mützenläden ihre Ware, wie Konditoren ihre fertigen Tortenböden. Zwei Schwalben haben also doch der Stadt den Sommer alter Burschenherrlichkeit gebracht.

*

Der Normalbürger überfliegt beim Frühstück seine Zeitung in der Reihenfolge: Todesanzeigen. Gebührenerhöhung. Steuertermine. Unfälle. Hochschulnachrichten. „Ruf nach auswärts abgelehnt.“ Wundert ihn nicht groß. Soll froh sein, daß er in Freiburg sein kann. Den Namen übrigens nie gehört. Allem nach ein Theoretiker, die kennt man nicht so. „Ehrevoller Ruf nach München angenommen.“ Was? Soll mache, daß er fortkommt, lieber heute als morgen. Wie hat man so einen überhaupt hier behalten? Wird 'n armer Teufel sein, den sie dort aufbessern, oder gut bei einer Partei angeschrieben.

Im Ansehen obenan stehen bei ihm der erste Leibsneider der Chirur-gischen, der Internist, der morgen in Tokio, übermorgen in San Francisco Freiburg vertritt. Der Gynäkologe, der nach dem Kaiserschnitt vor ihm seine Brut

sieht und jene Treuhänder des Gemüts, die in jenem hinter Gärten gelegenen Bau an der Hauptstraße in seiner Seele ein Alibi ausloten, falls die Steuer ihm peinliche Andeutungen macht oder in Tagen politischer Rückgratserweichung der Aufenthalt erster Klasse in einem Krankenhaus einer Schutzhaft vorzuziehen ist.

Die Mediziner sind überhaupt Männer, die ins öffentliche Leben passen. Die lassen was springen. Sitzen im Theater ihre Miete ab wie die Geschäftsleute. Fragen im Feinkostgeschäft nicht gleich nach dem Preis, geben dem Baugewerbe was zu verdienen, wenn sie sich an der Sonnhalde niederlassen, ziehen Fremde an, die was liegen lassen und Studenten aus aller Welt, sogar Negerkönige von der Goldküste, die hier ihren Adel ausbilden lassen. In Ordnung.

Die Namen Kraske. Lexer. Kilian. Tannhauser. Opitz. Manz. Noeggerath. Krönig. Pankow und andere sind ihm vertraut, als hätte er bei ihnen promoviert. Mit Krauß und Heilmeyer glaubt man ihn — seinen Sprüchen nach — sogut wie auf Du. Folgen im platonischen Ansehen die Philosophen, deren Weltpublizität in dem Maße sich ausweitet wie die Möglichkeit sie zu verstehen sich verengt. Gib dir keine Mühe, sagt er sich: wenn es bis zum Jahr 2000 in der Welt noch keine fünf Köpfe geben wird, die Husserl kapieren, ist es für dich keine Schande, auch nichts vom Heidegger seiner Philosophie zu verstehen, seinem Nachfolger.

Ein Professor, ganz nach dem Geschmack der Freiburger, war der alte Gruber, der Zoologe, der gleichzeitig im Stadtrat und in der Theaterkommission saß. Da er einer Dynastie angehörte, deren Chef August Weismann, das Keimplasma war, der auch Wiedersheim angehörte, der Zoologe, mit Großherzogs so vertraut, daß er mit der Hilda fast Mittagsschläfchen auf dem gleichen Sofa machte, war ihm die Wissenschaft weitgehend zugunsten seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen abgenommen. Er hielt zu Herzen gehende Reden, frisch, wie improvisiert. Obwohl er, was einer seiner Söhne uns Gymnasiasten verriet, abends reichlich Kartoffelsalat zu sich nahm, um in schlaflosen Nächten der Inspiration den Einflug zu erleichtern. Kinder sproßten — ohne Kartoffelsalat — hinter ihm auf wie Morcheln im Wald nach schwülen Nächten.

Nach seinen ihm nachgetuschelten Donjuanaden mit Künstlerinnen befragt, antwortete der Genueser Kaufmannssohn lächelnd: „wenn's nur so wär, aber bis jetzt hab ich nur von einere einen Kuß kriegt, des war die Frau von Maurer, wo ich ihr zum 40. Bühnenjubiläum hab gratuliere müsse!“ Er konnte reimen wie der Karpfen schwimmt. Aber eben wie der Karpfen. Erschien er vor dem Theater, flatterten die Balletteusen an wie die Tauben auf San Marco, und wenn er auch nicht die Goldstücke wie die Maiskörner unter sie streute, war doch da und dort ein schnäbelndes Täubchen, dem er zum Aufputzen seines Gefieders verhalf.

In dem Maße wie Gruber die Welt in Rosa sah, verübte sie sich für den jedermann vertrauten Freiburger Theologen Engelbert Krebs, der als Mitglied einer rechtsstehenden Partei dem Bürgerausschuß angehörte, aber in Tagen der nationalen Erregung dennoch den Schafen zur Linken zugeschieden wurde. In seiner geistigen Sils-Maria-Einsamkeit, die er gelegentlich durchbrach, um mit seinem Schulfreund, dem Porträtzeichner europäischen Formats, Rudolf Grossmann, ein Glas Wein zu trinken, antworteten seine schmalen Erasmuslippen einmal auf die Frage, ob er glaube, daß es im Himmel auch Universitätsprofessoren gebe, mit dem lapidaren Satz des Kleinen Katechismus: „bei Gott

ist kein Ding unmöglich“. Drauf Grossmann: „dann steht Dir ja noch allerhand bevor!“

*

Nach der Jahrhundertwende büßte an der Uni ein vollbärtiger Sanskritologe seine Majatage ab. Er führte mangels einer indischen Ziege eine mollete Sächsin am seelischen Halfterband, die sich zu seiner Linken hielt, weil er in der Rechten stets ein Schoppenglas trug, das dieser geistige Milchbruder Gandhis bald am Brunnen auf dem Kartoffelmarktplatz, bald am Bertold-Schwarz-Brunnen spülte. Denn seine Wallfahrtsgänge bewegten sich zwischen Briems Weinstube und der Burse. Dort studierte er seine Texte auf Dünndruckpapier mit der Wusseligkeit eines kurzsichtigen Liebhabers, der im Telefonhäuschen nervös eine Nummer sucht.

Oben am Hebsack saß ein anderer Ostasiate, Professor Ernst Grosse, in Buddharuhe, dem der Abendwind von fern den Duft von Lotosblüten zuwehte. Nur in Herdern möglich, wohin der „Höllentäler“ nicht dringt. Vornehm und rein wie ein aus Sandelholz geschnittener Heiliger thronte er auf seinem Lehrstuhl, zu seiner Konzentration unaufhörlich mit zwei Nüssen in der Tasche spielend, deren Schale er in unendlicher Geduld auf Hochglanz gebracht hatte. Der Kaiser von Japan erhob ihn in den Ritterstand, und so durfte er seine Briefe mit einem roten Stempel versehen, dessen rätselhafte Schriftzeichen sein eigentliches Gesicht noch unnahbarer machte. Er trank den Tee nur aus grünem Pulver bereitet, bot den Gästen aber Tee nach Europäerart an. Mit taotistischem Tastgefühl spürte er die intimsten Reize von Werkstoff und Form auf, und es mutet wie die Rache von Dämonen an, daß er nach dem Genuß von Trauben aus diesem Leben schied, um sich noch vor dem „Erwachen Deutschlands“ auf Seelenwanderung zu begeben.

In einem Rang den Menschen näher, auch in Herdern, aus einem Goethe befreundeten Hause stammend, wirkte Noeggerath in ansteckender Lebensfreude. Kurz „Noegg“ genannt. Studentinnen umgaben ihn wie Bienen den Imker zur Schwarmzeit. Er überbot alle Rekorde an Weihrauchverbrauch und feierte als Vertreter der Hochschule, wo er auftrat, als imposante Persönlichkeit Triumphe mit seiner Schlagfertigkeit, seinem Witz, seinem Redner-talent, seiner Improvisationsgabe.

*



Nichts verband den kleinen Mann je mehr mit der Uni als die Anatomie. Dort konnte der Soldat mit seiner Braut am Sonntag die Werkstatt der menschlichen Natur studieren und in Spiritus die grottenolmbleichen Wesen, die dank zu früher Eingriffe um das Recht ihrer Erstgeburt gekommen sind. Da gab es vergleichsweise auch Bildtafeln, jede Stufe der Menschheitsentwicklung registrierend bis zur Epoche der Rückgratsaufrichtung. Die Anatomie stand für viele noch über dem Pfandhaus, weil sie die

Sicherheit zu bieten schien, schon zu Lebzeiten schlimmsten Falles mit einem Hunderter das Vermächtnis der einstigen Leiche zu honorieren. Machte dennoch einer dieses Angebot, fertigte ihn Professor Keibel, gefürchtet wegen seiner

Riesennase, mit den Worten ab: „fehl ab Platze. Melden Sie sich im Schlachthof, Abteilung Schlachtvieh“.

Besonders nach der Hinrichtung des Mörders Hundertpfund stieg die Besucherziffer der Sammlung. Man wollte seinen Kopf sehen und danach noch (für 20 Pfennige) Einblick in Spezialorgane von einzigartigen Ausmaßen nehmen. Kannte nur der Gebildete die Größen dieses Hauses: Wiedersheim, Eugen Fischer u. a., wußte jeder Freiburger Geschichten vom Hausoriginal Eschle zu berichten, das durch Explosion eines Benzinkochers bei der Knochenentfettung zur Skelettherstellung ums Leben kam. An Volkstümlichkeit stand ihm sein Nachfolger Franz Eggs gleich, der als Technischer Helfer die im ersten Krieg durch eine Bombe zerstörte Anatomie wieder aufbauen half und dem Hunderte von Studenten ihre Kenntnisse in Anatomie und ihre Präparate verdanken.

Auf gleicher Linie der Tüchtigkeit hielten sich die Hilfskräfte des Physikalischen Instituts. Weiss, der es zu einer Meisterschaft des Akrobaten im Vorführen physikalischer Tricks brachte, und bei den Zoologen Maier, der Bienenvater, der noch unter dem Nobelpreisträger Spemann tätig war. Maier hatte auch den Auftrag, den großen August Weismann, der jenseits seiner Altersgrenze in seinen Vorlesungen einschlieft, diskret zu wecken, wenn ihn das Nickerchen befiel.

*

Uni und Bürgerschaft bildeten täglich den großen Strom der Kaiserstraße, den Bummel, der von elf bis eins und abends von sechs bis sieben in Fluß blieb. Punkt elf Uhr nahmen von der Treppe des Museums aus die Vertreter des alten badischen Adels diese Parade ab, in legerer Unterhaltung über Familiennachrichten und in der Mundart, die in ihren Kreisen heimisch war. Ohne Graf Kageneck, das Original Franzele von Neveu und den beliebten Baron von Gleichenstein keine Heerschau.

Der Bummel bewegte sich zwischen Martinstor und Siegesdenkmal. Auf der rechten Seite. Auf der andern, der Fünzigpfennigseite, ging nur, wer sich „nicht angezogen“ fühlte, oder ein Päckchen trug. Studenten in couleur. Professoren mit Voll-, Spitz- und lockigen Griechenbärten. Kein Bummel ohne Oltmanns, der mit Taucherschritten dahintappte und kopfnickend grüßte, wenn nicht gerade eine Walküre nahte, die ihn während der Ferien in Lauerstellung auf Helgoland zu erwarten versprach, wohin er mit der Regelmäßigkeit der Aale robbte, die, wenn ihre Zeit es verlangt, über Land und Meer auf Tour sind.

Lange mit den gleichen weiblichen Werbemitteln voraus, die in unsern Tagen die Filmproduzenten an Lolobrigida entdeckten, beherrschte die Frau eines Chemikers das Feld der Kaiserstraße. In heliotroper Frohwüchsigkeit erwarteten alle Männer ihr Erscheinen. Wie eine hohe Bugfigur eines Schiffes glitt sie durch das Gewoge und beendete ihr Auftreten meist in einem Friseursalon, um rasch noch die Blicke derer zu kassieren, die unter dem Rasiermesser, im Spiegel nach ihr die Augen nahmen.



Sonntags nach dem Hochamt erlebte die Kaiserstraße an der Einmündung der Münstergasse einen Stau, den die Bürgersteige nicht mehr einzudämmen vermochten. Man stürzte nach dem Karlsplatz zu den Konzerten im Freien, die Friedemann mit seinen 115ern dirigierte. Das Offizierskorps zweier Regimenter fädelt sich dort in den Bummel ein. Nur die Droschkengäule vor der Karlskaserne philosophierten, die Köpfe halb im leergefressenen Futtersack, bis sie nach dem Bummel die Damen nachhause fahren durften.

Die Kaiserstraße war auch der Schauplatz der großen Studentenfackelzüge. Tagelang hielt sich zwischen den Häusern der Duft nach Pech. Und wenn es besonders hoch herging, warfen an solchen Festtagen die Studenten aus den Weinstuben Geld unter die Menge, um sich am Geraufe der am Boden darum Balgenden zu ergötzen. Danach wurde jedesmal wieder der Geldbriefträger zur begehrtesten Erscheinung in den studentischen Quartieren.



Von den alten Gebäuden der Universität

Von Ingeborg Schroth

Als 1460 die Universität in Freiburg feierlich eröffnet wurde, stand den Studenten kein eigenes Gebäude zur Verfügung, das eingeweiht werden konnte, ja, es konnte nicht einmal eines geplant werden. Die finanzielle Hilfe für die Neugründung aus den Pfarrpfründen des Hauses Österreich, die Erzherzog Albrecht VI. vergab, und dem schwäbischen Heiratsgut, das seine Gemahlin Mechthild stiftete, reichten nicht einmal, um die Gehälter der wenigen Dozenten zu bezahlen. So mußten der Stadtrat und die Bürgerschaft mitsorgen, dem lebendigen Geist bleibende Stätten in den Mauern zu schaffen. Das war einst wie jetzt keine leichte Aufgabe, denn schon immer war Freiburg eine dichtbesiedelte Stadt, und es war innerhalb der Mauern kein Gebäude und Grundstück zu haben, das ausreichend Raum für das Collegium universitas bot. Freilich hatte man auch zunächst noch nicht den Wunsch, ein einziges, alle Fakultäten umfassendes Gebäude zu besitzen. Die vier Fakultäten wurden in verschiedenen Bauten untergebracht, in denen sich zugleich Wohnungen für Studenten und Dozenten und Räume für die Vorlesungen befanden. Es waren Bürgerhäuser, die der Stadt gehörten und für Studienzwecke zur Verfügung gestellt wurden, bis die Universität sich so entfaltet hatte, daß sie selbst in der Lage war, Gebäude zu kaufen¹ (vgl. auch den Aufsatz von M. Kollofrath, S. 19). Wie diese Häuser aussahen, wissen wir nicht mehr.

Die Statuten der Universität verlangten es, daß die Studenten mit den Dozenten zusammenwohnten, Vorlesungen und Übungen in einem Hause hatten und zu einer Lebensgemeinschaft zusammengefügt waren, deren strenge Ordnung mehr mit den Regeln mönchischer Orden als mit unserer „akademischen Freiheit“ zu tun hatte. Die Theologen lebten in den Klöstern, Juristen und Mediziner in der Franziskanergasse, Ecke Merianstraße, „Artisten“ in der Sattelgasse (jetzt Bertoldstraße).

Die „Artisten“, das heißt die Philosophische Fakultät, deren Vorlesungen ja zunächst einmal alle Studenten besuchen mußten, ehe sie ein spezielles Studium beginnen durften, benötigten dementsprechend am meisten Raum. Dennoch konnten sie anfangs 1460 vom Stadtrat auch nur ein kleines Grundstück, den „Dekaneihof“ in der Sattelgasse (der jetzigen Bertoldstraße), zur Verfügung gestellt bekommen, erst 1465 wird ihnen noch das danebenliegende Haus „Zum Pfauen“ zugewiesen, wonach die Wohngemeinschaft der „Artisten“ den Namen „Pfauenburse“ erhielt. Beide Häuser wurden innen miteinander verbunden und offiziell als „Collegium artistarum“ bezeichnet. Seit 1473 konn-

¹ Die hier durchgängig benutzte Literatur wird im einzelnen nicht zitiert, da sie übersichtlich gegliedert und schnell erfassbar ist; es handelt sich um die Bücher:

Fritz Baumgarten: Freiburg im Breisgau. Die deutschen Hochschulen, I. Band, Berlin 1907.

Hermann Mayer: Die alten Freiburger Studentenbursen. 3. Beiheft zur Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins, 1926.

Arthur Dischler: Die Baugeschichte der Alten Universität zu Freiburg im Breisgau. In „Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins“, 44. Band, 1934, S. 1–63.



Erzherzog Albrecht, Begründer der Albertina
Stifterbild des 17. Jahrhunderts

ten nach und nach weitere Nachbarhäuser für die Universitätszwecke mitbenutzt und allmählich erworben werden. Die inneren Gegensätze, die im 15. Jahrhundert in der Philosophischen Fakultät herrschten, prägten sich in ihren Bauten aus. Als der Kampf der Nominalisten und Realisten (als Anhänger des Duns Scotus auch Scotisten genannt) innerhalb der Fakultät entbrannte, trennten sich die Realisten und zogen in das 1493 erworbene Haus „Zum Adler“, das neben dem „Pfauen“ lag, ihr Anführer, der aus Tübingen berufene Professor Georg Northofer, kaufte sich ein Haus in der Egelgasse (jetzigen Eisenbahnstraße), das die Universität später auch erwarb.

Ohne äußere Veränderungen, wozu man nie genügend Geld hatte, wurden diese Bürgerhäuser erfüllt mit dem studentischen Leben, dessen lebhaftes Geistesleben freilich sehr an ihrer schlichten Schönheit und Festigkeit zehrte. Schon im 15. Jahrhundert lesen wir von Klagen über die Bauqualität, seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts mehren sich die Berichte über Deckeneinstürze, und 1565 stürzt sogar ein Stück Keller ein. Im Jahre 1505 schon mußten die Studenten der Pfauenburse im Kornspeicher schlafen, weil nicht mehr genügend Raum sonst im Haus war.

Nachdem sich der bauliche Zustand so verschlimmert hatte, wurden die Studenten zum Teil ausquartiert und von 1566 bis 1584 gründliche Instandsetzungsarbeiten vorgenommen, die zugleich die einzelnen Häuser zusammenfügten und vereinheitlichten, doch blieben noch Brandmauern, einige Keller und vor allem die schrägen Winkel der aneinanderstoßenden Häuserfluchten erhalten, die noch heute in der Front der „Alten Universität“ an der Bertoldstraße spürbar sind. Auch die unregelmäßige Reihung der Fenster hat sich an dieser Fassade bis heute durch alle Veränderungen des Barock und der Neuzeit erhalten. Aber alle diese Vereinheitlichungen reichten noch nicht, um genügend Raum für Lehr-, Wohn- und Verwaltungszwecke zu schaffen. Da in der Sattelgasse (Bertoldstraße) schon keine weiteren Grundstücke mehr zur Erweiterung erworben werden konnten, kaufte die Wirtschaftsdeputation der Universität 1559 und 1578 zwei Häuser am Rathausplatz, gegenüber dem Franziskanerkloster, um wenigstens eine Erweiterung in der Nähe der ältesten Gebäude zu ermöglichen.

Diese beiden Bauten sind uns teilweise heute noch erhalten, und wir kennen ihr altes Aussehen aus Abbildungen des 17. Jahrhunderts und Photographien (Abb. 1, vgl. S. 85). Sie wurden erst 1895—1901 zum „Neuen Rathaus“ umgebaut, nachdem sie die Stadtverwaltung 1891 von der Universität erworben hatte, um das alte Gebäude zu bewahren, „daß es als ein Denkmal einer vergangenen Kunst erhalten bleibe und nicht der Privatspeculation zum Opfer falle“². Im jetzigen Rathausneubau prägen sich noch die alten Bauteile aus, und wesentliche Schmuckglieder sind wohl erhalten³. Einst kehrten die zwei Gebäude, die die Universität für sich erwarb, ihre Haupt- und Wohngebäude der Egelgasse (Eisenbahnstraße) zu, und ihre Rück- oder Wirtschaftsgebäude lagen an der Gerbergasse (jetzt Turmstraße). Das 1559 erworbene Haus „Zum Phönix“ war schon von einigen Professoren bewohnt gewesen, die es nacheinander gekauft hatten. Um 1500 hatte es der bekannte Theologe und Anführer der „Realisten“ in Freiburg, Dr. Georg Northofer († 1509), besessen, nach ihm der Mediziner Dr. David Kremer († 1550). Seit 1565 nachweislich wurde es für Vorlesungen

² Friedrich Kempf und Peter Albert: Festschrift zur Eröffnung des Rathaus-Neubaues der Stadt Freiburg am 14. Oktober 1901, Freiburg 1901, S. 14, Zitat aus dem Kaufvertrag.

³ Ebd. S. 7 ff.

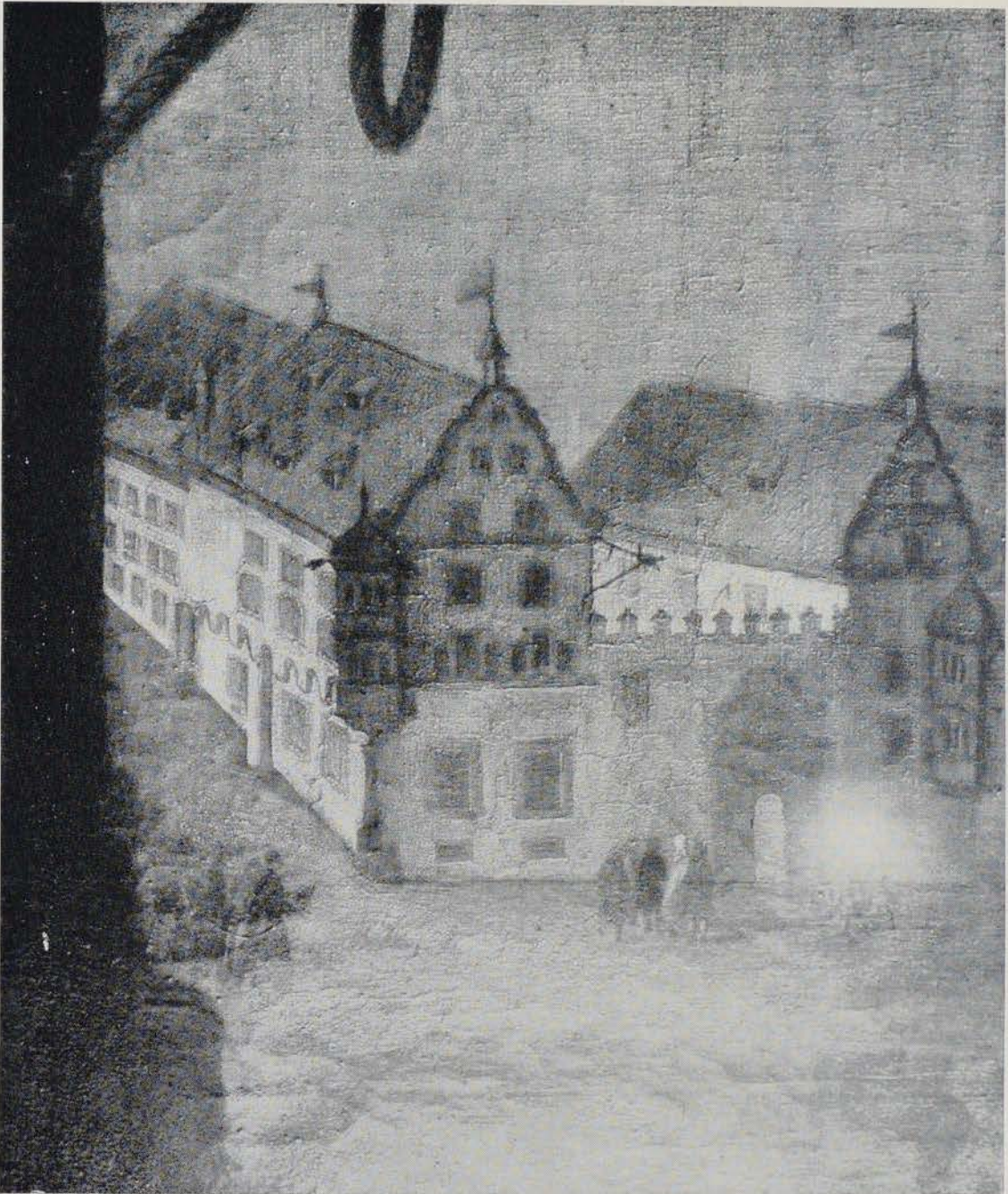


Abb. 1 Altes Kollegengebäude, Ausschnitt aus dem Stifterbild
des 17. Jahrhunderts

Photo: H. Weber, Freiburg

verwendet. Der Eingang zu diesem Haus läßt sich in der rundbogigen Nische mit der alten Türschwelle und zwei Wappen an der Südseite des Rathauses in der Eisenbahnstraße erkennen. Seitlich sind noch die kleinen Sitzbänke unter den Wappen, auf denen die Bürger am Feierabend saßen oder von denen man aufs Pferd steigen konnte. Auf der alten Photographie vom Ende des 19. Jahrhunderts und der noch älteren Darstellung im Stifterbildnis des 17. Jahrhunderts ist das alte Haus mit seinem Eingang hinten links sichtbar (Abb. 1). Davor breitet sich allerdings viel deutlicher das Haus „Zum Rechen“ mit seinen beiden Hausteilen und der Hofmauer aus.

Dieses Haus „Zum Rechen“ wurde 1578 von der Universität angekauft und seit 1581 benutzt. Es hatte von etwa 1530 an dem angesehenen und wohlhabenden Arzt Dr. Joachim Schiller von Herdern gehört; dessen Vater war schon Medizinprofessor und seit 1508 Stadtarzt gewesen. Ihm gehörte ein Weiher-
schlößle in Herdern als Landhaus, und der dort geborene Joachim nannte sich danach Schiller von Herdern. Das alte Stadthaus gestaltete Dr. Schiller zwischen 1539 und 1545 völlig um, indem er aus den beiden Bauteilen des Wohnhauses an der Eisenbahnstraße und dem Rückgebäude an der Turmstraße zwei größere Giebelhäuser machte, die gemeinsam ihre Giebel- und Hauptfronten nun dem Franziskanerplatz zukehren und dessen Eingang in einer Hofmauer als Portal ausgestaltet war. Die eigentliche Haustür liegt im Treppenturm, der ebenfalls heute noch erhalten ist und die Grenze der beiden Häuser „Zum Phönix“ und „Zum Rechen“ bildete (zwischen denen ursprünglich noch eine Hofmauer lag, die erst von der Universität beseitigt wurde). Eine solche symmetrische Gruppierung eines Doppelhauses mit den Giebeln zur Hausfront und einem dazwischenliegenden Hof entspricht nicht mehr ganz den alten alemannischen Baugewohnheiten der Freiburger Bürgerhäuser seit der Stadtgründung, da diese alle ihre Traufseiten, das heißt die Breitseite und nicht den Giebel, der Straße zukehren. Diese Gewohnheit prägt sich in der ursprünglichen Anlage des Schillerschen Hauses aus, erhält aber dann durch die Wendung der Schauseite zum Platz hin eine völlig neue Note, die aus der Einwirkung fränkischer, das heißt speziell wohl Straßburger, Baukunst zu verstehen ist. In Straßburg entstanden damals die schönen, aufwendigen Erweiterungsbauten des Frauenhauses (der Münsterbauhütte) und der Großen Metzsig in Form solcher Doppelhäuser mit Zwischenmauer. Beide Häuser Dr. Schillers, die sich ähneln, haben an ihren schöngeschwungenen Giebelseiten jeweils eine eigene Fenstereinteilung, die sich nicht aus dem symmetrischen Außenbau, sondern aus der inneren Raumgestaltung ergibt. Das vornehmere linke Haus, das wohl die Repräsentationsräume enthielt, hat mehrere und reichgruppierte Fenster, deren Rahmung in feiner Steinmetzarbeit ausgeführt wurde. Zwischen Ranken, Masken und antikisierenden Grottesken sind in den roten Sandsteinrahmen Wappen des Hausbesitzers Schiller angebracht, und besonders der Schmuck der zweigeschossigen Erker an den Hausecken bezeugt den modernen Stil, den der Humanist und Gelehrte des Renaissancezeitalters an seinem Haus aufnimmt. Dennoch zeigt er sich dabei verwurzelt in mittelalterlicher Gedankenwelt. Das beweisen gerade die feinen figürlichen Reliefs im südlichen Erker, die gar nicht satirisch gemeint sind⁴ (Abb. 2—4), sondern ein Bekenntnis zum mittelalterlichen Glauben bedeuten. Die Darstellung des Einhorn, das sich in den Schoß der Jungfrau flüchtet, als es vom wilden Jäger verfolgt wird (hier durch Amor als Putto mit dem Hund und dem Horn auf der rechten Erkerseite wiedergegeben), bedeutet Christus und die Flucht der christlichen Menschenseele vor den Trieben der Welt in den keuschen Schoß der Muttergottes, das heißt der Tugend, der christlichen Minne. In der Keuschheit und Tugend ist die höchste Kraft, die selbst dem starken Fabeltier Schutz gewähren kann, eine höhere Kraft als die Muskelstärke des Herkules, der Stiere an den Hörnern bändigt (wie es am linken Erkerrelief zu sehen ist). Daß diese Reliefs solche Bedeutung haben, sprechen sie selbst durch einen Vers, ein Distichon, auf dem Spruchband über dem Einhorn aus:

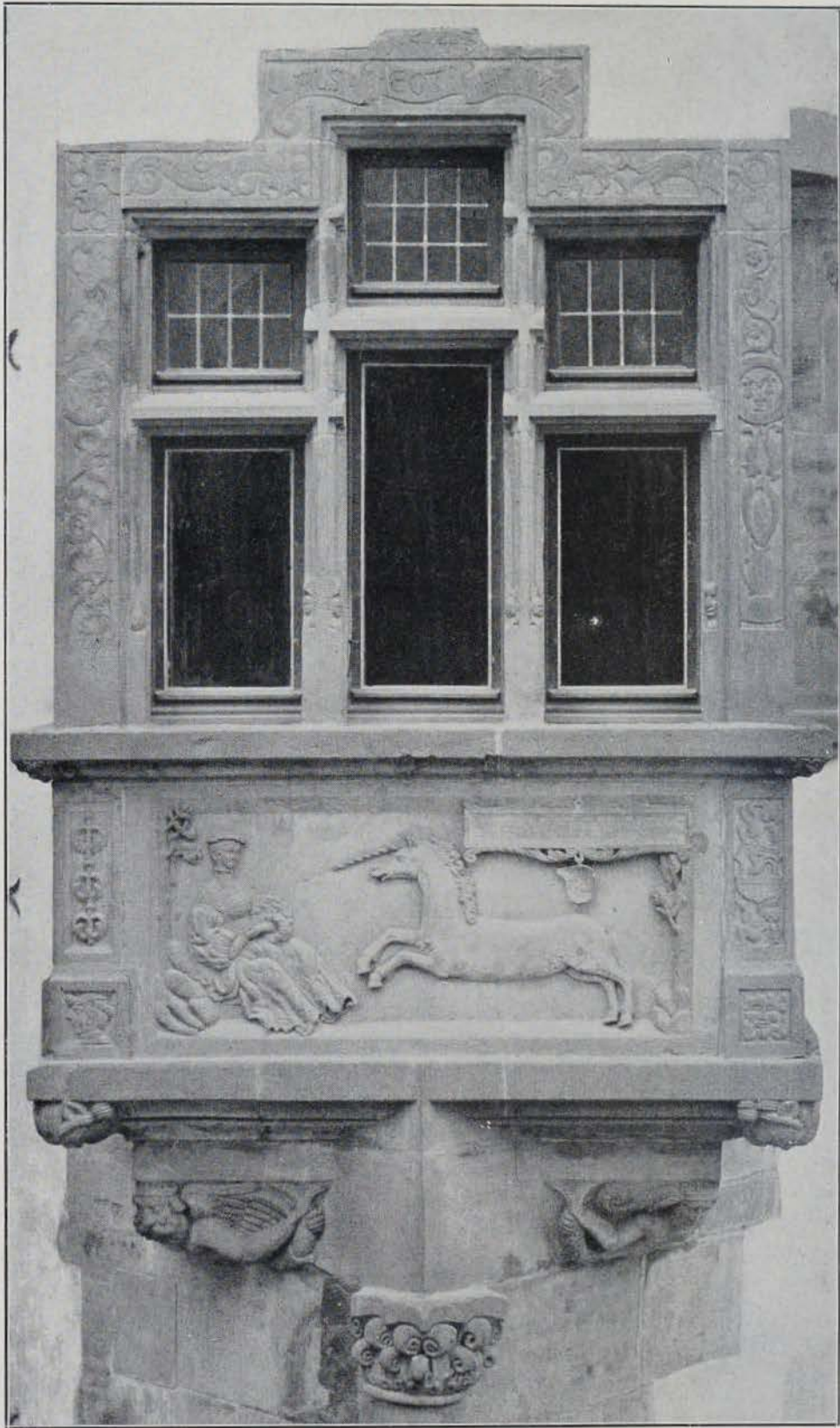


Abb. 2 Erker mit Einhornrelief am Alten Kollegiengebäude
(Rathaus)

Aus: Festschrift zur Eröffnung des Rathaus-Neubaues, 1901, vgl. Anm. 2



Abb. 5 Seitliches Relief des Einhornerkers

Aus: Festschrift zur Eröffnung des Rathaus-Neubaues, 1901, vgl. Anm. 2



Abb. 4 Seitliches Relief des Einhornerkers

Aus: Festschrift zur Eröffnung des Rathaus-Neubaues, 1901, vgl. Anm. 2

Alte habitat virtus generosae conscia praedae.
 Non capit hanc sordes aut hypogeia colens.
 Una salus est monoceros composque salutatis
 Virgo a terrenis mente levata fides.

In der Übersetzung von Kempf-Albert⁴:

Hoch thront die Tugend, des herrlichsten Lohnes bewußt sich.
 Denn nicht Gemeinheit gewinnt, noch wer im Finsteren schleicht.
 Einziges Heil ist das Einhorn und die dessen teilhaftig,
 Die Jungfrau: erderhabener Glaub'.

Daß die heilige Jungfrau hier modisch gekleidet ist, ist keineswegs sonderbar, vielmehr kommt solche zeitgenössische Tracht auch bei der gleichen Darstellung auf Teppichen und Holzschnitten vor. Oben über dem Mittelfenster des Erkers ist eine weitere Inschrift angebracht, die ebenfalls das fromme Denken des Hausbesitzers bezeugt, dort steht unter der Jahreszahl 1545 „ALS GOT HAIM“ (alles Gott anheimstellen).

⁴ Ebd. S. 8 f.

Als Schiller von Herdern gestorben war, kam sein schönes Haus noch in den Besitz des K.K. Rates und Ritters Andreas von Könritz zu Kirchhofen († 1558), von dessen Erben es der Universität verkauft wurde. Diese ließ durch Mauerdurchbrüche und Umbauten jeweils die Vorder- und Rückgebäude der Häuser „Zum Phönix“ und „Zum Rechen“ verbinden, so daß beide vom Treppenturm im Hof aus zugänglich wurden. Die Hofmauer erhielt nun 1580 das Renaissanceportal (Abb. 5), das bis zum Umbau 1895 bestand und jetzt in etwas veränderter Form als Fensterrahmung in die Rückseite des Rathaushofes eingebaut ist. Es wurde in seinen Sandsteinteilen stark ergänzt. Zwei Säulen tragen einen antikisierenden Giebel mit dem Medaillonbildnis Erzherzog Ferdinands († 1595), der damals vorderösterreichischer Regent war⁵. Auf den Giebelschrägen halten zwei Genien die Wappen von Freiburg und Österreich. Im Fries ist folgende Inschrift in lateinischen Lettern:

ACADEMIAE · FRIBVRGBENS
PVB · PRIMAR · MVSAEVM · SENATORIVM · ACROAMA
ABSOLVTVM · ANNO MDLXXX

Dieses Gebäude blieb nun mit den alten Universitäts- und Bursengebäuden am Franziskanerplatz und an der Bertoldstraße zusammen bis zum 18. Jahrhundert das Zentrum akademischen Lebens in Freiburg, es ist auf Georg Sickingers Stadtplan von 1589 als Collegium universitatis bezeichnet und bestand bis 1774 fast unverändert.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts, nach den Beschießungen und Zerstörungen der Kriege zwischen Frankreich und Österreich, als man in der ganzen Stadt Freiburg neu baute, wiederaufbaute und erneuerte, erhielten auch die Räume des Alten Kollegiums ein neues Gewand. Die alten Holzdecken und Vertäfelungen, die vermutlich bis dahin bestanden hatten, verschwanden, und zartfarbige Anstriche mit zierlich stuckierten Decken erhellten die niedrigen Räume. Besonders die Aula (deren Name sich heute noch im Rathaus erhalten hat) bekam reiche Stuckverzierungen mit den Darstellungen von Patronen und Symbolen der Fakultäten, und inmitten der Decke schwebt der kaiserliche Doppeladler mit den Wappen von Österreich und Freiburg.

1774 allerdings verließen die Universitätsverwaltung und drei Fakultäten das „Alte Kollegium“, das nun nach dem zurückgebliebenen Teil der Medizinischen Fakultät den Namen „Anatomie“ erhielt. Seit den Neubauten der medizinischen Institute in der Zähringer Vorstadt beherbergte es dann die Poliklinik, bis es zum Rathaus umgebaut wurde. In mancherlei Formen und Einzelheiten spricht es noch heute zu uns von seiner wechselvollen Geschichte, die immer zugleich verknüpft war mit dem Geschick der Stadt und des Landes und Reiches.

Auch das Gebäude an der Bertoldstraße, in das die Universität 1774 übersiedelte und das wir in seinem seit 1949/52 wiederaufgebauten Zustand noch immer „Alte Universität“ benennen, trägt in seiner Gestalt seine Lebensgeschichte eingepreßt. Wir haben sein Schicksal von der Universitätsgründung an bis 1580 verfolgt, wie es nach und nach aus den verschiedenen Bürgerhäusern zu den beiden Bursen zusammengewachsen war und einheitlich erneuert wurde. Neben diesem Bau der Artistenfakultät stand an der Brunnenstraße noch das kleine Kartäuserhaus, das ebenfalls der Universität durch Stiftung inkorporiert

⁵ Die Kenntnis dieser Tatsache verdanke ich Herrn Professor Dr. Werner Noack.



Abb. 5 Portal des Alten Kollegiengebäudes 1580 (Rathaushof)

Photo: Böhm, Städt. Planungsamt

war. Dieses kleine Haus wurde als erstes den Jesuiten durch Erzherzog Leopold geschenkt, nachdem dieser es von der Universität erworben hatte. Seine Kapelle diente dem Orden als erste Hauskapelle und wurde der Ursprungsort für die jetzige Universitätskirche. Die Jesuiten, von Erzherzog Leopold gefördert, bekamen nach 1620 dann die Bursengebäude zur Verfügung gestellt, doch blieben sie zunächst Universitätseigentum. Die Societas Jesu plante jedoch große Neubauten, die allerdings durch den Dreißigjährigen Krieg und die Folgezeit verhindert wurden. Als Freiburg französische Festung wurde und durch die Niederlegung der Vororte die Wohnraumnot besonders groß war, konnten die damals weitgehend geförderten Ordensleute zuerst auch nur einen neuen Kirchenbau beginnen, doch mußte gleichzeitig der Stadtverwaltung zur Genehmigung des Kirchenbauplanes, welcher eine Verlegung der Brunnenstraße erforderte, auch ein Gesamtplan für das ganze geplante Kollegium vorgelegt werden. Dieser Plan wurde 1682 eingereicht und sah eine Neubebauung des Viertels zwischen Universitäts-, Bertold-, Brunnenstraße und den rückwärtigen Grundstücksgrenzen der Eisenbahnstraße vor. Mit der Kirche konnte nach dem Plan des Ordensbruders Heinrich Mayer 1682 begonnen werden. Bis 1688 war der Rohbau fertig, und die reiche Stuckierung, zu der vermutlich italienische oder Schweizer Stukkateure geholt wurden, entstand in den 90er Jahren. 1702 begann man mit der Ausführung des Hochaltars⁶, dessen Gemälde von dem kurbayerischen Hofmaler Johannes Degler geschaffen wurde. Der hohe, helle Raum ist nach dem Zusammensturz und Brand 1945 neuerdings wiederhergestellt worden, die Stuckierung wurde nach den alten

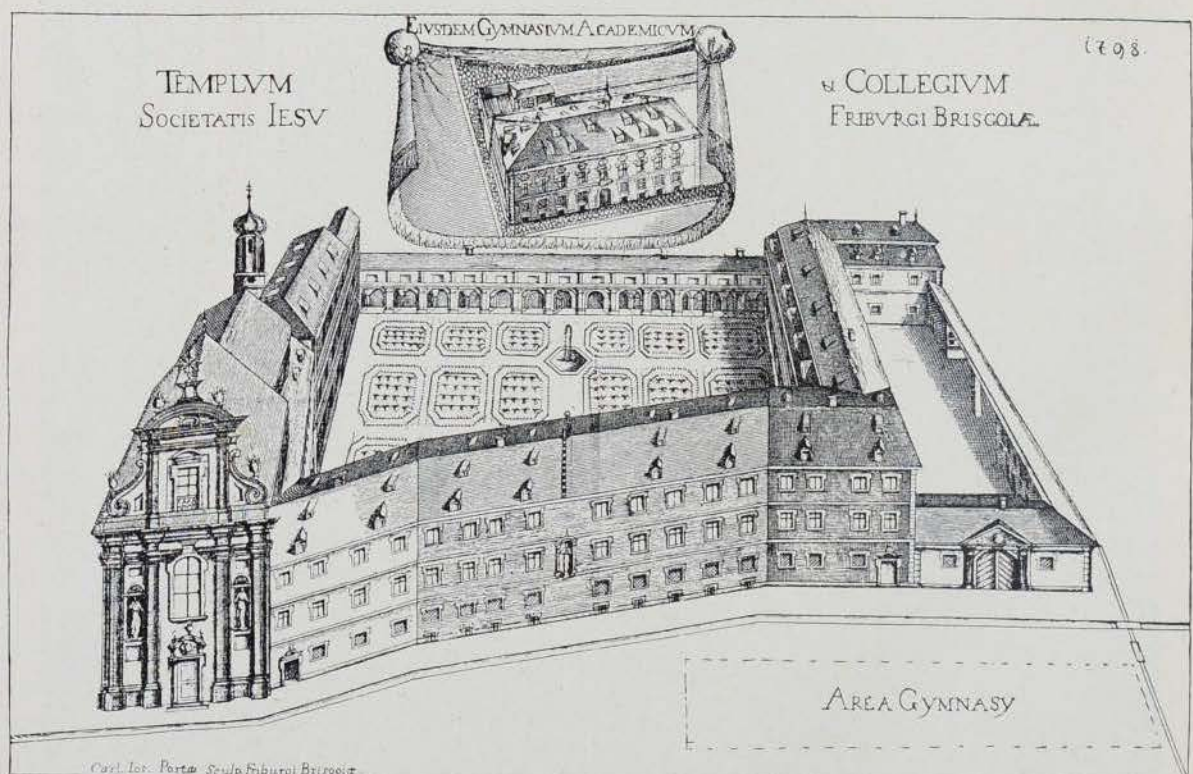


Abb. 6 Alte Universität, Bertoldstraße, 18. Jahrhundert

Aus: Freiburg i. Br., die Stadt und ihre Bauten, 1898

⁶ Anna Kempf: Das Hochaltargemälde in der Universitätskirche zu Freiburg in „Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins“, 45. Band, 1931, S. 98.



Abb. 7 Altes Gymnasium und Alte Universität,
Bertoldstraße

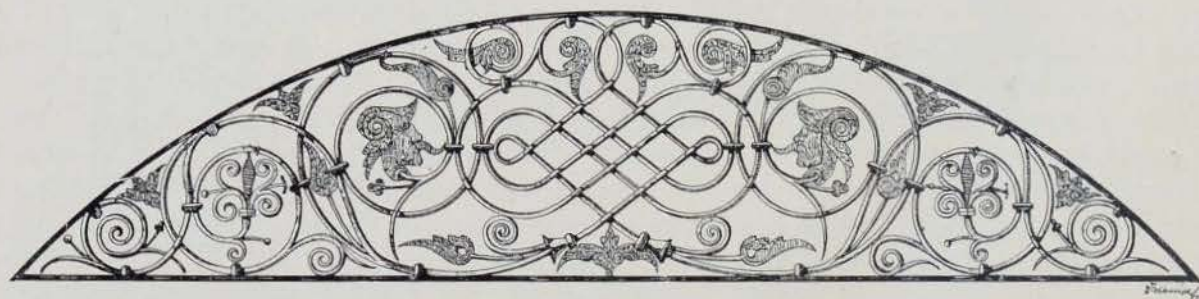
Aus: K. Baudi, Freiburg im Breisgau
Photo: J. Lüsing

Mustern erneuert und gibt einen Eindruck von der Gesamtwirkung, freilich fehlt jetzt der Rhythmus der großen Altäre in den Kapellen mit ihren warmen Tönen von braunem Holz, Gold und den bunten Gemälden.

1700 erhalten die Jesuiten endlich durch einen Vertrag mit der aus Konstanz in das wieder österreichisch gewordene Freiburg zurückgekehrten Universität das alte Bursengebäude zu eigen. Es wurde ihnen für 5000 fl. verkauft. Nachdem anschließend an die Kirche an der Brunnenstraße ein neuer Trakt an Stelle eines Wohnhauses errichtet worden war, legten die Brüder entlang der Grenze zur Eisenbahnstraße einen Wandelgang an, über dessen Pfeilern und Arkaden die Bibliotheksräume im zweiten Stock untergebracht wurden. Diese Trennwand sollte den Einblick in das Kollegium aus den Häusern der Eisenbahnstraße verhindern. Zwischen dem italienisierenden Arkadenbau, dessen architektonische Glieder rot gemalt auf den gelb verputzten Wänden leuchteten, und dem Vorderbau an der Straße lag ein stiller Klostergarten mit geschnittenen Hecken und Beeten in französischem Stil (Abb. 6). Heute ist uns noch die Stimmung dieses Gartenraumes im freilich nun romantischen, baumerfüllten Hofraum der Alten Universität erhalten. Und die Fassaden dieses Baues sowohl im Hof als auch an der Straße zeigen noch das Gesicht, das sie zwischen 1725 und 1727 erhielten, nachdem die Entwürfe des Baumeisters Johannes Heinze, der Professor für Militär- und Zivilbaukunst an unserer Universität war, mehrfach geändert werden mußten (Abb. 6). Freilich

ist auch hier die farbige Bemalung mit Architekturgliedern in josephinischer und späterer Zeit übertüncht worden, aber der einheitliche große Zug des langgestreckten Baues mit seinen drei Geschossen blieb erhalten. In seinen Knicken und den Gaupen und dem Treppengiebel wirkt die alte Bursenarchitektur nach (Abb. 7). Das niedrige Hoftor, das ebenfalls heute in veränderter Form noch besteht, führte zu den Wirtschaftsgebäuden. Die beiden Eingangstüren zum Kollegium haben noch jetzt die alte Form, und auch die Immakulata, der ja der Kirchenbau geweiht ist, die in einer Nische an der alten Baugrenze von Pfauen- und Adlerbursa, inmitten der barocken Häuserfassade, um 1750 angebracht wurde, blieb in der Bombennacht 1944 verschont. Nur vom inneren Gefüge des Baues mit seinen reichen Stuckdecken und dem noblen Treppenhaus hat sich nichts erhalten außer einigen Resten der Treppengeiler.

Auch das schöne alte Gebäude des Gymnasiums (Abb. 7 links), das nach Entwürfen von Heinze, die mehrmals überarbeitet wurden, 1725/27 in der Bertoldstraße gegenüber der Alten Universität entstand, ist ganz vernichtet. Es enthielt neben den Klassenzimmern des Gymnasiums einen Theatersaal und Kongregationsräume der Jesuiten und wurde nach Auflösung der Societas Jesu 1775 teilweise zur Bibliothek der Universität umgebaut. Die Aula des Gymnasiums und die angrenzenden Räume baute man durch Einfügung von Holzsäulen und Galerien in reizvolle Bibliotheksräume aus. Der Entwurf dazu ist uns erhalten, Joseph Hör, der Bildhauer und Wenzinger-Schüler, der aus Blasiwald stammt, hat ihn angefertigt. Nach mancherlei Verwendungszwecken diente das weiträumige, schlichte Bauwerk mit seinem großen Treppenhaus schließlich den kunstgeschichtlichen, archäologischen und musikgeschichtlichen Instituten der Universität, bevor die Bomben und das Feuer das Haus und seine schönen Rokokotische vernichteten. Sowohl der Bau des Gymnasiums als auch der des alten Kollegiums waren von 1744 an die Hauptgebäude unserer Universität. Nach heftigem Streit mit der Stadt bei der Versteigerung des Jesuitenbesitzes in diesem Jahr durch die Regierung einigten sich Stadt und Universität; diese bezog wieder mit den drei Fakultäten den Bau, richtete dort Verwaltungs- und Festräume ein und übernahm die Jesuitenkirche als „Universitätskirche“. Bis zur Errichtung des neuen Kollegiengebäudes 1911, das nun auch bald ein „altes“ werden wird, blieb die „Alte Universität“ Heimstätte des akademischen Lebens, wozu selbstverständlich neben allen feierlichen und festlichen und arbeitsamen Räumen mit ihrer „akademischen Holzschnitzkunst“ auch der Karzer⁷ gehörte.



Oberlichtgitter aus dem Alten Kollegiengebäude (Rathaus) — jetzt Augustinermuseum

Aus: Freiburg, die Stadt und ihre Bauten, 1898

⁷ Über den Karzer und seine Inschriften sowie die Inschriften der Universitätsbänke unterrichtet das originelle Bändchen „111 Jahre akademische Holzschnitzkunst“, Düsseldorf 1911, dessen Kenntnis ich Herrn Professor Dr. Martin Heidegger verdanke.

Der Oberried-Altar, seine Schicksale und Wiederherstellung

Von Paul H. Hübner

In der Universitätskapelle des Münsters zu Freiburg i. Br., früher Rektorchorlein, auch Johanniskapelle genannt, und zwischen 1505 und 1510 auf Kosten der Freiburger Universität erbaut, befindet sich das Fragment eines verlorengegangenen Altars. Zwei einseitig bemalte Stellflügel vom Oberried-Altar, die Hans Holbein der Jüngere nach neuen stilistischen und historischen Nachweisen zwischen Herbst 1519 und Frühjahr 1521 gemalt hat und die zu den interessantesten Arbeiten des Künstlers gehören. Dargestellt sind auf dem linken Flügel die „Anbetung der Hirten“ und auf dem rechten Flügel die „Anbetung der Heiligen Drei Könige“. Auf dem linken Flügel knien im Vordergrund vor einer Mauer der Stifter Hans Oberried mit den männlichen Nachkommen Hans, Franz und Jakob und drei Enkeln. Letztere wurden nachträglich, und von anderer Hand, wohl in der Zeit zwischen 1529 und 1531, hinzugemalt. Vor dem Stifter das volle Wappen der Oberried; den Wappenbrief erhielt er im Jahre 1498 von Kaiser Maximilian. Auf dem rechten Flügel knien im Vordergrund, ebenfalls vor einer Mauer, von rechts nach links die Frau des Stifters, Amalia Tschekkenbürlin, die aber, als Holbein das Gemälde malte, schon gestorben war. Sie starb 1518. Vor ihr die Schwiegertochter Maria David, die Frau des ältesten Sohnes Hans, sowie ihre Töchter Elisabeth, Margaretha und Salome. Vor ihnen der behelmte Schild der Familie Tschekkenbürlin.

Die Gemälde waren einst die Innenseiten von zwei Stellflügeln, vielleicht eines Marienaltars. Es ist möglich, daß zwischen ihnen eine thronende oder stehende Muttergottes dargestellt war, umgeben von stehenden anderen Heiligen oder eine Szene aus der Passion Christi. Alles vermutlich farbig gefaßte Holzskulpturen. Oder ein Gemälde? Für die Rekonstruktion des gesamten Altars sind keine Dokumente bekannt geworden.

Die Form der Flügel zeigt, daß das Mittelteil nach oben mit einem Flachbogen abschloß. Die Rückseiten sind und waren nicht bemalt. Ob die Predella „Der Leichnam Christi in einer Grabesnische“, signiert und datiert 1521, jetzt in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel, zu dem Altar gehört hat, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Die Maße sprechen an sich nicht gegen diese Möglichkeit.

Der Auftraggeber war der aus Freiburg i. Br. stammende Ratsherr Hans Oberried in Basel und seine Ehefrau Amalia Tschekkenbürlin, eine Nichte des Priors der Karthause in Basel. Er ließ den Altar für seine Privatkapelle in Kleinbasel bei Basel malen, als er dort das Amt eines Ratsherrn bekleidete.

Dieses künstlerisch bedeutende Altarwerk hat seit seiner Entstehung mannigfache Schicksale über sich ergehen lassen müssen, und es ist nicht uninteressant, sie zu erwähnen.

Infolge der durch die Reformation am 9. Februar 1529 in Basel entstandenen Wirren und Unbilden verlor auch der Anhänger des alten Glaubens, Hans Oberried, seine Ratsstelle und flüchtete mit den beiden aus dem Bildersturme geretteten Flügeln des Altars in die Verbannung nach Freiburg. Wegen der Größe und des Gewichtes konnte er wohl das Mittelstück, den Schrein und die Predella nicht mitführen. Oder wurden diese am 10. Februar 1529 mit Altären, Gemälden und Skulpturen aus Kirchen und Klöstern auf dem Münsterplatz in mehreren Scheiterhaufen verbrannt, oder aber am Sonntag nach Aschermittwoch, an dem auch die von den Kleinbaslern geretteten Kunstwerke vernichtet wurden?

Das Mittelstück, der Altarschrein und auch die Predella (?) gingen verloren, jedenfalls blieb ihr Schicksal unbekannt. Dieses geschah schon acht Jahre nach Fertigstellung des Altars.

Hans Oberried ließ die beiden geretteten Gemälde in Freiburg in einer eigenen Kapelle aufstellen und besoldete einen Kaplan der „Vogt Caplani“. Die Mutter Hans Oberrieds war nämlich eine Vogt (Ratsprotokoll vom 28. Januar 1538). Seit dem Frühjahr des Jahres 1554 befinden sich die Gemälde in der Universitätskapelle des Münsters zu Freiburg, die zur Begräbnisstätte für die Professoren bestimmt war. Sie wurden anlässlich der Beisetzung des Domherrn Doktor Ludwig Baer, eines Neffen des zweiten Gatten der Tochter Elisabeth Oberried, „von einer fürnehmen Freundschaft zu ewiger Gedechtnuß in obige Kapelle vergabet“. Die neue Eigentümerin, die Universitätsbehörde, ließ den noch heute bestehenden Altar errichten, und am 17. Oktober 1554 erfolgte seine Weihe „zu Ehren Gottes, der seligsten Jungfrau, Johannes des Evangelisten, der Heiligen Hieronymus, Ivo, Lukas und Katharina durch den Konstanzer Weihbischof Jakobus Eliner“, worüber eine neunzeilige Inschrift an der Vorderseite der jetzigen Predella berichtet.

Die besondere Wertschätzung des kostbaren Geschenkes wird dadurch bestätigt, daß über den Stellflügeln, deren schmale Längsseiten jetzt dicht zusammengerückt sind, im Zwickel ein Rundmedaillon mit dem Patron der Universität, dem heiligen Hieronymus, sowie die geschnitzten Wappenschilder Österreichs und der Stadt Freiburg und bewegliche Flügel geschaffen wurden. Auf deren Außenseiten sind die vier lateinischen Kirchenlehrer, die Heiligen Augustinus, Hieronymus, Gregorius und Ambrosius gemalt, und über ihnen Medaillons mit den Symbolen der Evangelisten. Die Innenseiten tragen grau in grau gemalte Ornamente. Ferner wurde eine Predella geschaffen mit der oben genannten Inschrift zur Erinnerung an die Weihe des Altars.

Kaiser Rudolf II. machte im Jahre 1596 den allerdings erfolglosen Versuch, die beiden Stellflügel von Holbein zu erwerben. Bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wurden sie in den Konstanzer Bischofshof zu Schaffhausen in Sicherheit gebracht, wo sie bis 1652 blieben. Vielleicht bestand die Absicht, die Flügel zu verkaufen, denn 1644 wurden sie dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern nach München und 1652 dem Kaiser Ferdinand III. nach Regensburg zur Ansicht geschickt. Im darauffolgenden Jahr befanden sich die Gemälde wieder in Freiburg. Von hier wurden sie im Jahre 1796 von französischen Kommissaren nach Kolmar gebracht. Nach zehnjähriger Verschollenheit entdeckte sie ein Freiburger Bürger in der Bibliothek in Kolmar, und seit ihrer Rückgabe im Dezember 1807 befinden sich die Flügel wieder in der Universitätskapelle des hiesigen Münsters.



Oberried-Altar von Hans Holbein d. J.

Linker Flügel: Anbetung der Hirten

Rechter Flügel: Anbetung der Heiligen Drei Könige

Nach Entfernung der zwei Übermalungen und nach der Restaurierung
und Konservierung

Photo: Crone, Freiburg i. Br.

Nach dieser bewegten Vergangenheit wurden die Malereien Holbeins vom Schicksal besonders hart betroffen, denn die Oberfläche der ursprünglichen Farbigekeit erhielt eine vollständig willkürliche Veränderung. Eine Kommission zur Verschönerung des Innern des Münsters beschloß im Jahre 1819, neben anderen Arbeiten auch die beiden Flügel restaurieren und konservieren zu lassen. Es wurde beschlossen: „Die Altartafeln von Holbein, deren Holzwerk schon von Fäulnis ergriffen ist, sollen repariert und die Gemälde ein paar Zoll von der Wand weggerückt werden. Die Rückseite soll mit heißem Öl getränkt und mit Firnis überzogen werden.“ Leider blieb es nicht bei der Retuschierung geringfügiger Beschädigungen. Der Freiburger Kunstmaler Geßler führte 1827

auch noch umfangreiche Übermalungen aus. Josef Anton Geßler aus Braitenbach war Maler und Zeichenlehrer an der Universität und am Gymnasium, später auch am Lyzeum, an der Gewerbeschule und an der höheren Bürgerschule. Nebenher restaurierte er Gemälde.

Hiermit nicht genug. 39 Jahre später, im Jahre 1866, erhielt ein Maler abermals den Auftrag, die beiden Flügel zu restaurieren. Über den Zustand der Malereien berichtet eine Kostenberechnung vom 27. April 1866, die der Kunstmaler Sebastian Lutz auf Veranlassung des Senates der Universität für die Wiederherstellung des ganzen Altars vorgelegt hat. Er schrieb unter anderem: „Da die beiden Mittelbilder von Holbein durch frühere ungeschickte Restauration arg gelitten, bei der starken Übermalung aber kaum zum voraus nicht genau ermittelt werden kann, wieviel nach Wegnahme der neuen Zutat zu ergänzen sein wird, ist hier ein Überschlag nicht genau anzugeben, dürfte aber, wenn nicht sehr starke Beschädigungen zutage treten, mit 50 bis 100 Gulden wieder herzustellen sein.“ Die Arbeit hatte Lutz im November 1866 beendet; sie kostete 402 fl 56. Er entfernte jedoch nicht die Übermalung von Geßler, sondern übermalte die Übermalung nach eigenem Gutdünken.

Bei Beginn des zweiten Weltkrieges wurden mit anderen wertvollen Kunstwerken die beiden Flügel in die trockene und unbenutzte Herz-Jesu-Kirche in Meßkirch in Sicherheit gebracht. Anfang des Jahres 1941 trat nach starkem Schneefall plötzlich Tauwetter ein; Schmelzwasser drang durch die schadhafte gewordene Decke der Kirche, direkt oberhalb der geborgenen Kunstwerke, und durchnäßte auch die Flügel mit ihrem Verpackungsmaterial, Woldecken und Holzverschalung. In diesem noch nassen Zustand wurden sie mit anderen Kunstwerken in die St.-Sylvester-Kapelle im Münster zu Konstanz gebracht, um dort sicherer aufbewahrt zu werden. Im Januar 1944 kamen sie nach Freiburg i. Br. in mein Atelier im ehemaligen Adelhauserkloster, damit wenigstens die Hauptgefahren für den Fortbestand der wertvollen Malereien beseitigt werden. Durch die langanhaltende Einwirkung der Nässe, das Packmaterial blieb um die Gemälde, war eine umfangreiche Verschimmelung der Flügel entstanden, und ungewöhnlich viele Farbblasen und lose Farbschollen hatten sich gebildet. Die Schäden beseitigte ich. Wegen der ständig zunehmenden Gefährdung der Stadt Freiburg und der damit verbundenen neuen Gefahr für die Gemälde war zunächst eine Fortführung der begonnenen Restaurierung und Konservierung unmöglich und nicht zu verantworten. Notgedrungen wurde deshalb die Arbeit unterbrochen. Erst im Juli 1945 konnte sie fortgesetzt und im Dezember 1945 beendet werden.

Der Zustand der beiden Gemälde vor der Wiederherstellung war folgender: Vollständige Verschimmelung der Vorder- und Rückseite, unzählige bis zu 8×8 mm große Farbblasen und lose Farbschollen, Erweichung und Quellung der Grundierung, Schrammen infolge Druck oder Stoß, senkrechte Risse innerhalb der Farb- und Grundierungsschicht, flecken- und flächenweise Verdunkelung der Oberfläche, Oxydation des Firnisses, größtenteils verlorener molekularer Zusammenhang der Farben und des Firnisses und rege Tätigkeit von Holzwürmern in den Bildtafeln und Rahmen.

Um die Schäden beseitigen und die Übermalungen entfernen zu können, ohne dabei die Originalmalerei zu gefährden, war es erforderlich, durch gewissenhafte Untersuchung die von Holbein angewandte Maltechnik, die damals verwendeten Werkstoffe und die der Übermaler zu ermitteln. Erst die einwandfreie Kenntnis dieser technischen Daten machte es möglich, sicher und

mit Erfolg zu arbeiten. Dieses Wissen ließ den Beginn der Restaurierung und Konservierung erst zu.

Von den Rändern der Malerei entfernte ich für die physikalisch-optische und chemische Untersuchung 80 Farbpartikel einschließlich der Grundierung.

Das Untersuchungsergebnis war: Jede Tafel besteht aus fünf sorgfältig glattgehobelten Föhrenholzbrettern, die eine Dicke von 11 mm haben und mit Kaseinleim zusammengeleimt sind. Darauf eine Vorleimung mit tierischem Leim und danach die Grundierung, die aus Kreide, Bleiweiß, tierischem Leim und einer Spur Öl hergestellt ist. Bei genauer Betrachtung der Bretter zeigte sich am Hirnholz, daß die Jahresringe im rechten Winkel zu den Schnittflächen stehen. Durch diese sorgfältige Auswahl der Bretter wurden weder die ganzen Bildtafeln noch die einzelnen Bretter wellig. Größe der Flügel: 2,30 m hoch, 1,09 m breit.

Die Grundierung wurde in dünner, nur porenfüllender Schicht aufgestrichen, geschliffen und die sehr sorgfältige Vorzeichnung mit schiefergrauer Temperafarbe ausgeführt. Anzeichen sprechen dafür, daß sie aufgepaust wurde; an einigen Stellen ist sie unter dünn gemalten Partien deutlich zu erkennen. So zum Beispiel bei der „Anbetung der Hirten“ an den Engeln, den Händen der Maria und des heiligen Joseph. Bei der „Anbetung der Heiligen Drei Könige“ an allen Gesichtern. Der blendend weiße Malgrund erhielt eine helle, ockerfarbige Imprimitur, bestehend aus Harzfarbe, die einheitlich und nur lasierend aufgestrichen ist, und welche die Vorzeichnung noch deutlich sichtbar werden läßt. Zunächst wurde die Malerei mit Temperafarben, lasierend und deckend, soweit ausgeführt, wie es in dieser Technik überhaupt möglich ist. Beginnend mit hellen Tönen, dann dunkler werdend bis zu den dunkelsten Partien. Hierüber erfolgte der Aufstrich eines Harzzwischenfirnisses, der die eingeschlagenen, matt gewordenen Temperafarben wieder kräftig und leuchtend erscheinen ließ. Mit Harzfarben, hauptsächlich nur lasierend, wurden die Gemälde fertig gemalt und nach gründlichem Trocknen gefirnißt. Die Malereien sind in Mischtechnik ausgeführt.

Der Originalfirnis ist nicht mehr vorhanden, stattdessen ein in späterer Zeit aufgestrichener Ölfirnis. Hierüber liegt eine umfangreiche, nahezu alle Teile der ursprünglichen Malerei zudeckende Übermalung, die der Maler Geßler im Jahre 1827 mit Ölfarben ausführte und mit einem Ölfirnis überzog. Im Lauf der Zeit oxydierte dieser so stark, daß dadurch alle Farben und Tonwerte seiner Malerei entstellt wurden.

Darüber liegt eine zweite mit Ölfarben ausgeführte Übermalung, die nahezu die gesamte vorherige Übermalung zudeckt. Sebastian Lutz führte sie im Jahre 1866 aus und überzog sie mit einem Harzölfirnis, der ebenfalls stark oxydierte und eine flecken- und flächenweise Verdunkelung seiner Malerei verursachte.

Nachdem die Übermalungen als solche einwandfrei erkannt waren, schloß sich an dieses Untersuchungsergebnis die verantwortungsvolle und spannungsreiche Entscheidung nach dem Grund der Übermalungen. Waren die Gemälde so stark beschädigt, daß sie übermalt werden mußten, oder waren dafür lediglich zeitgeschmackliche Gründe ausschlaggebend? Kann diese Frage beantwortet werden, so steht gleich eine weitere bereit: In welchem Erhaltungszustand werden die Gemälde nach der Entfernung der Übermalungen sich dem Auge darbieten? Aber chemische und physikalische Mittel stehen dem Restaurator und Konservator zur Verfügung, die eine eindeutige Antwort ermöglichen. Mit Hilfe der Röntgenstrahlen und der Lumineszenzanalyse im filtrier-

ten ultravioletten Licht konnte der tatsächliche Erhaltungszustand des Originals nahezu vollkommen festgestellt werden.

Das Resultat dieser Untersuchung gab den Blick auf das Endergebnis der Restaurierung und Konservierung frei, ließ dieses schon als gesichert erscheinen, trotzdem das Original noch von den Übermalungen verdeckt wurde. Die Originalmalereien Holbeins befinden sich in einem guten Erhaltungszustand.

Nach sechsstündiger Ultraviolettbestrahlung waren die Schimmelpilze vernichtet. Die Farbblasen und Farbschollen wurden niedergelegt und befestigt, ebenfalls der gequollene Malgrund. Mit chemischen Mitteln wurde der zuletzt aufgestrichene Harzölfirnis aufgeweicht und entfernt, und danach die letzte Übermalung. Mit ebenfalls eigens für diesen Zweck hergestellten chemischen Mitteln wurde nun der freiliegende oxydierte Ölfirnis entfernt, danach die erste Übermalung vom Jahre 1827 und dann der darunter bzw. direkt auf der Originalmalerei liegende, nicht originale und oxydierte Ölfirnis.

So stufenweise fortschreitend, entfernte ich eine fremde Schicht nach der anderen, wobei zur ständigen exakten Kontrolle die Lumineszenzanalyse im filtrierten ultravioletten Licht diente. Erstaunlich ist der gute Zustand der Originalmalereien: sie haben, seit 1827 zugedeckt, nur wenige riß- und punktförmige Beschädigungen. Diese habe ich mit eigens für diesen Zweck hergestellten Farben retuschiert, die Gemälde mit einem geeigneten Firnis zum Schutz gegen atmosphärische Einflüsse überzogen, die noch tätigen Holzwürmer vernichtet und das Holz gegen neuen Befall immun gemacht.

Die Rahmen stammen aus dem Jahre 1827 und sind wahrscheinlich getreue Kopien der bisherigen. Münsterbaumeister Kempf berichtet: „Die Bilder wurden auch mit einem neuen Rahmenwerk versehen, weil das alte morsch und vom Wurm zerfressen war, so daß der gänzliche Zerfall befürchtet werden mußte.“

Der Oberried-Altar hat nun ein „neues Gesicht“ erhalten. Aber ist in Wahrheit nicht das Alte dem Betrachter von heute deswegen „neu“, weil ihm die originale Farbigkeit über ein Jahrhundert vorenthalten blieb? Die moderne Kunstpflege setzt sich nicht nur die Aufgabe, ein Werk vor dem Verfall, vor Krankheit und Zerstörung zu retten, sondern vielfach an ihm wieder gutzumachen, was frühere sogenannte Restauratoren an ihm verdorben, zum mindesten verfälscht haben.

Alle Betrachter und Kunstforscher haben die Gemälde des Oberried-Altars seit 1827 im verfälschten Zustand gesehen. Einige wenige Beispiele nur mögen zeigen, wie entstellend vor allem die farbigen Eingriffe waren:

„Anbetung der Hirten“: Der rote Mantel des hl. Joseph wurde hellviolett, der dunkelultramarinblaue Mantel der Maria grünlichpreußischblau mit olivgrünen Lichtern und die vom hellen gelblichen Licht umflutete Szene der Verkündigung an die Hirten mit Sepiabraun übermalt. Bei der Übermalung des Inkarnats wurden, um nur ein Beispiel zu nennen, die Hände der Maria so verstümmelt, daß von ihrer rechten Hand die ganze untere Partie um vier Millimeter und der Daumen vollständig zugedeckt wurde.

„Anbetung der Heiligen Drei Könige“: Das Ultramarinblau des Himmels wurde bis dicht an die weißen Wolken mit grünstichigem Preußischblau übermalt und die schneebedeckten Berge vollständig unsichtbar gemacht. Der kahle Schädel des knienden Königs erhielt nach oben eine Verlängerung, und das weiße Gewand des Mohrenkönigs bekam eine grünstichige Ockerfarbe. Die Gewan-

derung der Reiter auf der Brücke erhielt ebenfalls eine vollständige farbige Veränderung und Verstärkung der Konturen. Sehr übel zum Beispiel wurde der Reiter ganz links verunstaltet. Er erhielt einen schneeweißen wallenden Vollbart, eine helleuchtende Adlernase und an seine rechte Seite wurde eine nach vorn geneigte Lanze gestellt, die niemand trägt.

Von den beiden Stellflügeln wurden 36 photographische Gesamt- und Detailaufnahmen gemacht, die ihren Zustand vor und nach der Restaurierung und Konservierung dokumentieren.

Mögen die wiederhergestellten Flügel des Oberried-Altars unzählige Freunde sakraler Kunst erfreuen und beglücken, und möge nie wieder eine Zeitströmung kommen, sie nach eigenem Geschmack zu verfälschen und die Ursprünglichkeit den Blicken zu verhüllen.



Detailaufnahme vom rechten Flügel des Oberried-Altars von Hans Holbein d. J. — Nach der Entfernung der zwei Übermalungen und der drei oxydierten Firnisse. Die freigelegte Originalmalerei nach der Restaurierung und Konservierung

Photo: Krucker, Freiburg i. Br.

Berühmte Wissenschaftler — berühmte Bürger

Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Professoren
der Albert-Ludwigs-Universität im 19. und 20. Jahrhundert

Von Fritz Späth

Seit eh und je betrachtet es die Stadt Freiburg als ihre angenehmste Pflicht, all den Männern, die sich in irgendeiner Weise um sie verdient gemacht haben, ihre Dankbarkeit und Achtung durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts zu erweisen. Erfreulicherweise war während der vergangenen 150 Jahre auch vielfach Gelegenheit geboten, Professoren sämtlicher Fakultäten, die durch hervorragende Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Forschung und der Lehre den Ruf der Universität und damit auch den Namen unserer Stadt in alle Welt hinaustrugen, auf diese Weise ihren Dank zum Ausdruck zu bringen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als der Weiterbestand der Universität Freiburg ernstlich gefährdet war, war es zunächst der damalige Prorektor

Professor Dr. Johann Maria Weissegger von Weisseneck,

dessen persönlicher Einsatz den drohenden Verlust der Universität abzuwenden vermochte. Die Stadt hat ihm in Anerkennung seiner Bemühungen am 30. Mai 1806 das Ehrenbürgerrecht verliehen. In der Urkunde ist u. a. zu lesen:

„Wir drückten unsere Empfindungen über die Erhaltung der hohen Schule für die Stadt Freiburg in einem unter dem heutigen Datum an das wohllöbliche Consistorium erlassenen Schreiben aus.

Nachdem aber Euer Hochwohlgeboren zu dieser Erhaltung durch Ihre unermüdete Verwendung und durch einen alle Schwierigkeiten besiegenden Eifer auf das kräftigste mitgewirkt haben, und wir diese Bemühung, deren glückliche Folgen größtenteils auf unsere Bürger zurückfließen, nach ihrem vollen Werthe anerkennen, so wünschen wir auch, sowohl dem ganzen akademischen Körper als dem zeitlichen Vorsteher desselben einen Beweis unseres Dankes und unserer hohen Achtung zu geben.“

Wenige Jahre später schon (1818) schien der Bestand der Universität abermals gefährdet. Zu dieser Zeit war

Professor Dr. Gustav Friedrich Wucherer

Prorektor der Universität. Seinen Bemühungen war es ebenfalls mitzudanken, daß die Aufhebung verhindert werden konnte. Am 13. Februar 1818 wurde auch diesem Manne seitens der Stadt die gleiche Ehre erwiesen, wie sie schon zwölf Jahre zuvor Professor von Weisseneck zuteil wurde. Die mit dem großen Stadtsiegel versehene Urkunde hat folgenden Wortlaut:

„Wir Bürgermeister und Räte der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Freiburg im Breisgau beurkunden auf eingelangte Genehmigung Großherzoglicher Stadt-Direktion vom heutigen, daß wir Euer Wohlgeboren Herrn Professor Gustav Friedrich Wucherer, Doktor der Philosophie, und zur Zeit Prorektor an der Hohen Schule dahier, sowie Ihrer Familie das hiesige Ehrenbürgerrecht ohne persönliche Belastung verleihen. Dadurch wollen wir unsere Empfindungen über die Erhaltung der von Oesterreichs weisem Albrecht für die Stadt Freiburg insonderheit zu deren Lob, Nutzen und Ehre gestifteten und von der höchsten Huld unseres erhabensten Regenten Karl Ludwig Königl. Hoheit fürstlich großh. erhaltenen Schule, wozu Euer Wohlgeboren durch Ihren unermüdeten Eifer mitgewirkt haben, ausdrücken und sowohl dem akademischen Körper als zeitlichem Vorsteher desselben einen Beweis unserer hohen Achtung und unseres Dankes geben.“

Professor Wucherer, geboren am 24. Januar 1770 in Karlsruhe, hatte von 1813 bis 1823 den Lehrstuhl für Physik und Technologie inne. Von 1825 bis 1834 wirkte er als Professor und Direktor an der von ihm ins Leben gerufenen Polytechnischen Schule in Karlsruhe, kehrte aber dann nochmals in seine alte Stellung nach Freiburg zurück. Er ist am 5. April 1843 in Freiburg gestorben.

Bereits acht Jahre zuvor hatte die Stadt Veranlassung, einen Mann zu ehren, der als Arzt und Wissenschaftler sich große Verdienste um das Wohl ihrer Bürger erworben hatte. Es war dies

Dr. Johann Matthias Alexander Ecker,

der im April 1792 als Professor der Chirurgie an die Universität berufen wurde. Am 26. Februar 1766 in Bischofteinitz (Böhmen) geboren, studierte er in Prag zunächst Philosophie, ging aber später zur Medizin über. Während seiner militärärztlichen Laufbahn, die er zunächst eingeschlagen hatte, widmete er sich der literarisch-wissenschaftlichen Arbeit und wurde besonders bekannt durch die Lösung zweier von der Josefsakademie in Wien gestellten Preisfragen.

An der Universität Freiburg war er ein hervorragend beliebter Lehrer und zugleich der Verfasser einer Reihe wissenschaftlicher Schriften. Als Arzt, Chirurg und Geburtshelfer entfaltete er in der Stadt eine segensreiche Tätigkeit, die sein Schüler Beck in einer Gedächtnisrede 1850 wie folgt charakterisierte:

„Es findet sich in Freiburg kein Haus, in welchem Ecker während seiner 55jährigen Wirksamkeit nicht einmal Trost und Hilfe gesendet hat.“

Die Einführung der Pockenimpfung in Freiburg ist ebenfalls sein Werk, für dessen Erreichung er mit allen Mitteln kämpfte. Am 15. April 1810 verlieh ihm der Magistrat unserer Stadt das Ehrenbürgerrecht. Die Unterlagen über die Ehrung sind nicht mehr vorhanden, jedoch ist uns das Dankschreiben Eckers erhalten, das im folgenden wiedergegeben werden soll:

„Den Biedermann kann für sein Bestreben Gutes zu bewirken nichts mehr lohnen, nichts ihn mehr zur fortgesetzten nützlichen Tätigkeit aneifern, als wenn er sieht, daß man auch geringen Verdiensten, daß man selbst dem guten Willen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Durch das mir unterm 15. April erteilte Ehrenbürger-Recht lohnte ein Weiser

Magistrat die geringen Dienste, welche ich armen Kranken bisweilen leistete auf die schönste und für mich schmeichelhafteste Art; aber Wohlwelder beurkundete dadurch zugleich, wie theuer, wie unschätzbar ihm das Leben der ärmsten und geringsten seiner Bürger ist, wie seinem mahnenden Blicke nichts entgeht, was dem einzelnen, armen Leidenden frommt.

Dieses mir so werthe Bürger-Recht, unter so liberalen und humanen Mitbürgern, die jeder, der sie näher kennt, achten und lieben muß, in dem lieblichen Freyburg, in meiner neuen Vaterstadt, die ich zweimal dem lockenden gewinnreichen Aufenthalt größerer Städte vorzog, macht es mir zur heiligsten Pflicht, auch auf das leise Aechzen in der niederen Hütte der Armuth zu hören, zu lindern das Wehe meiner Mitbürger, wo ich es vermag. Nur so glaube ich Einem Hochwohlöbl. Magistrat für die erwiesene Ehre Seiner und meiner würdig zu danken; nur so zu erreichen, daß ich den Werth meinen Mitbürgern nun näher anzugehören zu schätzen wisse. Ein Wohlöbl. Magistrat erwartet keinen anderen Dank von dem, der es sich zur Ehre rechnet zu seyn

*Eines Magistrates
treu ergebenster Mitbürger und Diener
Dr. J. Alexander Ecker
Großherzogl. Hofrath u. ord. öffentl. Professor der Arzneykunde
auf der Albertinischen Hohen Schule
mehrerer Akademien u. gelehrten Gesellschaften Mitglied.“*

Hierzu das Votum des Gemeinderats vom 25. Mai 1810:

„Diese Antwort ist ein redender Beweis des Wohlgefallens, welches Herr Hofrath Ecker an dem ihm erteilten Bürgerrechte hat, und mag als den Magistrat ehrendes Actenstück aufbewahrt werden.“

Am 5. August 1829 machte ein Schlaganfall während einer Fakultätssitzung seinem Leben ein Ende.

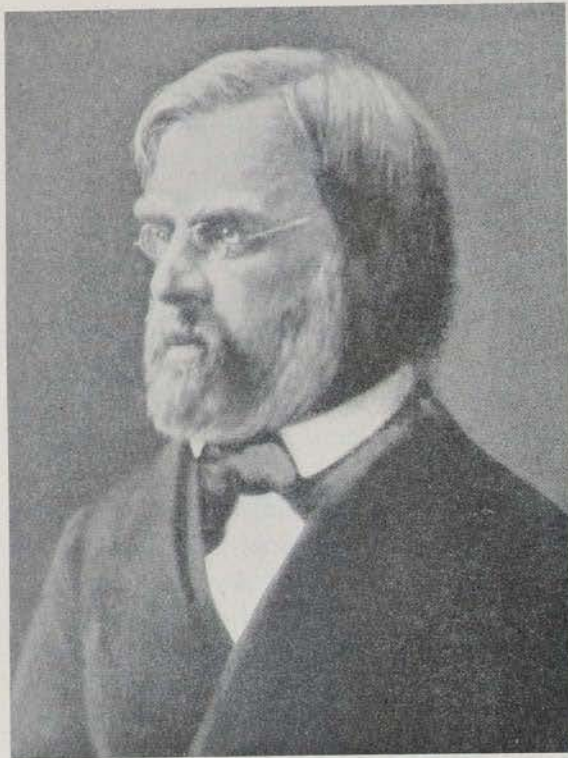
Die nächste Ehrung galt wiederum einem Mediziner.

Professor Dr. Karl Heinrich Baumgärtner,

geboren am 21. Oktober 1798 in Pforzheim, studierte in Tübingen und Heidelberg. Im Jahre 1824 wurde ihm der Lehrstuhl der Pathologie und der Medizinischen Klinik in Freiburg übertragen, den er bis 1862 innehatte. Freiburg verdankt ihm die Wiedergründung der Poliklinik; seine Anregung war es auch, die zum Bau eines neuen Klinikums führten. Als in Paris die Cholera ausgebrochen war, reiste er eigens dorthin, um die verheerende Krankheit an Ort und Stelle zu studieren, damit er bei einem eventuellen Übergreifen der Seuche nach Deutschland desto wirksamere Hilfe leisten könnte.

Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen sei besonders an sein einmaliges Prachtwerk über „Kranken-Physiognomik“ erinnert. Die Stadt nahm diesen verdienten Gelehrten am 19. Juni 1854 mit folgender Urkunde in silberner Kapsel in die Reihe ihrer Ehrenbürger auf:

„Wir Bürgermeister und Gemeinderäte der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Freiburg im Breisgau ertheilen kraft dieser Urkunde unter Zustimmung des Bürgerausschusses in Übereinstimmung mit § 42 des Gesetzes über die Rechte der Gemeindebürger und die Erwerbung des



Professor Dr. J. Alexander Ecker

Photo: Ruf

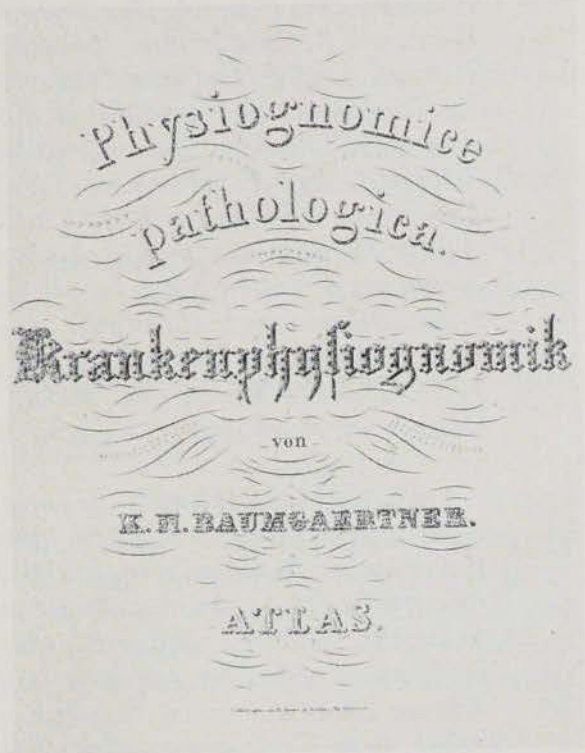


Photo: Universitätsbibliothek, Freiburg i. Br.



Professor Dr. August Weismann

Photo: Ruf



Professor Dr. Christian Bäumler

Photo: Böhm

Bürgerrechts vom 31. Dez. 1831 Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn Karl Heinrich Baumgärtner, Doktor der Medizin, Großherzoglich Badischem Hofrathe und Medizinalreferenten bei der Regierung des Oberrhein-Kreises, ordentlichem öffentlichem Professor der Nosologie und Therapie, wie auch Direktor der medicinisch-klinischen Anstalt, und ordentlichem Mitgliede der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften in Freiburg, der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde in Heidelberg und der physikalisch-medizinischen Societät zu Erlangen, als ehrende Anerkennung seiner hohen Verdienste um die hiesige Universität und unsere Vaterstadt, und als Ausdruck unserer wahren Verehrung und unseres innigsten Dankes für sich und seine Familie das Bürgerrecht unserer Stadt, und setzen Wohldenselben somit in alle die Rechte der Gemeindebürger ein, wie solche in § 1 des erwähnten Gesetzes beschrieben sind.

Mit der lebhaftesten Freude haben wir seit einer Reihe von Jahren das verdienstvolle Wirken dieses, durch seinen edlen Charakter wie durch seine hohe wissenschaftliche Bildung gleich ausgezeichneten Mannes beobachtet. Seinen Anstrengungen und Opfern verdankt die poliklinische Anstalt, wodurch sich nicht nur der Werth unserer Hochschule bedeutend erhöhte, sondern wodurch auch insbesondere der zahlreichen Klasse unserer Armen Tag für Tag so vielfach Trost und Hilfe gespendet wird, ihre Gründung, und es wird der Bürgerschaft stets unvergeßlich sein, mit welchem Heldenmuth unser jetziger Mitbürger damals als die verheerende Cholera unser Vaterland bedrohte, die nahen Gefahren des Todes nicht scheuend, von seiner weinenden Gattin und seinen Kindern sich losriß, und jene weite Reise in die Hauptstadt Frankreichs unternahm, um zum Besten unserer Stadt diese früher noch nie gekannte Seuche an dem Sitze ihrer Schrecknisse kennen zu lernen.“

Professor Baumgärtner ist am 11. Dezember 1886 in Baden-Baden verstorben und wurde dort auch beigesetzt.

Kein Mitglied unserer Universität hat je zuvor dem Lehrkörper so lange angehört wie

Dr. Johann Leonhard Hug,

der im November 1791 als Professor der orientalischen Sprachen, der hebräischen Altertümer und der alt- und neutestamentlichen Fächer an die Universität Freiburg berufen wurde. Hug war ein ausgezeichneter, vielseitiger Gelehrter. Seine gründlichen und lebendigen Vorlesungen zogen in überfüllten Hörsälen viele Besucher an. Auf theologischen und anderen wissenschaftlichen Gebieten entwickelte er eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit, die seinen Ruf als Wissenschaftler rasch im In- und Ausland verbreitete und zahlreiche Berufungen an andere Universitäten zur Folge hatte. Er hielt jedoch Freiburg stets die Treue. 1827 wurde er zum Domkapitular ernannt. Viele andere Ehrungen und Auszeichnungen wurden ihm noch zuteil, und am 15. Februar 1842 verlieh ihm auch die Stadt Freiburg anlässlich seines 50jährigen Doktorjubiläums das Ehrenbürgerrecht. Die Urkunde enthält hierüber u. a. folgendes:

„Wir Bürgermeister, Gemeinderath und kleiner Bürgerausschuß der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Freiburg im Breisgau üben unseres Amtes schönstes Vorrecht, und erfüllen der Bürgerschaft ungetheilten Wunsch, indem wir Kraft gegenwärtiger Urkunde dem Herrn Dom-

kapitular, Geheimen Rath und Professor Dr. Johann Leonhard Hug das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt ertheilen.

Mit Freude und Stolz nennen wir den ausgezeichneten Gelehrten und Senior unserer Hochschule, die wir alle Zeit als die höchste Zierde unserer Stadt betrachten, unseren Mitbürger, der in seinem vorgerückten Alter nicht aufhört, durch unermüdetes Wirken ein Glanzpunkt dieser Anstalt zu seyn.“

Hug ist am 11. März 1846 in Freiburg gestorben. Seine Grabstätte mit Marmorbrustbild an der nordwestlichen Mauer des Alten Friedhofs an der Karlstraße ist heute noch erhalten.

Als Gynäkologe von Weltruf und Direktor der geburtshilflichen Klinik wirkte

Professor Dr. Alfred Hegar

vierzig Jahre an unserer Universität. Vorher lehrte er an der Universität Würzburg; 1864 wurde er nach Freiburg berufen. Seine Publikationen wurden in der ganzen Welt bekannt. Gleich große Erfolge zeichneten ihn auch als gefeierten Lehrer aus. In dankbarer Anerkennung seiner Lebensarbeit im Dienste der leidenden Menschheit und seiner um Universität und Stadt erworbenen Verdienste wurde ihm am 18. April 1904 mit einstimmigem Beschluß des Stadtparlamentes das Ehrenbürgerrecht erteilt.

Noch im Herbst des gleichen Jahres trat Hegar in den Ruhestand. Im 85. Lebensjahr ist er am 5. August 1914 auf seinem Gute Schirkenhof bei Oberried verstorben. Zusammen mit den Bildnissen anderer Ehrenbürger ist seine Büste im Ehrensaal des historischen Kaufhauses aufgestellt und zu seinem dauernden ehrenden Gedenken im Gebiet der neuen Kliniken eine Straße nach ihm benannt.

Bahnbrechend auf dem Gebiete der Erbforschung war der Zoologe und Biologe

Professor Dr. August Weismann,

der, am 17. Januar 1834 in Frankfurt geboren, ursprünglich Medizin studierte. Seine Neigung zur Naturkunde, insbesondere zur Zoologie, führte ihn später zu dem Entschluß, sich ganz diesem Wissenschaftszweig zu widmen. 1865 habilitierte er sich als Privatdozent an der Universität Freiburg, 1867 wurde ihm der Lehrstuhl für Zoologie übertragen, und 1873 schließlich wurde er Ordinarius.

Ein Zoologisches Institut hatte unsere Hochschule damals noch nicht, als Arbeitsraum stand Weismann lediglich ein einziges Zimmer im Dachgeschoß der Alten Universität zur Verfügung. Diese Einschränkung entmutigte ihn jedoch keineswegs. Mit unermüdlicher Tatkraft strebte er die Verbesserung seiner Arbeitsbedingungen an, bis er schließlich 1886 sein neues Zoologisches Institut beziehen konnte. Studenten aller Fakultäten und auch nichtakademische Kreise kamen, um sein berühmtes Kolleg über die Deszendenztheorie zu hören. In einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Arbeiten hat Weismann die Ergebnisse seiner Forschungen festgehalten. Von dem ihm liebgewordenen Freiburg wollte er sich nicht trennen, er lehnte deshalb alle an ihn ergangenen Rufe nach auswärts ab.

Der Stadtrat verlieh diesem hervorragenden Gelehrten und Forscher, nachdem er bereits über vierzig Jahre mit bahnbrechenden Erfolgen an der Uni-

versität gewirkt hatte, am 18. April 1904, gleichzeitig mit Hegar, das Ehrenbürgerrecht.

Weismann ist am 1. April 1912 in den Ruhestand getreten und am 5. November 1914 im 81. Lebensjahr verstorben. Die Büste des Gelehrten, ein Geschenk der Familie Weismann an die Stadt, wurde der Universität zur Aufstellung im Zoologischen Institut leihweise überlassen. Mit der Benennung einer Straße im Neubaugebiet Dreisamtal wurde August Weismann und zugleich auch seinem Sohne, dem Komponisten Julius Weismann, eine weitere Ehrung zuteil.

Im Jahre 1874 folgte

Professor Dr. Christian Bäuml

einem Rufe als Ordinarius für Arzneimittellehre und als Direktor der Medizinischen Poliklinik an die Universität Freiburg. Bäuml, der am 13. Mai 1836 in Buchau (Oberfranken) geboren wurde, promovierte 1860 bei Kußmaul in Erlangen und assistierte dort auch anschließend einige Jahre an der Medizinischen Poliklinik. Bevor er 1872 als ao. Professor wieder nach Erlangen zurückkehrte, war er zehn Jahre als praktischer Arzt und am Deutschen Hospital in London tätig gewesen. Nach Kußmauls Weggang von Freiburg übernahm Bäuml die Leitung der Medizinischen Klinik, der er als Forscher und Helfer der kranken Menschheit bis zur Zurruesetzung im Jahre 1909 vorstand. Als bedeutender Arzt und glänzender Lehrer und auch durch eine Vielzahl medizinischer Publikationen war sein Name weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus bekannt und geachtet.

Neben seinem Wirkungskreis als Arzt und Forscher hat Bäuml seine Kraft und Fähigkeiten auch in den Dienst der Allgemeinheit, vor allem der Stadt Freiburg, gestellt. Als Nachfolger von Kußmaul gehörte er von 1876 ununterbrochen bis 1919, also 43 Jahre, dem Bürgerausschuß an. Dieses Amt hat er mit größter Gewissenhaftigkeit versehen. Um keine Sitzung zu versäumen, unterbrach er des öfteren seinen Aufenthalt im Schwarzwald, und einmal sogar seinen Urlaub im Engadin, um an einer wichtigen Abstimmung teilnehmen zu können. Sein klares und immer richtiges Urteil war stets gerne gehört. Besonders wertvoll für die Stadt war seine Mitarbeit in der gemeindlichen Gesundheitspflege, so beim Ausbau der Wasserversorgung, der Kanalisation und bei der Abwasserverwertung (Anlage des Rieselgutes). Sein Eintreten für die Durchführung dieser so wichtigen Projekte lief parallel mit seinem Kampf gegen den Typhus, dem seine Lebensarbeit galt.

Am 12. Juli 1909 wurde Bäuml, nachdem ihm bereits vorher schon zahlreiche Ehrungen und Dankesbeweise entgegengebracht worden waren, von der Stadt Freiburg das Ehrenbürgerrecht verliehen. Die Feier seines 95. Geburtstages im Mai 1931 war weiter auch der Anlaß, einer Straße im Klinikgebiet seinen Namen zu geben. In die Galerie der Ehrenbürger ist Bäuml, der am 21. November 1935 starb, mit einer von Bildhauer Stadelhofer im Auftrag der Stadt geschaffenen Büste aufgenommen.

Ein Stück Tradition Freiburgs, Ansehen und Ruhm unserer Stadt ist mit dem Namen

Professor Dr. Paul Uhlenhuth

verbunden.

Der Schüler Robert Kochs, geboren am 7. Januar 1870, wurde 1906 Direktor der Bakteriologischen Abteilung im Reichsgesundheitsamt. 1911 kam er als

Professor für Bakteriologie und Hygiene nach Straßburg. Nach der Ausweisung aus dem Elsaß übernahm er die wissenschaftliche Leitung der Behring-Werke in Marburg. Im Jahre 1925 folgte er einem Rufe an die Universität Freiburg auf den Lehrstuhl für Bakteriologie und Hygiene.

Während seiner langjährigen Forschertätigkeit ist Uhlenhuth zum Bahnbrecher der bakteriologischen Forschung und Mitbegründer der Chemotherapie mit grundlegenden Ergebnissen von dauernder Gültigkeit geworden. Mit der Methode des Nachweises der Unterscheidung von Menschen- und Tierblut hat er ein Verfahren geschaffen, das von der Gerichtsmedizin der ganzen Welt angewandt wird. Während des ersten Weltkrieges entdeckte er den Erreger der Weilschen Krankheit (ansteckende Gelbsucht), die nun mit einem von ihm entwickelten Serum bekämpft werden konnte. Im Kampf gegen die Syphilis und gegen Tropenkrankheiten betrat er mit der Schaffung neuer Präparate erfolgreich neue Wege in der Therapie, die Tausende von Menschen vor Siechtum und Tod bewahrten. Gleich große Erfolge hatte er bei der Bekämpfung von Tierseuchen und Schädlingen aufzuweisen. Seine Anhänglichkeit an Freiburg bewies er mit der Ablehnung vieler Berufungen an andere Universitäten. 1937 ist Uhlenhuth in den Ruhestand getreten. Das Laboratorium blieb aber nach wie vor sein Arbeitsfeld, in dem er noch immer unter großen persönlichen und finanziellen Opfern mit erstaunlicher Arbeitskraft weiter seinen Forschungen nachgeht.

Daneben liegt ihm aber auch die öffentliche Gesundheitspflege der Stadt sehr am Herzen. Der Hygiene des Trinkwassers und der Bäder, den Abwasserfragen und der Desinfektion widmet er seine besondere Aufmerksamkeit; zahlreiche wertvolle Anregungen auf allen Gebieten verdankt die Stadt ihrem hygienischen Berater. Mit besonderem Nachdruck widmet er sich auch dem Siechenproblem, den Bestrebungen, Anstalten und Heime für die Versorgung alter Kranker, insbesondere Krebskranker, zu schaffen.

Als beredtes Zeugnis der Erfolge seines Forscherlebens durfte Uhlenhuth zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen aus dem In- und Ausland entgegennehmen. Die Stadtverwaltung erwies ihm ihre Dankbarkeit durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts zu seinem 80. Geburtstag am 7. Januar 1950. Der Wertschätzung und Hochachtung, deren er sich erfreuen kann, verlieh Oberbürgermeister Dr. Hoffmann mit folgenden Worten Ausdruck:

„Wenn Feldherren Ruhm in der Geschichte fanden, nachdem Tausende und aber Tausende mit dem Leben bezahlen mußten, dann besteht Ihr Ruhm darin, daß Sie durch Ihre Genialität als Forscher und Erfinder Tausenden und aber Tausenden Leben und Gesundheit gerettet haben.“

Am 4. Juni 1951 konnte

Professor Dr. Carl Noeggerath

seinen 75. Geburtstag begehen. Während der Geburtstagsfeier, die die Medizinische Fakultät dem Jubilar bereitete, gab Oberbürgermeister Dr. Hoffmann unter lebhaftem Beifall der Festversammlung die Ernennung Noeggeraths zum Ehrenbürger der Stadt Freiburg bekannt.

Im April 1913 kam Noeggerath, ein Schüler Heubners, an dessen Klinik in Berlin er von 1906 bis 1915 wirkte, als ao. Professor und Leiter der Kinderklinik an die Universität Freiburg. Im Frühjahr 1919 erhielt er das persönliche

und zum 1. Oktober 1926 das planmäßige Ordinariat, das er bis zu seiner Emeritierung am 1. Mai 1949 innehatte.

Als Noeggerath seinen Dienst in Freiburg übernahm, waren die räumlichen Verhältnisse der Kinderklinik von erbarmungswürdiger Primitivität. Es ist hauptsächlich seinem Wirken zu verdanken, daß Schritt für Schritt Verbesserungen erreicht wurden. Den größten baulichen Fortschritt brachte 1926/27 der Bau des „Hauses zur Sonne“. Eine namhafte Spende der amerikanischen Quäker, an deren Zustandekommen Noeggerath maßgeblich beteiligt war, bildete den Grundstock zur Finanzierung dieses Hauses. Dank seiner vorsorglichen Maßnahmen zur Evakuierung der Kinderklinik während des zweiten Weltkrieges konnten große Verluste an Menschenleben in der schwer getroffenen Klinik verhütet werden. Nach Kriegsende gelang es ihm, mit Hilfe des Internationalen Hilfsdienstes eine Abteilung der Klinik, das „Haus Noeggerath“, wieder aufzubauen.

Sein besonderes Anliegen war die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Pädiatrie. Sein Amt als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde bot ihm hierzu reichlich Gelegenheit; bei Kongressen im In- und Ausland hielt er zahlreiche Referate. Es ist mit Noeggeraths Verdienst und Werk, daß die deutsche Kinderheilkunde in der ganzen Welt in hohem Ansehen steht.

Vielseitige Beziehungen verbanden Noeggerath mit der Stadtverwaltung; so betreute er die von ihm gegründeten Einrichtungen zum Schutze von Mutter und Kind, die Mütterberatungsstellen und Kinderheime und stand dem Stadtjugendamt auch als Betreuer der Haltekinder zur Seite. In seiner Eigenschaft als Mitglied des Gesundheits- und Wohlfahrtsausschusses leistete er der Stadtverwaltung und in gleicher Weise den Wohlfahrtsverbänden wertvolle Hilfe.

In der schlimmen Nachkriegszeit waren Noeggeraths Beziehungen zu den ausländischen Hilfsorganisationen für die notleidende Bevölkerung von besonderem Vorteil. Im Kampf um die Verbesserung der Ernährung und Kleidung der Kinder stand er stets erfolgreich an der Spitze.

Am 4. Juni 1952, seinem 76. Geburtstag, ist dieser Freund und Helfer vieler Kinder aus Stadt und Land verstorben.

Aus der Hand des Königs Gustav Adolf von Schweden konnte

Professor Dr. Hermann Staudinger

im Dezember 1953 die Urkunde über die Verleihung des Nobelpreises für Chemie entgegennehmen. Staudinger, der zweite Nobelpreisträger aus unserer Stadt, wurde am 23. März 1881 in Worms geboren. Nachdem er zuerst an den Hochschulen Straßburg, Karlsruhe und Zürich geforscht und gelehrt hatte, folgte er 1926 einem Ruf an die Universität Freiburg, wo er das Ordinariat für organische Chemie und die Leitung des Chemischen Instituts übernahm.

In seinem neuen Amte widmete er sich fast ausschließlich der makromolekularen Chemie, deren Begründer er wurde. Auf das Neuland, das Staudinger mit seinen Forschungen auf diesem Gebiet betreten hat, folgte ihm die Wissenschaft nur zögernd und zweifelnd, doch erkannte man bald, daß mit der 1927 von ihm geschaffenen vollsynthetischen Faser das Fundament für die Kunstfaserindustrie gelegt wurde. Seine Forschungsergebnisse waren es, die zu den heutigen Fabrikationsmethoden für eine Reihe von Kunststoffen wie Buna, Nylon, Perlon, Igelit und viele andere führten. 1940 gründete er ein von

der Universität abgetrenntes staatliches Forschungsinstitut für makromolekulare Chemie, in dem er auch nach seiner 1951 erfolgten Emeritierung unermüdlich seine Forschungen nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen bis April 1956 fortsetzte.

Die Ergebnisse seiner Forschungen hat Staudinger in Hunderten von Veröffentlichungen niedergelegt, die seinen Namen weithin bekannt machten. Auszeichnungen und Ehrungen aus der ganzen wissenschaftlichen Welt wurden ihm zuteil. In Anerkennung seiner außergewöhnlichen Verdienste um das Ansehen unserer Stadt verlieh ihm der Stadtrat am 17. Dezember 1954 das Ehrenbürgerrecht.

Die Reihe bedeutender Gelehrter und Forscher, die durch ihr Wirken Universität und Stadt weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus zu hohem Ansehen verholfen haben, ist mit den genannten Ehrenbürgern keineswegs erschöpft. In allen Stadtteilen finden die Bürger Freiburgs die Namen verdienter Professoren, angefangen vom ersten Rektor der Universität, Matthäus Hummel († 1477), bis zur neueren Zeit, in der Bezeichnung von Straßen, Plätzen und Parkanlagen als dauernde Erinnerung an das segensreiche Wirken dieser Männer festgehalten.

Der Vorbehalt der Stadt im Stiftungsbrief Erzherzog Albrechts

Von Theodor Zwölfer

dessen sollen wir und die Universität uns je zu Zeiten miteinander (so wirs vermögen) gütlich und freundlich vertragen.

Die rechtliche Sonderstellung der Universitäten, die bis zum Jahr 1879 gedauert hat, wird heute nur als historische Kuriosität angesehen. Wer weiß noch davon, daß es auf unsern Hochschulen eine eigene akademische Gerichtsbarkeit gab, die die bürgerliche und strafrechtliche Rechtspflege für Studenten, Professoren und sonstige Universitätsangehörige umfaßte?

Und doch hat gerade sie die Universitätsangehörigen zu einem privilegierten Personenverband innerhalb oder vielmehr außerhalb der Freiburger Bürgerschaft gemacht. Schon um ihrer nachhaltigen Wirkung willen lohnt es, sich mit dieser Exemption zu beschäftigen. Die Stiftungsurkunde Erzherzog Albrechts — sie wird auch kurzweg „Freiheitsbrief“ genannt und ist in der Tat ein rechtes Palladium der akademischen Freiheit — wendet sich gerade bezüglich der gerichtlichen Exemption an die Gemeindebehörden, und damit kann nach Lage der Dinge in erster Linie nur die Freiburger Stadtverwaltung gemeint sein:

Wir wollen und gebieten ernstlich allen unsern Bürgermeistern, Räten, Schultheißen, Amtleuten, Stadtknechten, Bütteln und andern Untertanen, wie lieb ihnen unsre Huld und ihre Ämter sind, daß sie keinen Meister noch Schüler, der dem Studium angehört, fangen oder fangen lassen, noch jemand gestatten, Hand an sie zu legen, in keinerlei Weise und um keine Schuld, Missetat oder Verwirkung, sondern dies lassen geschehen von dem Rector der Universität oder von denen, denen es von der (Hoch)schule übertragen wird.

Wird aber einer trotz dieses Verbots gefangen, so muß er bei geringfügigen Vergehen sofort straflos freigelassen werden. In schweren Fällen muß der Meister oder Student, der sich vergangen hat, sogleich dem Rektor zur Bestrafung überantwortet werden, aber „ohne alle Beschimpfung und Mißhandlung ehrbarlich und unverletzt“. Selbst wenn es sich um einen Fall handelt, der eigentlich in die Zuständigkeit eines Bischofs gehörte — Universitätsangehörige unterstehen, soweit sie Kleriker sind, dem geistlichen Gericht —, so soll der Schuldige doch vorher dem Rektor vorgeführt werden und erst auf des Rektors Geheiß vor das bischöfliche Gericht kommen.

Dem Rektor fällt nach der Verfassung der Freiburger Hochschule als oberster akademischer Behörde eine entscheidende Rolle zu. Er oder sein Statthalter haben unbegrenzte Vollmacht der Rechtsprechung in den Streitigkeiten

der Meister und Studenten untereinander, ja sogar in den Klagesachen der Bürger gegen Universitätsangehörige. Wenn jemand, der nicht zur Hochschule gehört, mit einem Studenten zu schaffen hat, muß er die Sache vor den Rektor bringen usw. Nur wenn ein Universitätsbürger (wie man sie später nannte) einen Bürger belangen wollte, war das städtische Gericht zuständig.

Wie wertvoll diese Privilegien für die Universität sein mußten, kann man sich lebhaft vorstellen. Neben der Steuerfreiheit war die akademische Gerichtshoheit das Kostbarste, was Albrecht seiner jungen Stiftung in die Wiege gelegt hat. Und um sein Geschenk vollzumachen und damit den studierten Mann zu einem den damaligen höheren Ständen vergleichbaren Rang zu erheben, wurden die Universitätsprivilegien auch an alle seine Familienangehörigen übertragen. Ausdrücklich werden genannt „ihre ehelichen Weiber, Kinder, Knechte, Mägde und Diener“ — sie alle bilden jetzt eine Sondergemeinde, die das dichte Gewebe städtischer Gebietshoheitsrechte an mehr als einer Stelle zu durchlöchern droht.

Und diese denkbar weitgehenden Vorrechte der Universität muß nun dem Stiftungsbrief zufolge die Spitze der städtischen Behörden alljährlich dem Rektor zu halten beschwören:

Solches sollen auch alle Jahr unsre drei Stettmeister, das sind Burgermeister und die andern zwei Oberststettmeister (da Albrecht im Jahr 1454 die Zunftverfassung aufgehoben hat, gab es damals keinen Oberstzunftmeister), auch unser Schultheiß unser Stadt Freiburg einem Rector oder der Universität zu den Heiligen schwören, alsbald nachdem sie erwählt werden, alles redlich und aufrecht zu halten, wie es oben geschrieben steht.

Man wird urteilen dürfen, ohne der Phantasie allzuviel zuzumuten, daß es der Stadt bei ihrem natürlichen Streben nach Hoheitsrechten nicht leicht gefallen ist, der weitgehenden Exterritorialität der neuen Hochschulgründung zuzustimmen. Und diese Vermutung gewinnt mehr als Wahrscheinlichkeit angesichts der vorsichtig formulierten Worte, womit sie sich zur Respektierung der Privilegien verpflichtet. Denn darin heißt es:

allein uns und unsern Nachkommen hierin vorbehalten, so wir über kurz oder lang um die obgeschriebenen Stücke, Punkte und Artikel, um einen oder mehrere, jemalen mit der Universität, oder sie mit uns Streit bekommen, oder die je nach den Zeitläuften und je nach Beschaffenheit der Sache irgend einer Besserung, Änderung, Mehrung oder Minderung bedürften: dessen sollen wir und die Universität uns je zu Zeiten miteinander (so wirs vermögen) gütlich und freundlich vertragen.

Dieser Vorbehalt ist deutlich genug — tatsächlich hat es in den kommenden Jahren und Jahrzehnten nicht an strittigen Punkten gefehlt, und immer wieder ist von beiden Seiten der Versuch gemacht worden, die Differenzen vertraglich zu regeln. Freilich sind die Artikel des Stiftungsbriefs in ihrem Gewicht und hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die Stadtverfassung höchst verschieden gewesen. Der Artikel 8 zum Beispiel scheint gerade in den ersten hundert Jahren, die für den institutionellen Aufbau der Universität grundlegend waren, ohne jede praktische Bedeutung gewesen zu sein. Dabei wäre gerade in ihm die Möglichkeit gelegen, weit in die bürgerliche Rechtsphäre hinüberzugreifen. Dieser Artikel, der uns gar nicht mittelalterlich vor-

kommen will und geradezu modern anmutet, gibt der medizinischen Fakultät ein Prüfungs- und Zulassungsrecht über Leibärzte, Apotheker, Wundärzte, Scherer usw., hätte ihr also eine dominierende Stellung innerhalb der sogenannten Heilberufe der Stadt verschaffen können. Da der Artikel 8 nicht dem Heidelberger Stiftungsbrief entnommen ist (wie die meisten übrigen Stücke der Freiburger Urkunde), wird er wohl aus dem Wiener Vorbild stammen. Im Jahre 1454 war in Freiburg die Zunftverfassung durch Herzog Albrecht aufgehoben worden. Da hätte die medizinische Fakultät als Prüfungs- und Aufsichtsinstanz für die Heilberufe die entstandene Lücke ausfüllen können, zumal mit Hilfe des ersten Rektors, Matthäus Hummel, der als erzherzoglicher Rat wohl der Schöpfer der neuen Verfassungsurkunde und zudem Doktor der Medizin gewesen ist. Praktische Folgen hat dieser Artikel indessen nicht gehabt — es war ja bei der Stiftung der Universität auch nicht vorauszusehen, daß schon sieben Jahre später die Zunftverfassung wiederhergestellt wurde (1464). Nun hätte sich die Zunft, der die Scherer, Bader und Wundärzte angehören, derartige Eingriffe, wie der Artikel 8 sie vorsah, kaum mehr gefallen lassen.

Höchst bedeutsam und von schwerwiegenden Folgen war dagegen der oben schon erwähnte Artikel 13 von den Familienangehörigen der Studierten, der wieder der Heidelberger Stiftungsurkunde von 1386 entnommen ist, allerdings mit einer sehr bezeichnenden Veränderung. Während es in der Verfassung der Freiburger Universität vom Jahre 1457 heißt, daß diese Freiheiten genießen sollen alle Meister und Schüler mit „allen ihren ehelichen Weibern, Kindern, ... Knechten, Mägden, Dienern, Pedellen und wer zu in(en) und allein in ir verbott gehörig ist“, spricht der Heidelberger Stiftungsbrief nur von allen ihren Dienern, Mägden, Knechten, Schreibern, „wie die genant sind, die zu dem studio gehören oder dem studio stond ze versprechen“. Diese Formel steht in einer Freiburger Kopie des Heidelberger Stiftungsbriefs (aus dem 15. Jahrhundert). Da man, genau besehen, auch im 14. und 15. Jahrhundert kaum von Mägden sagen kann, daß sie zum Studio gehören, werden wir der Originalfassung der Heidelberger Urkunde, wie sie im Urkundenbuch der Universität Heidelberg gedruckt ist (Winkelmann 1 [1886], 12), den Vorzug geben. Hier sind weder Knechte noch Mägde noch Schreiber aufgezählt, sondern es heißt nur kurz und bündig:

auch gegeben ihren Dienern, wie die (immer) genannt mögen sein, die zu dem Studio gehören!

Es ist ganz offenkundig, daß mit der erweiterten Fassung im Artikel 13 des Freiburger Universitätsprivilegs eine grundlegende Neuerung eingeführt wird, die den mittelalterlichen Vorstellungen des Studiums widerspricht. Der Heidelberger Meister und Student lebt zur Zeit der Universitätsgründung im Stand der Ehelosigkeit, er ist — ob Kleriker oder Nichtkleriker — auf jeden Fall ohne Familie. Hätte es bei der Gründung Heidelbergs verheiratete Universitätsangehörige gegeben oder hätte man mit diesem Fall gerechnet, dann hätte man die Rechtsstellung der Ehefrauen und Kinder nicht mit Stillschweigen übergangen. In der 70 Jahre später gegründeten Freiburger Hochschule aber wird es nach dem Stiftungsbrief auch Meister und Studenten geben, die verheiratet sind.

Daß diese Tatsache hinsichtlich des Familienrechts, Erbrechts und Liegenschaftsrechts bürgerlich-rechtliche Folgen haben würde, die naturnotwendig

zum Konflikt mit der konkurrierenden städtischen Gerichtsbarkeit führen mußten, hat der Verfasser des Stiftungsbriefs außer acht gelassen. Die oberste Stadtbehörde aber wird diese Dinge bei ihrer Zustimmung stillschweigend zu den Punkten gerechnet haben, die sie späterer gütlicher Vereinbarung vorbehalten wollte. Man wird sagen dürfen: in dieser Hinsicht kann der Freiburger Stiftungsbrief nicht gerade als ein gesetzgeberisches Vorbild gelten.

Das wird noch deutlicher, wenn man nach der Universität Tübingen hinüberblickt, wo man die Bestimmungen der Freiburger Urkunde übernommen hat. Auch in der Tübinger Gründungsurkunde (1477) wird die akademische Freiheit nicht nur Meistern und Schülern, sondern ausdrücklich auch allen ihren ehelichen Weibern und Kindern, dazu allem ihrem Gesinde, Knechten, Mägden, Dienern und sogar Pedellen, Schreibern, Buchbindern und Bücherilluminierern gewährt, welche zu Tübingen Wohnung haben. Aber um den Konfliktstoff von vornherein aus dem Wege zu räumen, hat Graf Eberhard in seinem Stiftungsbrief der uns aus dem Freiburger Artikel 12 bekannten Stelle, wo von der dem Rektor verliehenen Gerichtsbarkeit über Universitätsangehörige die Rede ist, die wichtige Einschränkung folgen lassen:

ausgenommen um liegende Güter, Erbfall oder andere dergleichen Sachen, die sollen berechtigt werden an den Enden, da sie gefallen und gelegen sind (Urk. z. Gesch. d. Univ. Tübingen [1877], 55).

Liegenschaftsrecht, Erbrecht und „dergleichen Sachen“ sind also in Tübingen nach wie vor ausschließlich der Stadt überlassen. Ein weiterer Zusatz in der Tübinger Urkunde ist ebenfalls von großer Bedeutung für die klare Abgrenzung der akademischen und der städtischen Rechtssphäre. Es heißt da:

wo Meister oder Studenten mit den unsern zu schaffen gewinnen (wobei unter den „unsern“ Burgbesatzung und Stadtbürger zu verstehen sind), *sollen sie die unsern auch bleiben lassen vor unsern Amtleuten.*

Deutlicher als die Freiburger drückt die Tübinger Urkunde den Grundsatz aus, der auch für Freiburg gilt: Bürger der Stadtgemeinde dürfen (in erster Instanz) nicht vor ein fremdes Gericht zitiert werden.

Merkwürdigerweise fehlt nun der Freiburger Vorbehalt in der Tübinger Urkunde. Ob man ihn wegen der vermeintlich klareren Abgrenzung der Rechtssphären nicht aufzunehmen brauchte oder es wegen der stärkeren landesherrlichen Stellung des Grafen nicht wagte, bleibt eine offene Frage. Wir werden später sehen, daß die Tübinger sich in Freiburg mehrfach schriftlich Rat geholt haben. Aus den Antwortschreiben ergibt sich, daß auch dort die exempte Stellung der Hochschule zu Schwierigkeiten geführt hat.

Ist Freiburg eine Universität mit klerikalem Charakter?

Nun wäre es ja möglich, daß der Artikel 13 des Stiftungsbriefs, der die Ehefrauen und Kinder der Meister und Schüler in den Schutz der Universität aufnehmen will, deshalb nicht der Wirklichkeit entsprochen haben kann, weil es keine verheirateten Universitätsangehörigen gegeben hätte. Dieser Ansicht scheint der um die Geschichte unserer Universität hochverdiente Hermann Mayer gewesen zu sein, als er in seiner Abhandlung „die Frage nach dem klerikalen Charakter der mittelalterlichen Universitäten, unter besonderer Berücksichtigung von Freiburg i. Br.“ (FDA NF 56, 165) schrieb:

Es war gegen Ende des Mittelalters für alle Angehörigen der Universitäten die Ehelosigkeit nicht nur Sitte, sondern oft schon durch die Statuten vorgeschrieben. Lange Zeit wurde jeder Student, der sich verheiratete, städtisch und verlor die akademischen Privilegien.

Oder an einer andern Stelle (zur Geschichte des Rektorats an der Universität Freiburg: Zs. Freiburg 46, 36):

Wer als Student sich verheiratete, schied dadurch aus dem Verband der Universität aus und wurde städtisch.

Ehe wir diese Thesen einer Prüfung unterziehen, ist folgendes vorauszuschicken: 1. Die Vorstellung Mayers, alle Universitätsangehörigen oder die Mehrzahl seien Kleriker gewesen, trifft schon im 14. Jahrhundert nicht mehr zu. Im Heidelberger Stiftungsbrief (1386) zum Beispiel, dem doch verheiratete Studenten unbekannt sind, werden Kleriker von gewöhnlichen Laien deutlich unterschieden! (Winkelmann, UB. Univ. Heidelb. 1 [1886] Nr. 8.) 2. Die Quellenstellen aus der Freiburger Universitätsgeschichte, die Mayer für die behauptete Ehelosigkeit anführt, entstammen zwar alle dem 16. Jahrhundert, sie würden aber — zutreffendenfalls — natürlich für das 14. und 15. Jahrhundert erst recht beweiskräftig sein.

Aber wenn man sich die Quellenzitate genau ansieht, steht das Gegenteil von dem drin, was der Autor herausgelesen hat. Zum Beispiel gibt eine Universitätsabordnung, die im Jahre 1524 wegen der geringen Besoldung der Dozenten bei der Regierung in Ensisheim vorstellig wird, folgende Gründe an:

Wie mag aber einer, der etwan Weib und Kind hat, mit also einer kleinen Besoldung auskommen, vorab in Freiburg, da alle Ding teurer sind als in andern umliegenden Städten und Flecken? ... Es möchten auch etliche sagen, es wären (zu) viel Gewibte an der Universität. Denen geben wir diese Antwort: daß die ersten Anfänger der Universität sind gewibt gesin, auch der erst Rector ein Gewibter. So bleiben auch die gewibten länger by der Universität gewohnlicher denn die anderen, deßhalb sie auch der Universität zum dickern mal als die erfahrenen vil nützer sind denn andere der Sache ungeübte ... (Mayer, Rektorat S. 37).

Man ersieht daraus, daß der Artikel 15 des Stiftungsbriefs, der von Meistern, Schülern und ihren Eheweibern und Kindern spricht, bezüglich der verheirateten Meister im 15. und 16. Jahrhundert durchaus der Wirklichkeit entsprach.

Weiter gibt Mayer für seine Meinung vom Zölibat der Universitätsangehörigen das Senatsprotokoll vom 3. Juni 1517 als Beleg an. Wem aber die Vorgänge, auf die das Senatsprotokoll anspielt, bekannt sind, dem dürfte die Interpretation dieser Stelle keine Schwierigkeiten machen. Eine Bestätigung für Mayers Ansicht kann ich darin nicht finden — eher das Gegenteil. Da heißt es also, die städtischen Abgesandten beschwerten sich darüber, „es gäbe eine Anzahl verheirateter Studenten, die dem Stadtrat noch nicht geschworen hätten gemäß der Bestimmung des Vertrags; daher verlange der Stadtrat, die Universität solle diese namhaft machen“. Hier ist von einem Eid die Rede, den verheiratete Studenten dem Stadtrat schwören mußten gemäß einem Vertrag (offenbar zwischen Stadt und Universität abgeschlossen). Mithin hat es 1. verheiratete Studenten gegeben, die die Stadt bis zum Jahre 1517 gemäß dem Stiftungsbrief vielleicht unbekümmert gelassen hat. Jetzt aber hatte man

2. einen Vertrag mit der Stadt abgeschlossen, und danach müssen Verheiratete der Stadt schwören.

Daß es sich um einen neuen Vertrag handelt, zeigt deutlich der um einige Monate ältere Eintrag im Senatsprotokoll (23. März 1517):

Rector proposuit: cum uxorati in futurum iuxta tenorem concordiae privilegiis gaudere non possent nec sic amplius sub iurisdictione rectoris essent, petiit ut universitas deliberaret, si huiusmodi uxorati aliqua debita hic contraxissent et in futurum contraherent ...

Oder zu deutsch:

Der Rector trägt vor: da die Beweibten in Zukunft nach dem Vertrag sich nicht mehr der Privilegien erfreuen können und daher nicht weiter der Rechtsprechung des Rektors unterliegen, bäte er (den Fall) zu beraten, wenn die dieser Art Beweibten Schulden gemacht hätten oder in Zukunft Schulden machen wollen ...

Genau besehen handelt es sich also nicht um alle Beweibten, sondern nur um die „huiusmodi uxorati“, die „derartig Beweibten“ (will heißen derartig, daß sie der Stadt haben schwören müssen). Was das für Beweibte sind, darüber müßte das Nähere aus dem Vertrag zu ersehen sein!

Tatsächlich ist zwei Monate vorher ein Konkordat zwischen Stadt und Hochschule geschlossen worden. Nach diesem Vertrag vom 22. Januar 1517, der von Schreiber in seiner Geschichte der Universität (2,60) als fünftes Übereinkommen zwischen Stadt und Universität gezählt wird, kann man sich ein genaues Bild von der Rechtstellung der verheirateten Universitätsangehörigen machen. Vorauszuschicken ist: mit keiner Silbe spricht der Vertrag davon, daß der rechtmäßige und gewöhnliche Stand, der den Studierenden zukäme, eigentlich der Zölibat wäre, und daß darum, wer heiraten wolle, von Rechts wegen die Universitätsprivilegien aufgeben müsse. Eine derartige generelle Regel ist in keinem einzigen der vielen Verträge zu finden, die Stadt und Universität miteinander abgeschlossen haben! Man findet vielmehr nur Einzelabreden bezüglich der Verheirateten, die sich etwa so darstellen lassen:

1. Universitätsangehörige, die mit ortsfremden Ehefrauen verheiratet sind oder solche heiraten wollen, bleiben den unverheirateten Studenten bezüglich der Universitätsprivilegien gleichgestellt, sofern sie kein bürgerliches Gewerbe treiben.
2. Von den Verheirateten aber, deren Frauen früher in personenrechtlicher und güterrechtlicher Hinsicht der Stadt untertan gewesen sind, sollen nur acht für sich und ihre Familie die im fürstlichen Stiftungsbrief beschriebene akademische Freiheit genießen. Dies sind die sog. „privilegierten“ Geweibten“. Die Privilegierung bezieht sich nur auf ihre personenrechtliche Stellung und auf das etwa von den Männern in die Ehe mitgebrachte Gut. Denn alles, was sie durch ihre Verheiratung an liegendem oder fahrendem Gut als Ehesteuer, durch Erbfall oder auf andere Weise in Freiburg erwerben, soll der Herrschaft und der Stadt steuerbar und dienstbar bleiben.
3. Alle übrigen, die mit Freiburger Bürgerstöchtern oder Bürgerswitwen kopuliert sind, verlieren ihre studentischen Privilegien und müssen der Stadt schwören, das heißt sie werden Frei-

burger Bürger und städtische Untertanen (es sei denn, daß der eine oder andere unter die acht privilegierten Geweibten aufgenommen wird).

Es ist ganz deutlich: durch diese vertraglichen Bestimmungen wird der Artikel 15 des Stiftungsbriefs eingeschränkt. Eine derartig subtile Unterscheidung des Rechts der Verheirateten ist ihm unbekannt. Und daß der Versuch, den Kreis der Privilegierten einzuschränken, zu gunsten der Stadt erfolgt ist, lehrt ein Blick in den dritten Vertrag, der im Jahre 1501 abgeschlossen wurde (St.A. U 56, S. 55/59). Hier wird der 15. Artikel des Stiftungsbriefs folgendermaßen erläutert:

Rector, Regenten und gemeine Universität haben zur Herbeiführung der Einigkeit bewilligt, daß nicht mehr denn acht Doctoren und Meister einschließlich zweier Ärzte sein sollten, *die Weiber haben, so dieser Stadt ihrer Person und Güter halb unterworfen waren.*

Wir werden demnach die oben angeführten Sätze Hermann Mayers etwa in folgender Weise richtigstellen dürfen:

1. In Freiburg war „Ehelosigkeit für alle Universitätsangehörigen“ weder am Ende des Mittelalters noch später Sitte, auch keineswegs durch die Statuten vorgeschrieben. Im Gegenteil, der fürstliche Stiftungsbrief von 1457 spricht ausdrücklich von den Eheweibern und Kindern der Meister und Schüler und erweitert damit sein Vorbild, den Heidelberger Stiftungsbrief von 1386, in recht bezeichnender Weise. (Daß man in Freiburg genauso wie in Heidelberg zwischen Klerikern und Laien unterschied, beweist auch der Artikel über die Malefizhändel in dem zweiten Vertrag von 1494 [St.A. U 56, S. 27]. Hier heißt es: „Ist dann der Student ein Geweibter, so soll ihn der Rector dem Bischof von Konstanz überantworten.“ „Ist aber der Student ein Ley und weltlich, so soll ihn der Rector nur dem Landvogt... zuschicken, damit die ihrer Mißhandlung nach mit recht gestraft werden.“)
2. Wegen des bloßen Tatbestands der Verheiratung verlor niemand seine Privilegien. Nur das Recht, Freiburger Bürgerstöchter oder Bürgerwitwen zu heiraten, war beschränkt — nämlich auf acht privilegierte Universitätsangehörige. Wem von der Universität kein Platz unter diesen acht Auserwählten eingeräumt wurde, der verlor seine akademische Freiheit, wenn er eine Freiburger Bürgerstochter heimführte, und mußte der Stadt schwören.
3. Jeder Student und jeder andere Universitätsverwandte konnte sich mit einem Mädchen aus der Fremde verheiraten oder konnte mit einer Auserwählten kopuliert an der Freiburger Hochschule leben, ohne auf die akademischen Privilegien Verzicht zu tun.

Wie aber ist diese komplizierte Verschlingung akademischer und städtischer Bürgerrechtsvorschriften zu erklären? Daß das alles mit dem „klerikalen“ oder gar zölibatären Charakter der Universität nichts zu tun hat, liegt auf der flachen Hand. Es war nicht etwa die Hochschule, die die „verheirateten Studenten“ als ihrem mittelalterlichen Grundprinzip widersprechend ausstieß, sondern es war die Stadtbehörde, die eine kleine Gruppe von Studierenden oder Universitätsverwandten für sich reklamierte, weil sie ihre Zahl nicht über acht wachsen lassen wollte, nur die kleine Gruppe nämlich der mit Freiburgerinnen Verheirateten.

Mit den acht verheirateten Privilegierten, die eine Ausnahme zu sein scheinen, verhält es sich folgendermaßen: Als privilegierte Geweibte galten vertraglich bis 1478 zwei Doktoren oder Meister, nach 1478 waren es vier, und am 23. September 1501 wurde die Zahl (einschließlich zweier Ärzte) auf acht erhöht. Die Sonderstellung dieser acht Privilegierten beruht ausschließlich darauf, daß sie trotz Verheiratung mit einer personen- und güterrechtlich der Stadt unterworfenen Freiburgerin Angehörige der Universität blieben und auf Grund des Albertinischen Stiftungsbriefs für Weib und Kinder den Schutz der Universitätsprivilegien erwarben. Steuerfreiheit für das von der Frau eingebrachte oder in der Ehe ererbte und erworbene Gut ist aber damit nach dem Vertrag vom 22. Januar 1517 nicht (oder nicht mehr) verbunden. Vielmehr scheint der Hauptvorteil für die Privilegierten auf dem Gebiete persönlicher Dienste und Verpflichtungen zu liegen, von denen sie befreit sind. Das wird deutlich aus der im selben Vertrag enthaltenen Bestimmung, wonach die aus der Universitätsfreiheit ausgeschiedenen Geweibten zur Übernahme eines (vom Akademiker als Last empfundenen) Sitzes im Stadtrat oder eines städtischen Amtes gezwungen werden konnten.

Die Politik, die der Rat bezüglich der verheirateten universitätsangehörigen Freiburger Pertinenz (wenn man so sagen darf) verfolgt, hat vor allem eine güterrechtliche Seite. Gerade um dieselbe Zeit hat sich die Stadt gegen eine untragbare Bereicherungspolitik der Klöster nachdrücklich gewehrt (Th. Mayer-Edenhauser, Recht der Liegenschaftsübereignung in Freiburg [1957], 25 ff.). Da dieses güterrechtliche Motiv bei den mit auswärtigen Frauen verheirateten Universitätsverwandten wegfällt, werden sie ungeschoren bei ihrer Freiheit gelassen, wenn sie von den mitgebrachten Einkünften leben und kein bürgerliches Gewerbe treiben.

Gelten Universitätsangehörige als Fremde, die in Freiburg kein Grundeigentum besitzen dürfen?

Im Stiftungsbrief Albrechts VI. wird die Verleihung der Privilegien an die Universität damit begründet, daß die Studenten ihr Vaterland verlassen hätten und den Schutz ihrer Sippe nicht mehr genießen:

Denn wer wollte denen nicht Gnade und besondere Freiheit mitteilen und erweisen, die ihre eigenen Freunde und ihr Vaterland freiwillig verlassen, nachdem sie nach Art der Pilger manche Betrübniß erlitten, sich als Gäste unter uns begeben, um in der Fremde und im Elend zu bleiben.

Die Worte „in bilgers wyse“ und „gastlich“ hat ein Stadtschreiber in dem Handexemplar, das die Verträge mit der Hochschule enthält, unterstrichen und an den Rand notiert (U 36, Bl. 3): *nota verbum gastlich*. Und ein anderer hat rechtskundig hinzugefügt: „Universitatische seind Gäste und Bülger.“ Für die große Mehrheit der Universitätsangehörigen war die Einordnung unter die Kategorie der Gäste und Pilger rechtlich auch durchaus zutreffend, da sie in Freiburg nur vorübergehend ihren Studien nachgegangen sind. Zu dieser gleichsam idealen Auffassung der Studierten als besitzlose Pilger und Gäste hat ein anderer Schreiber an den Rand geschrieben (U 35, Bl. 2): „*nota mentem principis*“, zu deutsch „das war die Absicht des Fürsten bei der Gründung der Universität!“

Aber ein sehr gewichtiger Teil der Universität, gerade das Lehrpersonal, hatte naturgemäß eine Neigung zur Selbsthaftigkeit. Die Verheirateten, wenn sie hier häuslich wurden, ließen sich in ihrer Rechtsstellung kaum mehr als Gäste und Pilger behandeln. Da machte man seinem Ärger über den Widerspruch von Idee und Wirklichkeit gelegentlich auch in Beschwerden an den Fürsten Luft. Von der Stadt wird zum Beispiel an Herzog Sigmund, den Bruder Albrechts, geschrieben (27. September 1475):

Auch angesehen, daß etliche Meister und Studenten, die bei uns reiche Witwen und Weiber zur Ehe geführt und sich viel Gut unsrer Vorfahren angeeignet haben, täglich versuchen, dieses Gut aus Eurer Gnaden und der Stadt Dienst zu entziehen.

Wie aber, wenn ein Universitätsangehöriger versuchte, aus eigenen Vermögensmitteln Haus und Grundbesitz zu erwerben? In solchen Fällen konnten moralische Einwände nicht gut erhoben werden — und tatsächlich hat in diesem Punkte die Universität ihre Forderungen durchgesetzt. Gerade in dem Vertrag von 1517 findet sich eine diesbezügliche Bestimmung zugunsten der Universität, die städtischerseits wohl nur hingenommen worden ist, weil die Regierungskommission, die diesen Vertrag vermittelt hat, sich in diesem Falle offenbar nichts abhandeln ließ. In dem betreffenden Artikel heißt es, bisher habe ein ehrsamer Rat zu Freiburg vermeint, die Verwandten der Universität sollten keine Häuser noch liegende Güter an sich ziehen oder kaufen, während die von der Universität behauptet hatten, sie hätten den freien Kauf wie andere und sie hätten darum auch das Recht, für den eigenen Bedarf solche liegenden Güter zu kaufen. Nun wurde der Streit folgendermaßen beigelegt: In Zukunft sollen von der Universität 26 Personen bestimmt werden, Doktoren, Meister oder Studenten, die allein berechtigt sind, ein eigenes Haus, dazu einen Lustgarten oder ein Rebstück käuflich zu erwerben. An Abgaben, von denen die Käufer nicht befreit sind, werden bloß genannt: 1 Plappert (= 6 Rappenfennige) von jedem (geernteten) Saum Wein (= rund 115 Liter), das Herrschaftsrecht (das von jeder Hofstätte ursprünglich an den Stadtherrn gezahlt wurde) und ein städtischer Almendzins (wenn die Almende benutzt wurde). Im übrigen brauchen die Käufer der Stadt nicht zu schwören und behalten ihre persönliche akademische Freiheit. Wer aber Grundbesitzer wird durch Erbfall oder durch Verheiratung mit einer Freiburgerin, muß nach wie vor Freiburger Bürger werden (es sei denn, er gehörte zu den acht „privilegierten Geweibten“, vgl. oben S. 73 f.) und darf darum auch nicht unter die 26 Hauskaufberechtigten aufgenommen werden.

In Zukunft wird der Stadtrat also nicht mehr alle Universitätsangehörigen als Fremde behandeln und ihnen den Kauf von Häusern oder von Grundstücken verbieten können. Damit aber nicht zuviel Grundbesitz in die Hand von Universitätsverwandten gelangt, die der Stadt zu Dienstleistungen nicht verpflichtet sind, hat man in dem Vertrag von 1517 das Hauskaufrecht auf einen Kreis von 26 Akademikern beschränkt.

Nun muß noch die Frage geprüft werden, ob dieser Vertrag seitens der Stadt auch loyal durchgeführt worden ist. Er steht nämlich im auffallenden Widerspruch zu dem neuen von Zasius bearbeiteten Stadtrecht, das gerade um diese Zeit (1520) mit staatlicher Genehmigung publiziert und im Druck erschienen ist. Im neuen Stadtrecht (II, 9, 11) war der Verkauf von liegenden

Gütern an Fremde verboten, und wenn ihnen solche durch Erbfall oder durch Gant zufallen sollten, mußten sie dieselben innerhalb zweier Jahre an Einheimische weiterverkaufen (II, 9, 12). Mit keinem Wort wird im neuen Stadtrecht jenes Hauskaufprivileg von 26 Universitätsangehörigen erwähnt. Grundsätzlich und generell wird allen „Personen, die uns mit Eiden, Pflichten und Zwang nit verbunden noch verpflichtet sind“, jedes Grundeigentumsrecht zu Freiburg abgesprochen.

Danach sieht es so aus, als ob die Stadt nach wie vor den Güterkauf durch Universitätsangehörige bekämpft hätte. Das neue Stadtrecht bedrohte ja die Bürger, die widerrechtlich verkauften, mit schwerer Strafe und mit Annullierung des Kaufvertrags:

Wo aber über soldie Ordnung von unseren Burgern und Verwandten wie obstât ligende Gueter under die unverwandten Personen wie vorgemelt eigentumswise von Handen geben und verendert würden (die Contract, Überkommnuß, Vergabung oder andere Convencion syent wie sy wöllen), so soll das alles nicht gelten und unkreftig sin, und soll nichtdestminder derjen(ige), so solich Guet verendert hett, in unser schweren Straf stan.

Es ist ein besonderer Glücksfall, daß wir zu dieser Frage ein Schreiben der Freiburger Stadtbehörde an die Stadt Tübingen aus dem Jahre 1533 besitzen, also eine authentische Mitteilung über die Rechtspraxis, wie sie damals in Freiburg geübt wurde. Hier finden wir nun (St. A. Miss. 14, S. 83, 8. Okt. 1533) folgende Antwort auf einige von Tübingen gestellte Fragen, deren Inhalt man sich, obwohl sie nicht in den Akten erhalten sind, denken kann:

... Euer Schreiben und Begehren von wegen etlicher Beschwerden, so Euch von der Universität bei Euch begegnet, haben wir vernommen, und können uns wohl denken, zu was für Nachteil und Schmälerung Euch solches mit der Zeit erwachsen würde, so Ihr zu diesen Eingriffen also stillschweigend zusehet. Geben Euch derhalben diesen Bericht:

Erstlich haben wir mit unsrer Universität klare und heitere Verträge neben ihrer Freiheit (das heißt zur Ergänzung ihres fürstlichen Freiheitsbriefs), daß sie eine Anzahl, nämlich bis in die 26 Häuser und nicht weiter mögen haben und kaufen, und jeder einen Lustgarten dazu. Ob aber ihrer einer weitere Güter, etwa Acker, Reben, Häuser oder Matten kaufen wollte, oder sollten sie ihm als Ehesteuer oder erbsweise zufallen, so muß er davon uns Steuer geben und sich deshalb mit uns vertragen (das heißt einen Vertrag abschließen).

Nach Mitteilungen über den Verkehr mit Wein an der Universität, die hier außer acht bleiben können, folgt:

Zum dritten welcher (von den Universitätsverwandten) etwas bei uns ererbt, so in unsre Steuer gehörig, es sei liegendes oder fahrendes (Gut), der muß dasselbe versteuern wie diejenigen es versteuert haben, von denen ers ererbt. Desgleichen, welcher die Almende mit Vieh gebrauchen und nutzen will, der muß uns dienen und sich deshalb mit uns setzen (das heißt wohl: das Satzbürgerrecht erwerben).

Diese Sätze, die sich wie eine kurze Wiedergabe der Vertragsbestimmungen von 1517 lesen, lassen erkennen, daß der Vertrag in den abgelaufenen 16 Jah-

machen, das städtische Bürgerrecht zu erwerben. Der Senat hat damals den Fall als eine große Ehre im Protokoll vermerken lassen — da wird man wohl sagen können: das Sonderrecht der 26 privilegierten Häuser hat die Stadt um den Ruhm gebracht, den Gelehrten Erasmus unter ihre Bürger zählen zu dürfen!

Da in der Stadt Freiburg Grundeigentumsrecht und Gemeindebürgerrecht von alters her besonders eng miteinander verflochten waren, und da die Stadt gerade seit der Mitte des 15. Jahrhunderts darangegangen war, ihre Gebiets-
hoheit auszubauen und auszudehnen, sind die Konflikte mit der Universität wohl unvermeidlich gewesen. Man wird der Stadt darum nicht vorwerfen dürfen (wie das ein moderner Beurteiler getan hat), daß sie nach vielversprechenden Anfängen, in denen sie sich um das Gedeihen des jungen Pflänzchens bemüht habe, von einem bestimmten Zeitpunkt an universitätsfeindlich eingestellt gewesen sei. Eher wird man in dem Vorbehalt, den die Stadt in Albrechts Stiftungsurkunde angebracht hat, eine Kompromißformel sehen dürfen, zu der man während der Gründungsverhandlungen gegriffen hat, weil man städtischerseits nicht bereit war, stillschweigend bestimmte Interessen zu opfern. Auf diese Weise hielt sich die Stadt die Wege offen, die später eingeschlagen werden konnten, wenn durch neue Verhandlungen und Verträge der gestörte Friede wiederhergestellt werden mußte. So wenigstens hat den Vorbehalt schon ein Ratsschreiber um 1525 aufgefaßt, der in seiner Randnotiz auf einer Abschrift des Stiftungsbriefs (St.A. U 55, Bl. 14; vgl. Abb. S. 78) zu der betreffenden Stelle eigenhändig angemerkt hat:

nota: ein guldiner Vorbehalt der Statt!

Die Universität in der Baugeschichte der Stadt Freiburg von der Französischen Revolution bis zum ersten Weltkrieg

Von G u s t a v H i r s c h

Als im Jahre 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, fielen die Philosophische und die Theologische Fakultät, die ihm seit 1620 übertragen waren, wieder an die Universität zurück. Die Hochschulreform, die in den folgenden Jahren von Maria Theresia und Joseph II. durchgeführt wurde, und die Förderung, welche diese Herrscher der neu aufblühenden Hochschule zuteil werden ließen, waren aber nur von kurzer Dauer. Durch die Maßnahmen gegen die Kirche während der Französischen Revolution wurden 1792 die beiden Propsteien St. Ulrich und Ölenberg im Oberelsaß, deren Gefälle einen wesentlichen Teil der wirtschaftlichen Grundlage der Universität abgaben, aufgehoben, obwohl ihre Nutznießung durch die Bemühungen von Maria Theresia bei Ludwig XV. „auf ewig“ der Universität zugesichert war.

Diesem Rückschlag folgte eine nicht mehr abreißende Kette von Schwierigkeiten, hervorgerufen durch die Kriege und politischen Umstellungen im napoleonischen Zeitalter und den folgenden Jahrzehnten. So vergingen nach dem Weggang der Jesuiten 100 Jahre, bis, nach der Reichsgründung 1871, die Universität den großen Aufschwung nahm und die Blüte erreichte, die wir miterlebt haben und noch miterleben.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens fiel die umfangreiche Gebäudeanlage der „neuen Universität“ mit der Kirche, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erstellt war, an den Staat. Schon vor 1620, dem Jahre, in dem die Jesuiten ihren Einzug in Freiburg hielten, lagen an dieser Stelle die Pfauen- und Adler-Burse der Universität. 1774 erfolgte die Versteigerung der Gebäudeanlage durch den Staat. Obwohl die Stadt hierbei den Zuschlag erhielt, verzichtete sie dann doch zugunsten der Universität, und der österreichische Staat erließ dieser 1777 die Kaufsumme.

Die erwähnte Aufhebung der beiden Propsteien im Elsaß hatte für die Universität einen jährlichen Verlust von 15 000 Gulden zur Folge, die einen erheblichen Teil ihrer Einnahmen ausmachten. Es folgten harte Jahre für die Universität, deren Angehörige manches Opfer und manchen Verzicht auf sich nehmen mußten, um die Universität überhaupt zu erhalten.

Durch den Frieden von Preßburg kam 1806 der Breisgau an Baden. Die Universität verfügte damals über drei Gebäude: die sogenannte alte Universität am Franziskanerplatz, jetzt umgebaut zum neuen Rathaus, die neue Universität mit Universitätskirche in der Bertoldstraße, das ehemalige Kollegium der Jesuiten, jetzt die alte Universität, als drittes den Bibliotheksbau in der Bertoldstraße, das Gymnasium der Jesuiten. Er wurde am 27. November



Abb. 1 Die „neue Universität“, Bertoldstraße, in der Mitte des 19. Jahrhunderts

1944 zerstört. Über das Spital wird in anderem Zusammenhang zu sprechen sein.

Meint man, diese Gebäude seien klein gewesen für eine Universität, so muß man sich vor Augen halten, daß die Zahl der Studenten 1815 nur 201 betrug, davon waren die Hälfte Theologen. 1820 gab es 595, 1825 613 Studenten. Damit war eine Höchstzahl erreicht. Unter wiederholten Schwankungen nahm die Zahl der Studenten wieder ab und erreichte 1871 einen Tiefstand von 204 Studierenden, davon 101 Theologen. In diesen Zahlen spiegeln sich am besten die Lage der Universität in diesen Jahrzehnten und die Krisen, die sie durchmachen mußte. Der rasche Aufstieg setzte dann nach der Reichsgründung ein, als die Studenten des aufblühenden Reichs aus allen Gauen nach Freiburg strömten, das rasch eine große Anziehungskraft ausübte.

In Anbetracht der geringen Zahl der Studenten kann man sagen, daß für alle Zwecke reichlich Platz vorhanden war. Schreiber urteilt 1825 darüber: „Diese Gebäude haben so viele Lokale, daß darin sämtliche Kollegien vorgetragen werden und hier von keinem öffentlichen Unterrichte in Privatwohnungen der Professoren die Rede ist.“

In der „alten Universität“ am Franziskanerplatz (siehe Abbildung) waren damals folgende Institute und Sammlungen untergebracht:

Das Mathematisch-Physikalische Kabinett, das Chemische Laboratorium, die Anatomischen Sammlungen mit Sezieraum und Laboratorien, der Hörsaal und Nebenräume. Zeitweise war dort auch das 1775 gegründete Naturalien-Kabinett, das aber dann in die Bertoldstraße umzog. Es erhielt erst 1822 durch die Übernahme der Sammlungen des Pfarrers Martin in Eichsel einen größeren Umfang und nahm in den sechziger Jahren den dritten Stock der „neuen Universität“ ein. Der durch den Umzug des Naturalien-Kabinetts frei werdende Raum kam den übrigen Instituten zugute, die sich hierbei in mäßigen Grenzen ausdehnen konnten. Ein Kleinod der alten Universität war die Aula (jetzt Sitzungssaal) mit ihrer prächtigen Stuckdecke, deren zartes Relief aufs schönste der geringen Raumhöhe Rechnung trägt, und dem reichen Erker.

Nach den Freiheitskriegen ging die Entwicklung immer mehr dahin, daß der Schwerpunkt der Universität in die Bertoldstraße verlegt wurde (siehe Abbildung). Die „alte Universität“ am Franziskanerplatz war eng und die meisten Räume hatten eine schlechte Belichtung. Demgegenüber war die Anlage der Jesuiten für die damalige Zeit modern und weiträumiger. Sie war auch so umfangreich, daß die Fakultäten in nahem Zusammenhang untergebracht werden konnten. Es waren dies die Philosophische, Juristische und Theologische Fakultät; dazu die Verwaltung, die Wohnung des Pedells und der Karzer. Im Refektorium wurde die Aula eingerichtet. Es war in dieser Zeit so viel Raum verfügbar, daß das Erdgeschoß an die Sapienz vermietet wurde. Erst 1866 übernahm die Universität alle Räume in der Bertoldstraße. 1827 wurde der Hof als Garten angelegt, dessen schöner Baumbestand heute ein Idyll in der Altstadt bietet. Die Jesuitenkirche wurde Universitätskirche.

Das gegenüber der „neuen Universität“ gelegene Gymnasium der Jesuiten wurde 1785/84 zur Bibliothek umgebaut. Der große Festsaal erhielt den Einbau einer von Säulen getragenen Galerie und der Bücherregale. Die Bibliothek ist aus kleinen Anfängen entstanden. Den Grundstock bildeten die Bücherbestände der Jesuiten; um die Jahrhundertwende kamen wesentliche Zuflüsse durch die Bibliotheken der aufgelösten Klöster, so daß ein Bestand von etwa 100 000 Handschriften und Büchern erreicht wurde. Im Jahre 1854 wurde, da

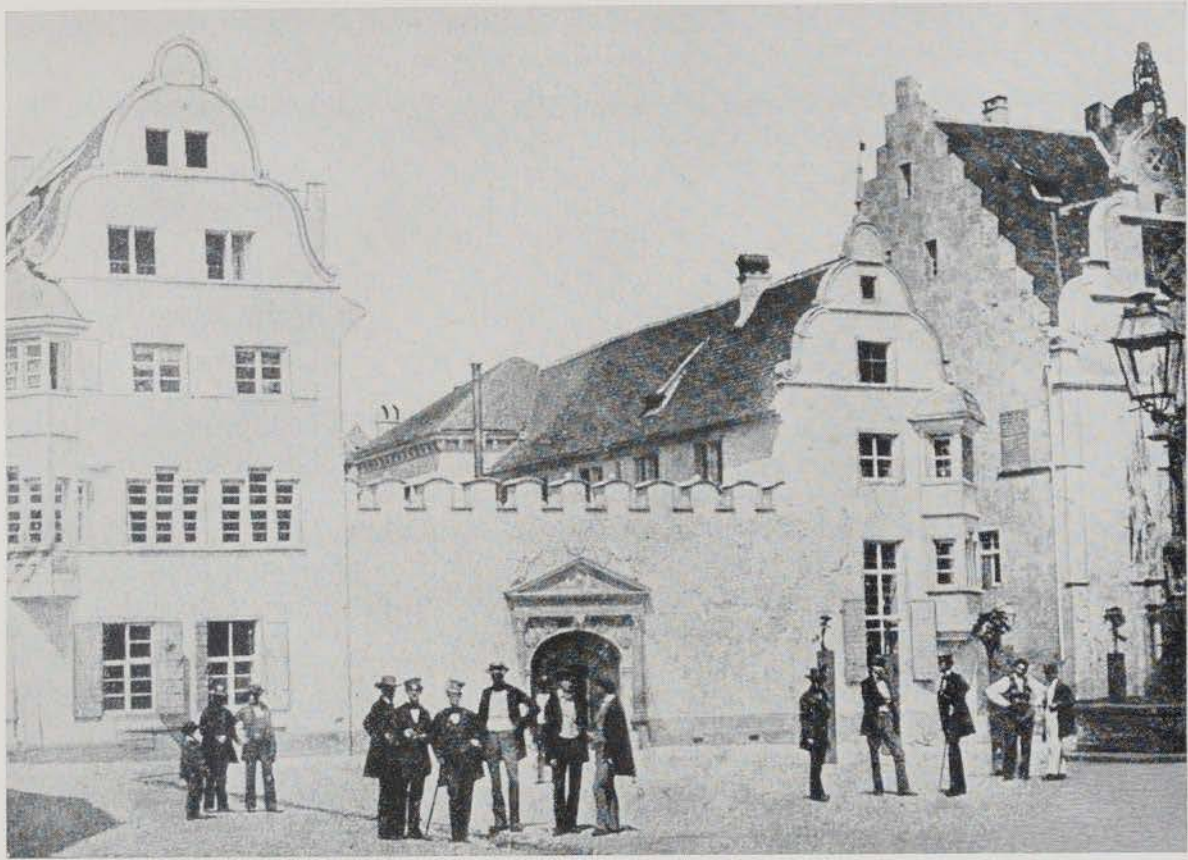


Abb. 2 Die „alte Universität“ am Franziskanerplatz



Abb. 5 Das Krankenspital, erbaut 1826—1829, von Arnold

der Raum nicht mehr ausreichte, das dreistöckige westliche Nachbarhaus erworben und durch Durchbrüche mit dem Hauptbau verbunden.

Eine besondere Stellung im Rahmen der Universität nimmt das Spital ein. Es war ein städtisches Krankenhaus, da es aus Stiftungen Freiburger Bürger geschaffen und erhalten wurde. Vor 1774 diente das städtische Spital in der Gerberau als Klinikum der Medizinischen Klinik. In diesem Jahr kaufte die Stadt das Sapienz-Gebäude, Ecke Nußmann- und Herrenstraße, von der Universität und ließ es durch den Baudirektor Wenzinger auf Stiftungskosten zum Spital umbauen. Es diente von 1780 bis 1829 als städtisches Krankenhaus und zugleich als Universitätsklinik.

Dann wurde ein größerer Neubau notwendig. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß seine Baukosten in Höhe von über 80 000 Gulden ganz von der städtischen Stiftungsverwaltung getragen wurden, und zwar im wesentlichen von der Eckschen und Wenzingerschen Stiftung. Die Stadt schenkte aus ihren Waldungen das Bauholz. Ein geeignetes Grundstück, so groß, daß ein schöner Garten angelegt werden konnte, wurde an der Albertstraße von Gärtner Haller erworben. Der Entwurf lag in Händen des Oberbaurats Arnold, eines Weinbrenner-Schülers, welcher der Stadterweiterung Freiburgs nördlich des Siegesdenkmals das Gepräge gab.

Dieser Neubau, von 1826—1829 erstellt (siehe Abbildung), wird von den Zeitgenossen als ein vorbildlicher Krankenhausbau gerühmt. Er ist der einzige wirklich bedeutende Neubau für die Universität in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Mit mancherlei Aufstockungen und Erweiterungen diente er bis zu dem umfassenden Neubau der Kliniken unter Professor Lorenz 1926—1941 als Krankenhaus. In ihm waren in der ersten Zeit die Medizinische und Chirurgische Klinik, die Entbindungsanstalt, die Kinderklinik und die Poliklinik untergebracht. Er enthielt 150 Krankbetten in Sälen von sechs bis acht Betten und Einzelzimmern, zwei Operationssäle, einen Hörsaal, Kapelle und Wirtschaftsräume. Es waren sechs Baderäume mit je zwei Wannen vorhanden. In den Betten lagen Strohsäcke auf gespannten Ledergurten. Eine Luftheizung sorgte für die Erwärmung der Räume. Da es ein Bau der Stiftungsverwaltung war, stand das Spital unter der Aufsicht des Gemeinderats.

Auf dem Stadtplan von 1858 (siehe Abbildung) sieht man am Zähringer Tor eine hübsche platzartige Erweiterung, deren Westwand vom Spital gebildet wird, während die Ludwigskirche den Ostrand einnimmt.

Diese Lösung entspricht weder dem Arnoldschen Stadterweiterungsplan noch der späteren Ausführung. Es war nur ein vorübergehender Gedanke, der durch die Tatkraft des ihn verfechtenden Bürgermeisters von Rotteck 1857 Gewicht bekam. Zwei Meinungen standen sich damals gegenüber: eine vertrat die Ansicht des Klassizismus; sie ging auf eine regelmäßige und symmetrische Straßengestaltung mit geringer platzartiger Erweiterung aus, die andere wollte mit starker, einseitiger Ausweitung der Zähringer Straße nach Westen Kirche und Spital zur Bildung der Platzwände benutzen. Keine dieser Ansichten trug den Sieg davon; man baute bei der Ausführung eine unbedeutende Häuserzeile in der Bauflucht der Zähringer Straße.

Für kurze Zeit lag damals das Spital am Nordrand der Stadt. Eine Stadtbeschreibung aus diesen Jahren schildert den ungehinderten herrlichen Blick über die weite Landschaft und zu den Bergen. Ein ähnlicher Gedanke wie die erwähnte Platzbildung ist in jüngster Vergangenheit, wenn auch in kleineren

Abmessungen, verwirklicht worden: die raumbildenden Elemente sind jetzt die neue (französische) Schule und der Siemensbau.

Mit dem Neubau des Spitals begann eine bauliche Entwicklung, die den wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnissen und Anforderungen Rechnung trug. Wenn sie bis etwa 1875 in ruhigen, kaum erkennbaren Bahnen floß, so nahm sie dann bis in unsere Tage einen sich immer steigernden, fast lawinenartigen Charakter an.

So, wie die alte Universität am Franziskanerplatz der Ausgangspunkt für die weitere Entfaltung der Philosophischen, Juristischen und Theologischen Fakultät war, die über die neue Universität in der Bertoldstraße zu der ausgedehnten Anlage des Institutsviertels und dem neuen Kollegienhaus von 1911 führte, so war das Spital von 1829 die Keimzelle zu den fortlaufenden Erweiterungen und Neubauten, die zuletzt zu dem umfassenden Klinikneubau von 1926 bis 1941 führten.

Den kaum faßbaren Umfang dieses Wachstums mögen auch einige wirtschaftliche Zahlen beleuchten.

Von 1792 bis 1821 stand, von unwesentlichen Zuschüssen abgesehen, die Universität auf eigenen Füßen. Das war nur möglich, weil sie über ein umfangreiches Grundvermögen verfügte. 1821 bewilligte der Badische Landtag zum ersten Male einen laufenden Zuschuß von 15 000 Gulden pro Jahr, der 1831 verdoppelt wurde. Im Jahre 1835 betragen die Gesamteinnahmen der Universität 78 500 Gulden, die Ausgaben 74 600 Gulden. Hiervon konnte die Universitätsverwaltung aus den Erträgen des Universitätsvermögens nahezu die Hälfte, nämlich 31 000 Gulden, aufbringen. Für die nächsten Jahrzehnte ergibt sich folgendes Bild:

	Eigene Einnahmen	Leistungen des Staates	Insgesamt
1855	59 865 Gulden	48 564 Gulden	88 429 Gulden
1865	52 016 Gulden	48 964 Gulden	100 980 Gulden
1880	78 055 Mark	245 084 Mark	324 057 Mark
1895	48 555 Mark	532 492 Mark	

Hielt sich die Zahl der Studenten, wie oben erwähnt, von 1815 bis 1871 zwischen 200 und 600, so stieg sie bis 1881 auf 685 Studierende. In den zehn Jahren von 1871 bis 1881 hatte sie sich mehr als verdreifacht. Interessant ist dabei die Verteilung auf die Fakultäten: von 1852 auf 1881 hatte sich die Zahl der Juristen vervierfacht, die der Philosophen versechsfacht, an Medizinern waren es dreieinhalbmal mehr; die Zahl der Theologen hatte sich auf ein Viertel vermindert. Wenn man bedenkt, daß 1865 von 281 Studenten 154 Theologen waren, somit die Studenten aller übrigen Fakultäten nur 127 ausmachten, kann man sich vorstellen, eine wie geringe Rolle das studentische Leben im Stadtbild spielte. Durch die starke Entwicklung der Universität nach 1870 trat hierin eine Änderung ein. Im Stadtbild entstanden Studentenhäuser. 1890 wurde die Universität von 1250, 1900 von 1750 und 1910 von 2890 Studenten besucht.

Wenn auch zwischen 1815 und 1865 außer dem besprochenen Neubau des Spitals keine anderen erwähnenswerten Neubauten erstellt wurden, so kann man doch eine innere Entwicklung feststellen, welche die dann folgende starke Entfaltung vorbereitet. Die naturwissenschaftlichen und medizinischen Samm-

lungen wurden in dem Maße erweitert, wie durch Stiftungen und die Auflösung der Klöster Sammlungsgegenstände in bescheidenem Umfang zur Universität kamen. Raum zur Aufstellung der Sammlungen bot noch auf lange Zeit die umfangreiche Anlage der neuen Universität in der Bertoldstraße. Von 1867 ab setzte dann von dort der Umzug in die Neubauten des Institutsviertels ein. Den Anfang dazu machte die Anatomie. Die Anatomischen Sammlungen entstanden erst nach dem Wegzug der Jesuiten und waren im Nordflügel der alten Universität am Franziskanerplatz untergebracht. Von 1866 bis 1867 wurde nach den Plänen von Oberbaudirektor Fischer an der Albertstraße ein zweistöckiger Neubau für die Anatomie erbaut. Er enthielt im Erdgeschoß Präparier- und Arbeitsraum, im Obergeschoß die umfangreichen Sammlungen. Im Keller war der Sezerraum. Es war ein bescheidener Neubau in der schlichten Formsprache der damaligen Zeit. 1886 erfolgte ein Anbau für den Hörsaal. Mit der Anatomie wurde auch das Pathologische Institut von der alten Universität in den Neubau verlegt. Es erhielt dann 1883 seinen eigenen Neubau mit Hörsaal, Laboratorien und Arbeitsräumen und einem Seziersaal mit 100 Arbeitsplätzen auf dem an die Anatomie westlich angrenzenden Grundstück.

Nach der Reichsgründung folgte als weiterer Neubau 1879/80 das Botanische Institut und die Anlage des neuen Botanischen Gartens. Es lag seit 1766 am Ufer der Dreisam und litt unter mancherlei Mängeln. Durch die Pläne der Stadterweiterung ergab sich die Notwendigkeit, die an der Dreisam geplante Straße durch den Garten hindurchzuführen. So wurde die Verlegung durchgeführt. Schon 1872 wurde zwischen Sautier-, Johanniter- und Katharinenstraße, nördlich der Anatomie, ein geeignetes Grundstück erworben. Im Winter 1878/79 begann man mit der Verpflanzung des alten, wertvollen Baumbestandes. Es folgten die Anlage des Botanischen Gartens und die Erstellung der Gewächshäuser und der Hochbauten. Der Hörsaal wurde im April 1880 in Benutzung genommen. Die Erwärmung der Gewächshäuser erfolgte durch eine Warmwasser-Rohrheizung.

Ein recht bedeutender Bau wurde das Chemische Laboratorium, das 1880/81 an der Albertstraße erbaut wurde. 1847 war von der Medizinischen Fakultät die Einrichtung eines chemischen Laboratoriums beschlossen worden. Es fand zuerst in beschränkten Verhältnissen seinen Platz in der alten Universität am Franziskanerplatz. Nach dem Auszug der Anatomie 1867 wurde es, in dem gleichen alten Universitätsgebäude, in deren Räume verlegt. Aus der Größe der neuen Anlage kann man ermessen, in welchem Umfang sich damals in kurzer Zeit die Forschung entwickelte, man darf zugleich auch zugeben, mit welcher Großzügigkeit der Neubau geplant und erstellt wurde. Der Entwurf des für die damalige Zeit modernen Bauwerks erfolgte durch Oberbaudirektor Durm. Die umfangreichen neuen Laboratorien boten Platz für 100 Praktikanten. Ähnlich weiträumig waren der große Hörsaal und die Arbeitsräume.

Auch die zoologischen Sammlungen waren erheblich gewachsen, so daß man für sie und das Zoologische Institut an einen Neubau denken mußte. Sie waren bis dahin im Naturalien-Kabinett im dritten Stock der neuen Universität, Bertoldstraße, mit der Mineralogisch-Geologischen Sammlung zusammen untergebracht. Erst 1875 wurde dort der erste Arbeitsraum eingerichtet und von den zoologischen Sammlungsräumen abgetrennt und das erste Mikroskop angeschafft. 1886 erfolgte die Trennung. Das Zoologische Institut und die

Sammlungen erhielten in den achtziger Jahren zwei getrennte Neubauten nach den Entwürfen des Architekten Ploch bzw. des Oberbaudirektors Durm in der Katharinenstraße.

Durch den Umzug des Zoologischen Instituts wurde in der Bertoldstraße so viel Raum für das Mineralogisch-Geologische Institut frei, daß erst 1901/02 ein Neubau in der Hebelstraße notwendig wurde.

Das Mathematische und Physikalische Kabinett war bis 1876 vereinigt. In diesem Jahre fand das Mathematische Kabinett eine selbständige Unterkunft in einem Raum der neuen Universität Bertoldstraße. Vorher war es zusammen mit dem Physikalischen Institut in der alten Universität untergebracht. Die sehr beengte Unterkunft dauerte bis 1881, als das Chemische Institut von dort in seinen Neubau an der Albertstraße verlegt wurde. Da die Räume trotzdem unzureichend blieben, wurde von 1888 bis 1890 zusammen mit dem Physiologischen Institut Ecke Hebel- und Albertstraße ein umfangreicher Neubau ausgeführt, der dem großen Aufschwung Rechnung trug, den das Institut in der zweiten Jahrhunderthälfte genommen hatte. Der Entwurf lag in Händen des Oberbaudirektors Durm. Es war ein symmetrischer Doppelbau mit zwei Hörsälen, Sammlungsräumen und Sälen für Praktikum und Untersuchungen. Das in dem Neubau gleichfalls untergebrachte Physiologische Institut war 1821 im Erdgeschoß der alten Universität eingerichtet und 1856 dort im dritten Stock des Südflügels mit einem Hörsaal erweitert worden. Das Mathematische Institut wurde um die Jahrhundertwende in einem Neubau in der Hebelstraße untergebracht.

Zu erwähnen ist noch die 1892/95 erbaute Turn- und Fechthalle und das 1895/96 in der Hebelstraße erstellte Hygienische Institut. Die Anfänge des Hygienischen Instituts finden wir 1889 im Bau des Pathologischen Instituts, wo ihm im Obergeschoß einige Räume eingerichtet wurden. Den Anstoß zu der raschen Entwicklung gaben die tiefen Erkenntnisse, welche die Forschung auf dem Gebiet der Bakteriologie und Seuchenbekämpfung vermittelte. Der Unterricht wurde so vielseitig, daß bald ein umfassender Neubau notwendig wurde.

Mit diesen in rascher Folge erstellten Neubauten waren die alte und neue Universität entlastet worden. In der neuen Universität, die neuzeitlicher und zweckmäßiger gebaut worden war, wurden die frei werdenden Räume dringend für die Ausweitung der Philosophischen, Juristischen und Theologischen Fakultät und deren Seminare benötigt. Die alte Universität trat zurück. Da sie neben dem Rathaus lag, das eine Erweiterung notwendig hatte, wurde sie 1892 ganz geräumt und an die Stadt verkauft.

Für die Erweiterung der Kliniken war der Ausgangspunkt der große Neubau von 1826 bis 1829. Er blieb das Haus der Medizinischen Klinik, die übrigen Kliniken wurden nacheinander verlagert. Man meint in ein Kaleidoskop zu schauen, wenn man die Entwicklung und Ausbreitung des Klinikums durch ein Jahrhundert verfolgt. Es entstehen Behelfs- und Neubauten, die dann nicht mehr ausreichen und wieder erweitert und neu ausgebaut werden. In Kriegzeiten werden Seuchenbaracken angelegt. Die Verwaltung vergrößert sich und rückt nach — meist in unzuweckmäßig gewordene Behandlungsräume.

Der schöne Garten, der um das Spital in den zwanziger Jahren angelegt worden war, wurde mehr und mehr verbaut. Dort entstanden die Seuchenbaracke, eine Männer- und eine Kinderbaracke, das Frauengebäude, in das später die Verwaltung und das Gesundheitsamt verlegt wurden, ferner das

Kesselhaus und die Küche. An dem Hauptbau wurde 1864 der dritte Stock auf den Flügelbauten, 1887 ein viertes Geschöß auf dem Mittelbau aufgestockt.

In den sechziger Jahren fing man an, die Frauenklinik in den Baublock westlich der Sautier- und südlich der Albertstraße zu verlagern. Dort entstand von 1866 bis 1868 die Geburtshilfliche Klinik, 1875 die Geburtshilfliche Poliklinik und 1878/79 der Neubau der Gynäkologischen Klinik für 45 Betten mit Hörsaal und zwei Operationssälen.

Von 1874 bis 1876 wurde nördlich in der Albertstraße die Augenklinik gebaut, nachdem erst 1868 im Spital eine Abteilung für Augenranke mit 15 Betten eingerichtet worden war. Der Neubau enthielt 46 Betten und einen Hör- und Operationssaal.

Inzwischen wurde, trotz aller Erleichterungen, welche die Verlegung der zuvor genannten Kliniken dem Spital gebracht hatte, die Verlegung und der Neubau der Chirurgischen Klinik immer dringender. Er erfolgte von 1888 bis 1892 in der Albertstraße auf dem Gelände gegenüber. Danach stand das alte Spital in vollem Umfang der Medizinischen Klinik zur Verfügung. Der Neubau der Chirurgischen Klinik reichte jedoch nur für 17 Jahre. Albertstraße 2, östlich vom Spital, entstand ein Neubau, der noch 1920 durch einen westlich anschließenden Erweiterungsbau vergrößert wurde.

Damit wurde ein kurzer Überblick über die umfangreiche Neubautätigkeit für die Kliniken und Universitätsinstitute in der Nordstadt gegeben. Sie füllte einen kleinen neuen Stadtteil, jedoch lag ihr kein gemeinsamer städtebaulicher Gestaltungsplan zugrunde. Die einzelnen Gebäude reihten sich zwanglos aneinander, wie das Bedürfnis auftrat und wie der Augenblick es dem Architekten eingab. Räumliche und städtebauliche Beziehungen zwischen den Gebäuden wurden nicht gesucht.

Inzwischen war noch weiter im Norden, im Stadtteil Herdern, ein weiterer Kristallisationspunkt von Universitätsinstituten im Entstehen. Den Anfang machte 1884—1887 ein umfangreicher Neubau der Psychiatrischen Klinik an der Hauptstraße. Wieder lag dieser neue Ansatzpunkt draußen am Stadtrand. Die Pläne wurden von Baurat Schäfer ausgearbeitet, der uns dann noch bei dem Neubau der Universitätsbibliothek begegnen wird. Der große Neubau bot Raum für 108 Kranke. Hieran östlich anschließend lag das Garnisonlazarett; in ihm wurde 1919, nach dem ersten Weltkrieg, die Hautklinik untergebracht. In dem nördlich angrenzenden Gelände bis zur Okenstraße wurde vor 1914 der Botanische Garten mit seinen Gewächshäusern und dem Neubau für die Unterrichtsräume und die Verwaltung angelegt.

Es dürfte hier am Platze sein, ein Wort über die großen Leistungen der Stiftungsverwaltung für die Fortentwicklung der Kliniken zu sagen. Die Stadtverwaltung selbst war an dieser Unterstützung in steigendem Umfang beteiligt, eine Entwicklung, die im Klinikbauvertrag von 1912 zwischen Stadt, Staat und Krankenhausstiftung zunächst ihren Abschluß fand. Die viel verschlungenen und mannigfaltigen Wege der gemeinsamen Arbeit von Stiftungsverwaltung, Staat und Stadt bei der Erstellung und der Verwaltung der Kliniken sind in der Arbeit von A. Wild klargestellt.

In Anbetracht der großen Leistungen, welche die Bürgerschaft der Stadt durch die Stiftungsverwaltung für die Kliniken aufbrachte, kann es nicht verwundern, daß die Stadt in der Spitalkommission namhaft vertreten war. 1846 setzte sie sich aus drei Direktoren der Kliniken, zwei Mitgliedern des Ge-

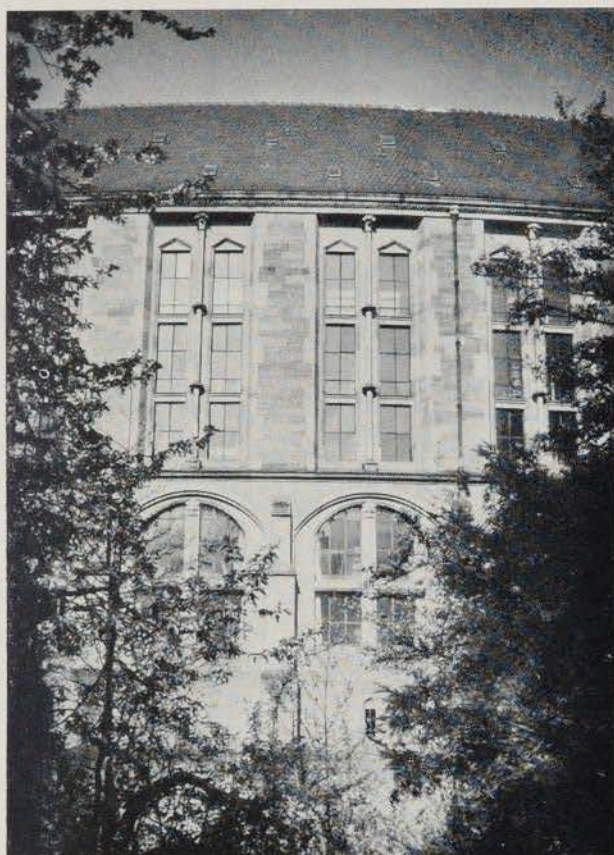


Abb. 4 Universitätsbibliothek
Ansicht des Magazinbaus

meinderats und einem Mitglied der allgemeinen Stiftungskommission unter Vorsitz des Regierungskommissars zusammen. Bis 1914 hatte die Stiftungsverwaltung für die Kliniken an Neu- und Erweiterungsbauten und Grundstückserwerb über eine Million Mark aufgewendet. Die 1912 zwischen Kaiser-, Rhein-, Merian- und Albertstraße gelegenen Kliniken gehörten ausschließlich der Stiftungsverwaltung.

Als wir zuletzt von der Universitätsbibliothek sprachen, ging es um eine Erweiterung, die 1854 vorgenommen wurde. Seit dieser Zeit blieb die Bibliothek am gleichen Platz. In gewissen engen Grenzen war eine Vermehrung der Räume durch die Verlagerung der im Erdgeschoß gelegenen Sammlungsräume möglich. Gegen die Jahrhundertwende wurde ein wesentlich vergrößerter Neubau zur zwingenden Notwendigkeit. Die Wahl des Bauplatzes wurde in engem Zusammenhang mit dem Bau eines neuen Kollegiengebäudes untersucht. Im Mai 1895 kam der Gedanke, den Bibliotheksneubau zwischen Belfort- und Rempartstraße, im ehemaligen Festungsgelände der Kaiserin-Bastion, einem Schwerpunkt der Vaubanschen Stadtbefestigung, zu erstellen. Die Hilfe der Stadt war entscheidend. Sie kaufte noch im gleichen Jahr das dort gelegene Merksche Gelände mit der Paradies-Mühle und verkaufte durch den Vertrag von 1895 dieses Grundstück sowie das Vogtsche Gelände und einen Teil der angrenzenden städtischen Anlagen als abgerundeten Bauplatz für den Bibliotheksneubau zum Preis von 176 000 Mark an die Universität.

Der Bibliotheksbau wurde von 1896 bis 1902 nach den Plänen des als Lehrer und Architekt über seine Lebenszeit wirksam gebliebenen Professors Schäfer erstellt. Schäfer, der als Ziel seiner Lehrtätigkeit die Schaffung eines gediegenen Handwerkerstandes verfolgte, entwarf, unter Weiterentwicklung mittelalterlicher Bauformen, einen neuzeitlichen Zweckbau: das große Magazin der Bibliothek. Die Ausleihe-, Lese- und Verwaltungsräume fügen sich in natürlicher Weise in das System ein.

Wir geben den Grundriß des dritten Stocks, in dem der Magazin-Charakter der Gesamtanlage am reinsten zu erkennen ist, als Abbildung. Die Stellung der Fenster entspricht der Lage der Bücherregale. Die Außenansicht des Magazinbaus (siehe Abbildung) läßt erkennen, wie die 2,50 Meter hohen Magazingeschosse mit Fenstern, die durch drei Geschosse laufen, zusammengefaßt sind. Die Gediegenheit der Steinmetzarbeit ist zu erkennen.

Gegenüber entstand wenige Jahre später der Neubau des Kollegiengebäudes, bei weitem der bedeutendste Neubau der Universität seit ihrem Bestehen. Seine Vorgeschichte reicht bis 1891 zurück, dem Jahr, in dem Geheimrat von Holst als Vorsitzender der Baukommission eine Denkschrift über den Neubau verfaßte. Es war nicht nur die Raumnot allein, die gebieterisch einen Neubau verlangte, sondern in gleichem Maß die Mängel der vorhandenen Lehrräume. Kälte im Winter, Hitze bei überfüllten Auditorien, Zugluft und mangelnde Lüfterneuerung sowie mangelhafte Beleuchtung schufen unhaltbare Zustände. Der Kaufhaussaal mußte für einige stark besuchte Vorlesungen als Auditorium herangezogen werden. Auch verlangten die zahlreichen neu geschaffenen Seminare eigene Übungsräume. Der Gedanke, die Jesuiten-Universität neuzubauen, wurde bald fallen gelassen.

Es ist nicht ohne Interesse, die Vorgeschichte dieses Neubaus zu verfolgen. Den stärksten Antrieb neben der Universität selbst gab Oberbürgermeister Dr. Winterer, dessen Bemühungen um ein geeignetes Baugelände nicht erlahmten. Es schien selbstverständlich, daß diese Aufgabe in den Händen der Stadtverwaltung lag. An welche Grundstücke dachte man? Zuerst stand das Gelände der Rempart-Kaserne, auf dem der Neubau dann entstand, keineswegs im Mittelpunkt der Überlegungen. Man zog in den Jahren 1891 bis 1893 folgende Möglichkeiten in Betracht: das Colombi-Gut, die Villa Platenius, auf deren Gelände dann das neue Theater gebaut wurde, den Stadtgarten, das Institutsviertel und schließlich noch den Schloßberg. Oberbürgermeister Dr. Winterer, dessen Tatkraft eine solche romantische Lösung entsprach, mag wohl Heidelberg vorgeschwebt haben und der Gedanke, den er auch gelegentlich äußerte, das alte Zähringer Schloß am Schloßberg wieder zu erwecken. Auch der Großherzog besichtigte im Winter 1891/92 den Schloßberg und erwärmte sich für den Gedanken, den Universitäts-Neubau dort zu erstellen.

Gegen das Schloßbergprojekt sprachen starke Gründe städtebaulicher und wirtschaftlicher Art. Eine so gewaltige Baumasse war als Hangbebauung am Schloßberg nicht vertretbar und hätte eine starke Beeinträchtigung des Münsters und des bescheidenen Maßstabs und Gefüges der Altstadt zur Folge gehabt. Die Verbindung zur Stadt wäre auch mit einer besonderen Fahrstraße und einer Schloßbergbahn mangelhaft geblieben.

Für das Colombi-Gut fertigte das Hochbauamt einen Vorentwurf, der zwei-stöckige Bebauung unter Erhaltung des Colombi-Schloßles vorsah. Auch Oberbaudirektor Durm in Karlsruhe war bei den Untersuchungen eingeschaltet. Aus den Wall- und Grabenanlagen der Vaubanschen Befestigung ergaben

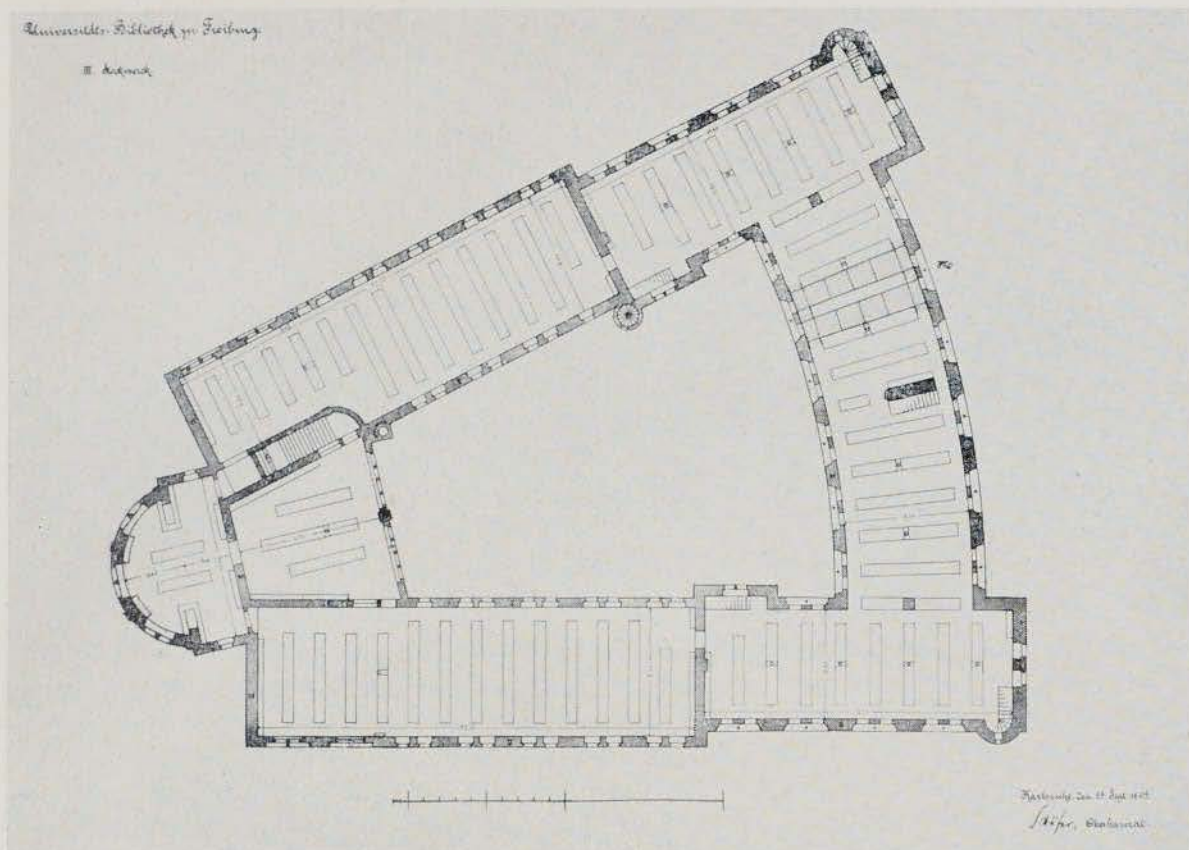


Abb. 5 Der Bibliotheksneubau, Grundriß des 3. Stocks

sich jedoch Fundierungsschwierigkeiten, man wollte auch die schöne Grünanlage nur ungern aufgeben. So ließ man diese Möglichkeit bald wieder fallen.

Im Mai 1895 kam, wie oben erwähnt, der Gedanke, die Bibliothek zwischen Belfort- und Rempartstraße zu bauen. Da das Kollegiengebäude in unmittelbarer Nähe sein mußte, bot sich hierfür das nördlich benachbarte Gelände der ehemaligen Rempartkaserne an. Mit dem 1895 gefaßten Beschluß, die Bibliothek dort zu erbauen, fiel auch zugleich die Entscheidung für das Kollegiengebäude. Wenn auch die Universität bzw. das Kultusministerium sich bei dieser Gelegenheit noch nicht verpflichteten, das gegenüberliegende Gelände der ehemaligen Rempart-Kaserne zu übernehmen und dort den Neubau des Kollegiengebäudes zu erstellen, so blieb aus Zweckmäßigkeitsgründen keine andere Möglichkeit mehr übrig.

Hier entstand nun der neue Schwerpunkt der Universität und Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt. Er lag noch nahe genug an den alten Universitätsgebäuden, die zunächst zwar von der Stadt gekauft wurden, jedoch 1921 durch Tausch gegen die ehemalige Karlskaserne wieder in den Besitz des Staates kamen. Der jetzt im Entstehen begriffene große Neubau wird Alt und Neu verbinden und ein großes zusammenhängendes Universitätsviertel schaffen. Das ehemalige Festungsgelände, damals eine abgelegene Ecke der Stadterweiterung, bekam durch die Universitätsneubauten ein neues Gesicht und Gewicht. Die alte Rempartkaserne verschwand. Einst hatte sie die Stadt am Zusammenstoß der Löwen- und Peterstraße gegen das Festungsgelände abgeschlossen. Auf dem beigegebenen Stadtplan von 1838 sieht man, wie noch

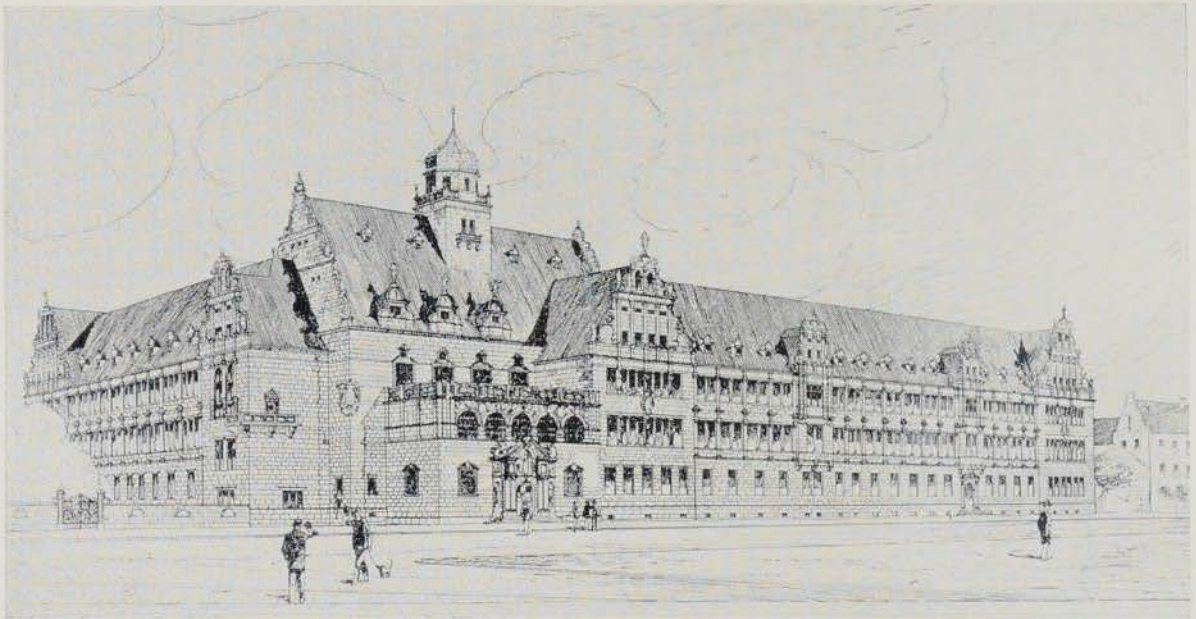


Abb. 6 Kollegiengebäude. Ansicht vom Werthmannplatz

Wettbewerbsentwurf Prof. F. Ratzel, Karlsruhe, 1902

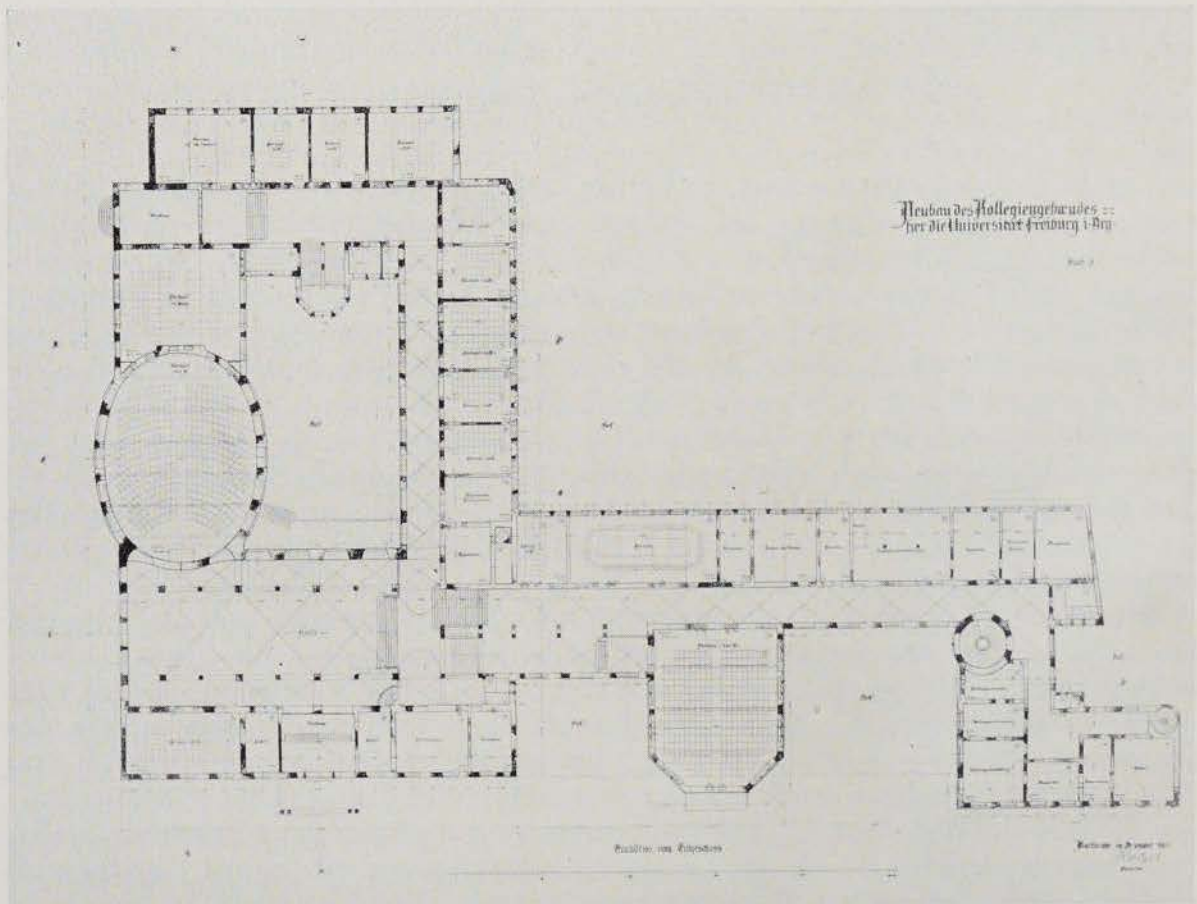


Abb. 7 Kollegiengebäude, Grundriß des Erdgeschosses

Wettbewerbsentwurf Prof. F. Ratzel, Karlsruhe, 1902

vor 100 Jahren die Stadt hier ihr Ende hatte. Nach 1870 war die Stadterweiterung jenseits der alten Wallanlagen nach Süden zur Dreisam vorgestoßen.

Während die Bauarbeiten an der Bibliothek langsam vorwärts kamen, stand der Neubau des Kollegiengebäudes im Hintergrund. Beide Neubauten gleichzeitig konnten im Staatshaushalt nicht gefördert werden. Das Kultusministerium hatte zunächst die Absicht, den Oberbaudirektor Durm mit der Ausführung zu betrauen, der auch 1900 zwei Vorprojekte aufstellte. Der Stadtrat jedoch, der in dieser Bauaufgabe die Bedeutung erkannte, die sie für das Stadtbild hatte, drängte darauf, einen Wettbewerb auszuschreiben. Wenn das Ministerium auch im Januar 1901 diesen Gedanken noch ablehnte, so waren die Entwürfe Durms so aufwendig, daß man in Karlsruhe doch im Juli 1901 dem Vorschlag der Stadt folgte, in der Hoffnung, dadurch zu einer wirtschaftlichen Lösung zu kommen. Der Stadtrat leitete nun hieraus die Befürchtung ab, der Staat strebe eine „billige Lösung ohne Monumentalität“ an, worüber aber das Kultusministerium ihn durch Schreiben vom 28. Oktober 1901 beruhigte und eine „würdige Monumentalität“ zusicherte.

Inzwischen liefen auch die Grundstücksverhandlungen zwischen Stadt und Staat. Der Bürgerausschuß gab am 11. Juli 1902 seine Zustimmung zu dem am 2. April vom Stadtrat genehmigten Vertrag mit dem Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts über Neubau des Kollegiengebäudes und Regelung der Bodenverhältnisse. Hiernach verkaufte die Stadt das Gelände der ehemaligen Rempartkaserne zum Preis von 549 530 Mark und erwarb gleichzeitig die Universitätsgebäude Bertoldstraße 15 mit der Universitätskirche, die dem Grundstocksvermögen der Universität gehörten, zum Preis von 491 530 Mark. Sie zahlte demzufolge, um damit den Neubau zu fördern, ein Aufgeld von 142 000 Mark. Die Universität trug dadurch aus ihrem Grundstocksvermögen einen Baukostenanteil von 491 530 Mark. Die Stadt selbst verpflichtete sich außerdem zu einem Zuschuß von 500 000 Mark zu den Neubaukosten, so daß, bei dem damaligen Stand der Kostenberechnung, für den Staat rund eine Million zu decken waren. Die Stadt sprach außerdem, auf den Wunsch des Staates, der in den kommenden Jahren keine oder nur wenig Mittel für die Vorbereitung und Vorfinanzierung des Neubaus aufbringen konnte, die Bereitschaft aus, einen wesentlichen Teil ihres Zuschusses vorschüsslich für die Einleitung der Neubauarbeiten zur Verfügung zu stellen. Ein Zeichen für den Willen der Stadt, den Universitätsneubau zu fördern, aber auch für die damalige wirtschaftliche Kraft und Blüte der deutschen Städte.

Als der Wettbewerb unter allen deutschen Architekten ausgeschrieben wurde, liefen zum 1. September 1902 125 Entwürfe ein. Der erste Preis wurde nicht verteilt. Den zweiten Preis erhielt Professor Ratzel, Karlsruhe, dem auch die Ausführung übertragen wurde. Innerhalb Jahresfrist arbeitete er, den Wünschen der Universität entsprechend, die Pläne um. In seinem Wettbewerbsentwurf hatte er noch darauf verzichtet, aus der Lage der Aula und der großen Hörsäle ein Gestaltungsmoment zu machen. Jetzt wurden die Aula und das Auditorium Maximum zum Rotteckplatz, der zweite große Hörsaal zur Belfortstraße verlegt. Die generelle Grundrißanlage blieb wie sie war. Die Abbildungen zeigen diese Entwicklung und geben in den Ansichten auch die Gestaltung der Fassaden. So erhielt Ratzels Entwurf bereits im Dezember 1905 die endgültige Form und Reife, die auch bei der Ausführung — von der formalen Gestaltung abgesehen — keine wesentliche Änderung mehr erfuhr.

Die Gestaltung der Fassaden bewegte sich auf historischer Grundlage. Sie zeichnete sich durch Klarheit und gute Proportionierung aus.

Mit dieser Charakterisierung ist noch nicht das Wesentliche gesagt: Mit der Umarbeitung hat sich der Ausdruck der Architektur entscheidend gewandelt. Wir haben es nun nicht mehr mit einem Rathaus der wilhelminischen Epoche zu tun, dem Ausdruck, welcher der großen Mehrzahl der Wettbewerbsentwürfe, zum Beispiel auch dem abgebildeten Meckelschen Entwurf, inneohnt. Etwas anderes und Freieres spricht aus der neuen Gestaltung durch Ratzel: Es ist kein Verwaltungsbau, sondern etwas, was sehr wohl die Haltung einer Hochschule ausdrücken kann: Heiterkeit und geistige Leichtigkeit und Lebendigkeit.

Die Grundsteinlegung zum neuen Kollegiengebäude war am 3. Juli 1906 in Anwesenheit des greisen großherzoglichen Paares. Im gleichen Jahr erfolgte der Abbruch der Rempartkaserne und der Beginn der Grabarbeiten; im Frühling 1907 folgten die Fundierungsarbeiten.

Ratzel starb am 5. Juli 1907. Infolge seiner langen Krankheit war die Planbearbeitung nur langsam vorwärts und nicht zum Abschluß gekommen. Bereits am 8. Juli 1907 übertrug das Ministerium die Weiterführung des Neubaus Professor Hermann Billing, Karlsruhe. Sein Wettbewerbsentwurf „Sommerfrische“ war nicht prämiert worden. Die Träger des dritten Preises (siehe Abbildung) Baudirektor Max Meckel und Architekt C. A. Meckel in Freiburg bewarben sich wenige Tage später erfolglos um die Übertragung der Nachfolge Ratzels. Die beigegebenen Abbildungen, auf denen der Wettbewerbsentwurf und die spätere Bearbeitung Ratzels für die Ausführung, der Meckelsche Wettbewerbsentwurf und der Neubau bei seiner Einweihung einander gegenübergestellt sind, verdienen als Momentaufnahmen der Architekturentwicklung nach der Jahrhundertwende gezeigt zu werden.

Der Vertrag zwischen dem Ministerium und Billing übertrug ihm die Weiterführung des Neubaus des Kollegiengebäudes auf der Grundlage der von Ratzel gefertigten und genehmigten Pläne, unter der Voraussetzung der strengen Einhaltung der Grundrisse und der Gesamtdisposition der äußeren Gestaltung und der Bedingung, auch einzelne Abänderungen tunlichst zu vermeiden. Damit ist in klarer Weise die Leistung beider Architekten umrissen. Es verdient festgehalten und gewürdigt zu werden, in welchem bedeutendem Umfang das neue Kollegiengebäude Ratzels geistiges Eigentum ist, denn so, wie es der Vertrag festlegte, geschah es. Billing war, abgesehen vom Vertrag, auch durch die inzwischen erfolgte Ausführung des Sockelgeschosses an Ratzels Entwurf gebunden. Aber auch in dem Aufbau und der Proportionierung der Baumassen ist der Entwurf Ratzels klar zu erkennen.

Professor Billing war im ersten Jahr nach der Übertragung der Arbeiten durch auswärtige Aufträge stark in Anspruch genommen und widmete sich erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1908 der Weiterführung der Entwurfsarbeiten. Er legte im Dezember 1908 dem Ministerium seine Pläne vor und stellte sie im Januar 1909 in der Aula der Universität aus, wobei der Stadtrat Gelegenheit fand, zu ihnen Stellung zu nehmen. Nun schritten auch die Bauarbeiten rasch voran, so daß am 28. Oktober 1911 die feierliche Einweihung stattfinden konnte. Prorektor Fabricius sagte dabei in seiner Ansprache, die von Billing gewählten Formen seien ungewohnt und fremd. Sie sind wohl auch heute in Freiburg nicht heimisch geworden. Billing selbst konnte dem

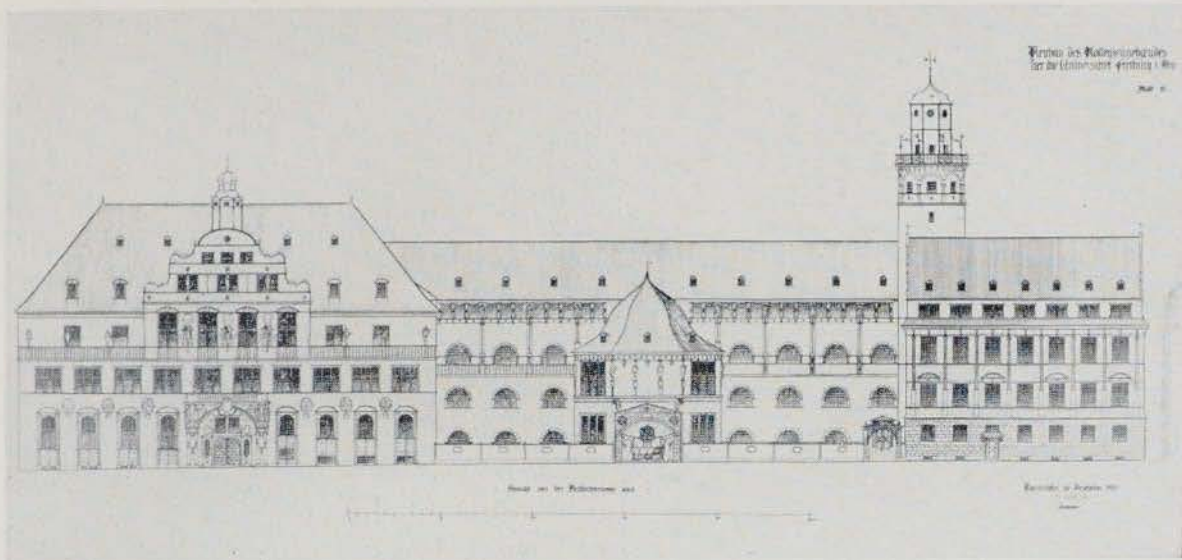


Abb. 8 Kollegiengebäude. Ansicht von der Belfortstraße

Wettbewerbsentwurf Prof. F. Ratzel, Karlsruhe, 1905

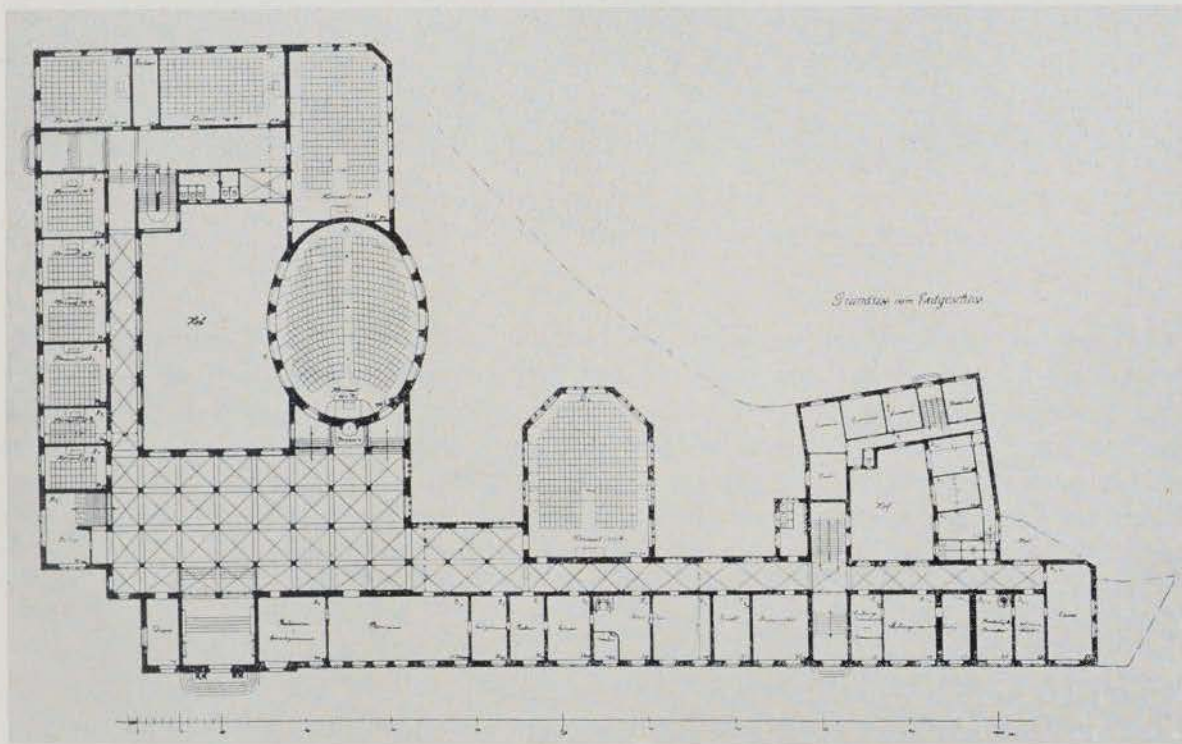


Abb. 9 Kollegiengebäude. Erdgeschoßgrundriß

Wettbewerbsentwurf Prof. F. Ratzel, Karlsruhe, 1905

Leitwort, das über seiner Lebensarbeit stand, der Forderung nach höchster künstlerischer Freiheit, nicht folgen, weil die Bindungen an den Entwurf seines Vorgängers vielfach und eng waren. Man möchte dies aber, nach einem Blick auf seinen Wettbewerbsentwurf, als eine glückliche Bindung ansehen, die ihm die Möglichkeit gab, auf dieser Grundlage seine eigenen Vorstellungen



Abb. 10 Kollegiengebäude

Wettbewerbsentwurf Baudirektor Max Meckel und C. A. Meckel, Freiburg, 1902

und Gestaltungsgaben ausreifen zu lassen. In der Formung der Baumassen und Profile verrät Billing seine starke und ursprüngliche Gestaltungskraft, die weiche und ausgewogene Ausrundung aller Formen und Einzelheiten. Hierin zeigt sich am stärksten der Gegensatz zu der schärferen und prägnanten Formsprache Ratzels — auch zu dem Bibliotheksbau Schäfers. In der Ausbildung der Innen- und Festräume fand Billings Begabung ein reiches Betätigungsfeld. Erwähnung verdient die wenig beachtete Gestaltung der Nordfassade. Anklänge an Billings Wettbewerbsentwurf sind bei der späteren Ausführung kaum mehr zu finden.

Die Einweihung des neuen Kollegiengebäudes in Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin war ein großer Tag in der Universitäts- und Stadtgeschichte. Die Fertigstellung der großen Bauaufgabe geschah im Zeichen der wirtschaftlichen Blüte des Deutschen Reiches und unter Teilnahme der deutschen Universitäten und Hochschulen, vor allem der Vertreter der badischen Hochschulen und der benachbarten Straßburger Universität.

Man gedachte anerkennend des großen Aufschwungs der Universität Freiburg, die sich neben Heidelberg und Straßburg so stark entfaltet hatte. Die 25 Hörsäle boten 2600 Sitzplätze. Die Zahl der Studierenden war von 200 im Jahre 1811 und 1871 auf 3000 gestiegen, eine Steigerung, die um so bedeutender war, als inzwischen am Oberrhein die Universität Straßburg hinzugekommen war.



Abb. 11 Kollegiengebäude

Der von Prof. Billing ausgeführte Neubau, 1911

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges schnitt diese kraftvolle Entwicklung ab. Nach dem Brand vom Juli 1934 und der Bombennacht vom 27. November 1944 wurden Aufstockungen und Dachausbauten an dem Kollegiengebäude vorgenommen, welche den ursprünglichen Baukörper stark veränderten. Der jetzt geplante Neubau eines weiteren Universitätsgebäudes zwischen Bertold- und Löwenstraße ist in einem anderen Zusammenhang zu betrachten.

Fassen wir zum Schluß die Entwicklung der Universität in diesen reichlich hundert Jahren zusammen, dann nehmen wir am besten den Stadtplan von 1838 zur Hand und ergänzen ihn mit der seit dieser Zeit im Bereich der Universität vorgenommenen Stadterweiterung und den dabei neu erstellten Universitätsbauten:

Zuerst die alte Universität am Franziskanerplatz, die neue Universität an der Bertoldstraße und gegenüber die Bibliothek. 1829 wird in der Albertstraße das Spital erstellt, in längerem Abstand die Anatomie. Langsam folgt die Stadterweiterung nördlich der Friedrichstraße mit ihrem rechtwinkligen Straßensystem, langsam folgen Straßen rings um die Altstadt über das Rempartgelände. Nach 1880 entstehen in rascher Folge die zuvor einzeln erwähnten Institutsbauten zwischen Albert- und Johanniterstraße. Die Entwicklung der naturwissenschaftlichen und medizinischen Einzeldisziplinen hat das äußere Bild der Universität in diesen Jahrzehnten völlig umgestaltet.

Südlich und nördlich der Albertstraße müssen die Kliniken immer wieder erweitert werden. Diese Entwicklung ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts abgeschlossen. Inzwischen zwang die große Zunahme der Studierenden, auch dem Herzen der Universität ein neues Heim zu geben. Man erstellte an der Rempartstraße und Belfortstraße die neue Bibliothek und das neue Kollegiengebäude, wieder ein wesentlicher Bestandteil und ein Schwerpunkt der Stadterweiterung. Auf dem beigegebenen Stadtplan ist der alte Zustand und die Stadterweiterung in zwei Farben übereinander dargestellt. Man sieht das Wachstum. Weinberge und stille bescheidene Wege verschwinden, mit breiten Straßen und Steinfassaden entsteht die neue Stadt, die wir alle kennen.

Zu dem Stadtplan von 1858

Ergänzungen in grüner Farbe: Krankenspital, Institute, Bibliothek und Kollegiengebäude, von 1826 bis 1911, dazu die Straßen der Stadterweiterung dieser Zeit

1. Krankenspital, erbaut 1826/29, später Medizinische Klinik
2. Frauenklinik
3. Augenklinik
4. Chirurgische Klinik
5. Anatomie
6. Pathologisches Institut
7. Botanisches Institut
8. Chemisches Laboratorium
- 8a. Zoologisches Institut
9. Physikalisches Institut
10. Mineralogisches Institut
11. Tierhygienisches Institut
12. Hygienisches Institut
13. Bibliothek
14. Kollegiengebäude

PLAN DER STADT FREIBURG IM BREISGAU vom Jahre 1838.

1. Münster
2. St. Martinspfarrkirche
3. Evangelische Kirche
4. Erzbischöfliches Seminarium
5. Erzbischöfliches Palast
6. Erzbischöfliches Palast
7. Regierungs-Gebäude
8. Neues Universitäts-Gebäude
9. Altes Universitäts-Gebäude
10. Universitäts-Bibliothek
11. Hofgericht und Postamt
12. Kommandantenhaus
13. Kaserne
14. Museum
15. Theater
16. Rathhaus
17. Wasserhaus
18. Kaufhaus
19. Korahaus
20. Kranken-Spital
21. H. Geist Spital
22. Lehranstalt St. Antonen
23. Lehranstalt St. Ursula
24. Vöphianen Vorstadt
25. Neues Stadt Viertel
26. Münsterplatz
27. Kreuzerthor
28. Marianthor
29. Schwanenthor
30. Brühlthor
31. Zubringerthor
32. Kuchenhans zum Kopf
33. Bad zum Pfauen
34. Bad zum Hirsch
35. Kirchhof
36. Ludwigsöhe
37. Kanonenplatz
38. Salpeter-Gewelbe
39. Salzschale
40. Oberlinden
41. Finkenlinden
42. Viehmarkt
43. Rampart
44. Gefängnis
45. Luchthaus
46. Fischerbau
47. Gerberbau
48. Insel
49. Kaserne-Strasse
50. Salzgasse
51. Pfaffengasse
52. Jesuitengasse
53. Ludwigs-Strasse
54. Neumannsgasse
55. Engelgasse
56. Münstergasse
57. Schustergasse
58. Drehergasse
59. Müllergasse
60. Wölfchalt
61. Brannenwäldergasse
62. Webergasse
63. Wassergasse
64. Schiffgasse
65. Ganchgasse
66. Lammgasse
67. Klauergasse
68. Franciscanergasse
69. Thurmigasse
70. Egelgasse
71. Rossgasse
72. Brunnengasse
73. Bräderlinggasse
74. Niemengasse
75. Luchthausgasse
76. Löwengasse
77. Hirschgasse
78. Schlachthausgasse
79. Blumengasse



Im Maßstab 10000 der natürl. Grösse.

0 10 20 30 40 50 100 100 Ruten.

Stadtplan von 1838 mit farbigen Ergänzungen: Entwicklung der Universität und Stadterweiterungen bis zum ersten Weltkrieg

Die Vereinigten klinischen Universitätsanstalten, ein Gemeinschaftswerk von Land und Stadt

Von Albert Wild

Die Klinischen Universitätsanstalten in Freiburg i. Br., wie sie sich dem heutigen Besucher in ihren großen, zweckvollen und geräumigen Bauten, im wesentlichen zusammengefaßt im Gebiet zwischen der Breisacher Straße, der Robert-Koch-Straße, der Bahnstrecke Freiburg — Breisach und Kilianstraße, darbieten, blicken auf eine jahrhundertealte geschichtliche Entwicklung zurück. Warmherziger Bürgersinn hat in ihren Anfängen die Wurzel zu diesem Werk gelegt und sein späteres Wachstum durch die Einrichtung und Zuwendung reicher Stiftungen gefördert. Der ursprünglichen Aufgabe, eine Stätte für die Heilung der Kranken zu sein, gesellte sich alsbald im Zusammenwirken mit unserer ehrwürdigen Alma mater als weitere hinzu, den Lehrenden Gelegenheit zur Darstellung an den Kranken selbst und zur Vertiefung ihrer eigenen Forschungsarbeit zu ermöglichen und zugleich die Lernenden schon auf der Hohen Schule an den Gegenstand ihres Lernens, den Kranken, heranzuführen. So wurde von Anfang dieser dreigestaltige Zweck, Heilung der Kranken, wissenschaftliche Forschung und Unterricht der Studierenden, gleichsam zur Richtschnur, die die Entwicklungsgeschichte bis zum heutigen Stande der Anstalten durchzieht. Während indessen die Heilung der Kranken von Beginn an sich als Aufgabe der Gemeinschaft der Bürger, verkörpert im Gemeinwesen der Stadt, darstellt, vorbildlich und nachhaltig unterstützt durch reiche wohltätige Stiftungen, nahm sich der Staat aus weitschauender Erkenntnis der Bedeutung der wissenschaftlichen Forschung um ihre Förderung und Unterstützung und um die Ausbildung der studierenden Jugend an. Das Wachstum der Stadt, das ständig fortschreitende wissenschaftliche Forschen und der vermehrte Zugang zur Hohen Schule nötigten im Verlaufe der Geschichte mehrfach zum Wechsel der Gebäulichkeiten, zu vielfältigen Verbesserungen, aber auch zu Notlösungen, ohne daß jedoch die Kräfte der Partner, Stadt, Stiftungen und Staat, einzeln für sich, auf die Dauer zufriedenstellende und abschließende Lösungen zu schaffen vermochten. Am Ende eines langwährenden und oft dornenvollen Reifeprozesses stand schließlich die gemeinsame Erkenntnis der drei Träger, daß nur ein echtes Gemeinschaftswerk die Befriedigung der vielgestaltigen Zwecke und Bedürfnisse bieten könne.

Ende des 19. Jahrhunderts ließen die städtischen Bedürfnisse den Gedanken an neuerliche Bauvorhaben für die stiftungseigenen Krankenhäuser immer brennender werden; auch die zwischenzeitlich entstandenen rein staatlichen Kliniken genügten den Erkenntnissen der medizinischen Wissenschaften wie auch den Anforderungen der Neuzeit entsprechender Krankenhäuser nicht mehr, auf der anderen Seite fand auch die damalige Zielsetzung einer sozialen und hygienischen Gemeindepolitik im Opferwillen für Krankenhausneubauten gerade in Nicht-Universitätsstädten ihren sichtbaren Ausdruck. Nicht zuletzt

unter dem Eindruck der allgemeinen Entwicklung und der Sorge um den Ruf der Medizinischen Fakultät unserer Hohen Schule erzwang die Lage ein rechtliches Zusammengehen der drei Partner. Eingehende und mehrjährige Verhandlungen über Art und Umfang des Zusammenwirkens, gründliches Abwägen der Frage, ob es nicht möglich und unter Umständen für Stadt und Staat vorteilhafter wäre, wenn jeder Teil für sich und für seine Zwecke eine oder mehrere Krankenanstalten errichten würden, führten schließlich im Jahre 1912 zwischen dem Großherzoglichen Ministerium des Kultus und Unterrichts, der Stadt Freiburg i. Br. und der Freiburger Krankenhausstiftung zum Abschluß eines Vertrages über den Bau und Betrieb neuer klinischer Krankenhäuser. Auf dem heutigen Klinikgelände, so wurde vereinbart, gemeinschaftlich von den drei Partnern von der Heiliggeistspitalstiftung zu erwerben, sollten nach einer für die damaligen Verhältnisse großzügigen Planung eine medizinische, eine chirurgische, eine dermatologische, eine laryngologische, eine ontologische und eine Kinderklinik als Gemeinschaftsunternehmen erbaut und eingerichtet werden. Den Beginn des Unternehmens sollte der Neubau einer medizinischen Klinik bilden. Die Bauausführung dieser Klinik übernahm die Stadt auf Grund von Plänen, die im Benehmen mit der Medizinischen Fakultät der Universität, dem Verwaltungsrat der klinischen Krankenhäuser und dem Stadtrat aufzustellen und vom Unterrichtsministerium sowie vom Stadtrat zu billigen waren. Die Baukosten sollten durch einen auf 1 100 000 Mark festgelegten Zuschuß der drei wesentlichsten Stiftungen und je hälftige Beiträge von Staat und Stadt gedeckt werden, wobei man für sämtliche in Aussicht genommenen Krankenhausbauten im Verlauf von 10 bis 15 Jahren bei einer Bettenzahl von im ganzen 1000 bis 1200 mit einem Aufwand zwischen 8 und 10 Millionen rechnete. Entsprechend ihrer Kapitalbeteiligung sollten Stiftungen, Staat und Stadt Miteigentum am Gesamtklinikum nebst dem zugehörigen Gelände erwerben.

Abgesehen von dieser Regelung der Baufrage vereinte der Vertrag von 1912 auch erstmals stiftungseigene und staatliche Kliniken zu einem gemeinsamen Betrieb des Staates und der Stadt. Diese Betriebsgemeinschaft sollte mit dem Bezug der neuen Medizinischen Klinik beginnen. Der mehrfachen Zweckbestimmung des Gemeinschaftsunternehmens entsprechend, behielt es der Staat als seine ausschließliche Verpflichtung auf sich, die Direktoren der Kliniken und die Assistenten zu besolden und für die wissenschaftlichen Bedürfnisse der Kliniken die notwendigen Aversen zu gewähren, während die sonstigen Betriebsausgaben für den gesamten persönlichen wie auch den sachlichen Aufwand der Kliniken einschließlich des Aufwandes für die Gebäudeunterhaltung der Gemeinschaft zur Last fallen sollten. Von etwa erforderlichen Betriebszuschüssen hatte der Staat zwei Fünftel, die Stadt indessen drei Fünftel beizusteuern. Die Leitung der Verwaltung der gemeinsamen Kliniken wurde in die Hände eines Verwaltungsrats der klinischen Krankenhäuser gelegt, der sich aus drei Klinikdirektoren, einem durch das Unterrichtsministerium und fünf durch den Stadtrat ernannten Mitgliedern zusammensetzte. Vornehmste Aufgabe dieses Verwaltungsrates war die Aufstellung des jährlichen Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben und die Festsetzung der Verpflegungsgebühren der Kliniken einschließlich der Gebühren für besondere Leistungen sowie der Normen für die Höhe der Vergütungen des Personals. Seine endgültige Feststellung bedurfte allerdings der Zustimmung des Unterrichtsministeriums und des Stadtrates.

Freiburgs großer Oberbürgermeister Dr. Winterer vertrat den Vertragsentwurf nach seiner Verabschiedung im Stadtrat am 3. Oktober 1912 in einer temperamentvollen Rede vor dem Bürgerausschuß und fand schließlich unbeschadet einiger kritischer Stimmen zur Frage der Kostenverteilung zwischen den Partnern die einhellige Billigung des Gremiums.

Kaum war indessen die rechtliche Grundlage für den Beginn des gemeinsamen Werkes gelegt, als auch schon eine lebhafte Auseinandersetzung über seine Durchführung einsetzte. Diese drehte sich im wesentlichen um die Frage, welchem Architekten die Ausführung des Bauvorhabens zufallen sollte. Der Widerstreit der Ansichten, ob einheimischen oder auswärtigen Architekten der Vorzug zu geben sei, spiegelt sich in dickleibigen Akten der Stadtverwaltung und hatte nur einen Erfolg, nämlich den Beginn des Werkes sichtlich zu erschweren und zu verzögern. Dem leider nur allzu Menschlichen fiel schließlich sogar die Planung des aus einem Wettbewerb als ersten Preisträger hervorgegangenen Oberbaurats Professor Dr. Billing, dem nachmaligen Architekten des neuen Kollegiengebäudes, zum Opfer, und Planbearbeitung sowie Bauausführung wurden dem Städtischen Hochbauamt übertragen, dem schließlich vom Stadtrat Regierungsbaumeister Karl Gruber als Leiter des Neubaubüros der Universitätskrankenhäuser beigegeben wurde. Mittlerweile schrieb man das Jahr 1914. Als der Krieg ausbrach, waren eben die Pläne und Kostenberechnungen für die Medizinische Klinik nebst den dazugehörigen Betriebs- und Verwaltungsgebäuden ausgearbeitet. Die Hoffnung, trotzdem das Werk noch beginnen zu können, erwies sich alsbald als trügerisch, so daß am 19. Dezember 1914 das Städtische Hochbauamt sich genötigt sah, den Antrag zu stellen, die Krankenhausneubauten bis zur Beendigung des Krieges zurückzustellen.

Die durch den Lärm der Waffen erzwungene Ruhepause gab den drei Partnern des Vertrages willkommene Gelegenheit, noch offengebliebene rechtliche Fragen eingehend zu erörtern. Insbesondere bereitete der notwendige käufliche Erwerb des Geländes der Heiligeistpitalstiftung erhebliche Sorgen, da er der Stadt auf Grund der vertraglichen Abmachungen eine schwere Zinslast aufgebürdet hätte, deren Übernahme sie nach Einstellung der Bauausführung bis zum Friedensschluß verschoben sehen wollte. Dieses Ziel konnte die Stadt schließlich auch im Einverständnis mit dem Ministerium des Kultus und Unterrichts im Mai 1915 erreichen. Nach vorübergehenden Erwägungen in den Jahren 1916 und 1917, trotz der Kriegszeiten etwa ein bescheideneres Projekt zu beginnen, griffen Staat und Stadt schon im November 1918 erneut die Klinikfrage auf. Der Stadtrat vertrat jedoch vom Beginn dieser Gespräche an die Ansicht, daß der Vertrag über den Bau und Betrieb der neuen klinischen Krankenhäuser, durch die Zeitverhältnisse überholt, einer gründlichen Änderung bedürfe, wenn überhaupt ein Ergebnis erzielt werden wolle. Die überaus angespannten finanziellen Verhältnisse nötigten zu einer Überprüfung der gesamten Planung, um zu einer sparsameren Ausführung zu gelangen.

Mittlerweile waren die Raumverhältnisse der städtischen Krankenhäuser in Freiburg immer unzulänglicher geworden. Die Not der Zeit auf der einen Seite und die unabweisbaren Bedürfnisse der Krankenhausversorgung auf der anderen Seite führten schließlich zur Erarbeitung eines neuen, des zweiten Vertrages über den Bau und Betrieb neuer klinischer Krankenhäuser, der am 1. Dezember 1919 dem Bürgerausschuß zur Beratung vorgelegt wurde. Auch dieser Vertrag hielt am Gelände des ersten Vertrages fest, sah indessen ledig-

lich die Errichtung einer Medizinischen und einer Chirurgischen Klinik in erweiterungsfähiger Form mit zunächst je 150 Betten und einem zusätzlichen Isoliergebäude für die Medizinische Klinik mit etwa 40 Betten vor. Die Kosten der Bauplatzerwerbung und der Bauausführung einschließlich der Einrichtungskosten waren nach diesem Vertrag vom Staate und der Stadt je hälftig zu tragen und in einem Zeitraum von drei Jahren in gleicher Weise aufzubringen. Eine Beteiligung der Stiftungen schied man dieses Mal aus. Der Aufbringung der Kosten entsprechend sollten Staat und Stadt Miteigentümer der neuen Bauten einschließlich Bauplatz und Einrichtung zu gleichen Teilen werden. Auch dieses Mal einigte man sich darüber, mit dem Bezug der neuen Kliniken sowohl diese wie auch die alten in Gebrauch bleibenden Krankenhausgebäude sowie die Dermatologische, die Hals-, Nasen- und Ohrenklinik nebst der Hilda-Kinderklinik in den gemeinsamen Betrieb des Staates, der Stadt und der Krankenhausstiftungen zu nehmen. Dem Staat verblieben die im ersten Vertrag schon festgelegten besonderen Teile der Betriebsausgaben unverändert, während nunmehr zu den erforderlichen Betriebszuschüssen Staat und Stadt je eine Hälfte beizusteuern hatten. Auch der früher vereinbarte Verwaltungsrat blieb in seiner Zusammensetzung und in seiner Aufgabenstellung unangetastet.

Oberbürgermeister Dr. Thoma, dem kaum ein Jahr nach Kriegsschluß die damals gewiß nicht leichte Aufgabe oblag, das Vorhaben zu vertreten, konnte am 1. Dezember 1919 nach einer lebhaften Aussprache schließlich eine Mehrheit von 71 Bürgerausschußmitgliedern aus einer Zahl von 84 Erschienenen erreichen. Dieses Mal hatte man, um einer möglichen neuen Auseinandersetzung um die Wahl eines geeigneten Architekten zu entgehen, von vornherein der Stadt die Überarbeitung der vorhandenen Klinikbaupläne sowie die gesamte Bauausführung übertragen. Trotzdem stand auch dieser zweite Versuch, endlich zu neuen klinischen Krankenhäusern zu kommen, nicht unter einem glücklichen Stern. Als sich im September 1920 auf Grund eingehender Berechnungen herausstellte, daß das Projekt sich auf über 40 Millionen Mark stellen würde, und bereits zu überblicken war, daß auch diese Summe nicht ausreichen werde, zeichnete sich bereits deutlich die aufkommende finanzielle Misere der Inflationszeit ab. Dem Ansinnen der Stadt gegenüber, eine Erhöhung der Beteiligung des Staates über die hälftigen Kosten hinaus zu erwägen, verschloß sich das Unterrichtsministerium von allem Anfang an mit Nachdruck. Trotzdem hielt der Stadtrat an seiner dem Vertrag von 1919 gegebenen Zustimmung grundsätzlich fest. Die Krankenhaussorgen der Stadt, die in einem Betriebsfehlbetrag mit 5,18 Millionen im Oktober 1920 einen deutlichen und erschreckenden Ausdruck fanden, rissen indessen nicht ab. Ihrer Grundsatzbereitschaft, die Neubauten trotz allem in Angriff zu nehmen, stellte sich in gleichem Zeitpunkt der unbedingt ablehnende Standpunkt des damaligen Finanzministers Köhler entgegen. Er meinte, es sei für Staat und Stadt das beste, die Frage vorläufig beruhen zu lassen, denn es sei ein Ding der Unmöglichkeit, die Mittel für einen Neubau aufzubringen. Er räumte zwar ein, daß die Stadt kaum mehr als die bereits zugesagten 8 Millionen übernehmen könne und hoffte auf eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in nicht allzu langer Zeit, die dann eine Ausführung des Baues gestatten könnte.

In der Folgezeit auftauchende Bestrebungen, das für die Klinikbauten vorgesehene Gelände anderen Bauzwecken dienstbar zu machen, fanden keinen Anklang.

Die wachsenden Schwierigkeiten, die sich stets mehrenden Fehlbeträge beim Betrieb der Krankenhäuser abzudecken, hatten Verhandlungen mit dem Ministerium neben den Gesprächen über die Verwirklichung des zweiten Bauvertrages im Gefolge. Während die Stadt den Wunsch äußerte, den hälftigen Fehlbetrag des Betriebes vom Staate gedeckt zu erhalten, wollte letzterer lieber lediglich einen festen Zuschuß von einer Million gewähren. Trotzdem setzte die Stadt die Bemühungen um die Verwirklichung ihres Gedankens fort, als schließlich im Dezember 1921 Erwägungen der Regierung bekannt wurden, daß diese die Einrichtung der klinischen Krankenhäuser als reinen Staatsbetrieb beabsichtige, zu dem die Stadt einen Zuschuß leisten müsse, wofür ihr eine Vertretung im Verwaltungsrat eingeräumt werde. Auch hier dachte die Regierung noch nicht daran, der hälftigen Übernahme des Betriebsfehlbetrages näherzutreten. Erst im Januar 1922 bekundete das Unterrichtsministerium hierzu noch für das laufende Rechnungsjahr seine Bereitschaft, die der Badische Landtag in seinen Verhandlungen am 22. März dann auch billigte. Der Nöte war aber damit noch kein Ende. Im Oktober des Inflationsjahres 1922 lagen bei der Verwaltung der klinischen Krankenhäuser unbezahlte Rechnungen in einer Höhe von nicht weniger als rund 5 Millionen vor. Die Lieferanten verlangten die Bezahlung ihrer Forderungen; ein Teil von ihnen drohte mit der Einstellung der für den täglichen Bedarf notwendigen Lebensmittellieferungen. Unter dem Druck vor allem der finanziellen Verhältnisse kam es schließlich nach zähen und teilweise hartnäckigen Verhandlungen im Jahre 1923 zum Abschluß eines Vertrages zwischen dem badischen Unterrichtsfiskus, der Stadt Freiburg i. Br. und den drei Hauptstiftungen (ursprüngliche Stiftung, Wenzinger-Stiftung und Eck-Stiftung) sowie der Hildakinderkrankenhausstiftung über den Betrieb der „Vereinigten klinischen Anstalten“.

Dieser am 28. Februar 1923 vom Unterrichtsministerium und am 5. März 1923 von Oberbürgermeister B e n d e r unterzeichnete Vertrag schloß die bisher vom Staat betriebene Frauenklinik und Augenklinik und die bisher von der Stadt betriebene Innere Klinik, Chirurgische Klinik, Hals-, Nasen- und Ohrenklinik, Kinderklinik und Hautklinik für eine Vertragsdauer von zunächst 15 Jahren zu einem einheitlichen Gemeinschaftsbetrieb des Staates und der Stadt zusammen, der wie seit eh und je der Krankenhausversorgung der Stadt Freiburg und dem Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität Freiburg dienen sollte. Das Eigentum des Staates an seinen Kliniken und das der drei Hauptstiftungen und der Hildakinderkrankenhausstiftung an ihrem umfangreichen Grundbesitz und ihren Gebäulichkeiten, die gegen einen jährlichen Pachtzins von 1 Million Mark dem Gemeinschaftsbetrieb zur Benützung mit samt dem Inventar zur Verfügung gestellt wurden, blieb unberührt. Den Stiftungen wurde für die Überlassung des Gebrauchs ihres Inventars von den Vereinigten klinischen Anstalten eine einmalige Vergütung von 5 Millionen Mark aus Betriebsmitteln zugestanden. Die Geschäfte der Vereinigten klinischen Anstalten gingen in die Hände der Unterrichtsverwaltung über, als deren örtliches Vollzugsorgan für die Führung der Verwaltungsgeschäfte die Verwaltungsdirektion der klinischen Anstalten in Freiburg ins Leben gerufen wurde. Daneben errichtete man als Aufsichtsorgan für Verwaltungsangelegenheiten einen aus 14 Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrat, der, je zur Hälfte vom Unterrichtsministerium und vom Stadtrat ernannt, seinen Vorsitzenden jeweils auf ein Jahr wählte. An seiner Befugnis, den jährlichen Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben festzustellen, änderte sich nichts. Die Kosten des Be-

etriebes aufzubringen, war zunächst Aufgabe des Betriebs selbst, wobei auch jetzt der Staat die Bezüge der Klinikdirektoren, der Assistenten und Hilfsassistenten vorweg übernahm und wie bisher die wissenschaftlichen Aversen trug. Etwaige Fehlbeträge hingegen sollten mit drei Fünfteln vom Staat und mit zwei Fünfteln von der Stadt beigeschossen werden. Gleichzeitig übernahm der Staat die bisherigen städtischen Beamten der Krankenhausverwaltung zusammen mit allen Angestellten und Arbeitern mit allen Rechten und Pflichten. Im Vertrage bekundeten die Partner erstmals ihr Einverständnis darüber, daß durch die Überlassung der Stiftungsgebäude an die Vereinigten klinischen Anstalten die Stiftungen alle ihnen der Universität gegenüber obliegenden Verpflichtungen erfüllen, und daß zur Verfügung über das Erträgnis des Vermögens der Stiftungen nach Maßgabe der Stiftungszwecke wie zur Verwaltung der Stiftungen überhaupt lediglich der Stadtrat als örtliche Stiftungsbehörde zuständig sei. Diese Absprache brachte das Ende langer und zeitweise mit Schärfe geführten Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Universität wegen des Verwaltungs- und Verfügungsrechts über das Stiftungsvermögen.

Oberbürgermeister B e n d e r sah sich infolge eines erheblichen Druckes der Unterrichtsverwaltung mit der Mitteilung, daß der Finanzminister die Aufnahme der erforderlichen Mittel in den Staatsvoranschlag und damit die Vorlage des Vertrags an den Landtag ablehne, falls nicht noch im Laufe der gleichen Woche die Zustimmung des Bürgerausschusses zu dem Vertrag erteilt werde, genötigt, den Gegenstand noch auf die Tagesordnung einer auf den 6. März 1925 bereits anberaumten Bürgerausschußsitzung zu setzen. Der Begründung der Vorlage und der Erläuterung der einzelnen Vertragsbestimmungen durch den Oberbürgermeister, in der er die Vorzüge der Vertragsbestimmungen für die Stadt gegenüber dem bisherigen Zustande hervorzuheben vermochte, folgte nach einer kurzen Aussprache, die mit Dank und Anerkennung die zähen Bemühungen des Stadtoberhauptes um das nunmehr Erreichte feststellte, aber auch den Wunsch nach einer künftigen völlig paritätischen Gleichbehandlung mit Heidelberg anklingen ließ, die Verabschiedung des Vertrages; es stimmten 85 anwesende von 106 Bürgerausschußmitgliedern insgesamt ohne Gegenstimme dem Vertragsabschluß zu. Die Stadt hatte damit einen Teil ihrer Sorge um den Betrieb der Krankenhäuser los. Unerfüllt blieb durch diesen Vertrag nach wie vor der Wunsch nach den längst notwendigen Neubauten.

Die Zusammenarbeit zwischen Staat und Stadt im Gemeinschaftsbetriebe wickelte sich in der Folgezeit ohne größere Reibungen ab, nachdem das Ministerium des Kultus und Unterrichts am 10. Juli 1925 im Benehmen mit dem Stadtrat die notwendige Satzung für den Verwaltungsrat erlassen hatte, bis sich im Jahre 1936 erstmals eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit unter den Partnern ergab. Die Abrechnung des Gemeinschaftsbetriebes hatte nämlich im Rechnungsjahr 1934/35 zum ersten Male seit Bestehen des Klinikvertrages von 1925 einen Überschuß ergeben. Das Unterrichtsministerium vertrat den Standpunkt, daß die Stadt unbeschadet ihrer Verpflichtung zur Tragung von zwei Fünfteln der sich bei den Betriebskosten ergebenden Fehlbeträge an dem nun erzielten Überschuß keinen Teil haben könne, weil der Vertrag nur die Verteilung der Fehlbeträge, nicht aber jene der Überschüsse regle. Ein lebhafter Streit der Juristen entbrannte. Er zog sich in einem über mehrere Jahre währenden Schriftwechsel zwischen dem Ministerium und der Stadt dahin. Den zeitweilig aufgetretenen Gedanken, den Streitfall einem Schiedsgericht zu

unterbreiten, wies die Stadt entschieden zurück und hegte ernsthaft die Absicht, den Rechtsweg vor den ordentlichen Gerichten zu beschreiten. Der Landeskommissär in Freiburg wurde mit der Angelegenheit befaßt und im Januar 1939 schließlich auch der Reichsminister des Innern bemüht. Als schließlich der Minister des Kultus und Unterrichts sich im gleichen Jahre vermittelnd einschaltete, vermochten Staat und Stadt sich endlich nach sechsjähriger Verhandlungsdauer im September/Oktober 1942 über eine Nachtragsvereinbarung zu einigen, die auf der einen Seite gewissen staatlichen Wünschen, auf der anderen Seite aber auch dem Hauptanliegen der Stadt auf ihr Recht zur Beteiligung an Überschüssen Rechnung trug. Damit war der unerfreuliche Streit durch einen für die Stadt im ganzen recht annehmbaren Vergleich beigelegt. Man änderte zwar die Vereinbarung im Jahre 1943 in ihrem Wortlaut noch einmal unwesentlich ab, ohne jedoch ihren Inhalt anzutasten.

Der Gedanke an die Durchführung des Bauvertrages von 1919, der durch die Nachkriegswirren und die Inflation einen tödlichen Stoß zu erhalten haben schien, lebte indessen, wenn auch manchmal einer verlöschenden Flamme gleich, stets weiter. Mannigfache Erwägungen interner Art über die Bauplatzfrage wurden angestellt, bis eine gemeinsame Eingabe der Stadt und der Universität an den Badischen Landtag im Mai 1925 eine neue Initiative einleitete. Die unzureichenden hygienischen Verhältnisse und die immer offener zutage tretenden Mißstände, die weder durch bauliche Verbesserungen und Erweiterungen der alten Anlagen zu beseitigen waren und sich auch auf die wissenschaftliche Forschung und die Lehrtätigkeit immer nachteiliger auswirkten, waren nachhaltig im Sinne einer Beschleunigung neuer Verhandlungen über einen dritten Bauvertrag spürbar. Der Minister des Kultus und Unterrichts übersandte unter dem Eindruck der Denkschrift der Stadt und der Universität bereits am 2. Juni 1925 einen vorläufigen Vertragsentwurf. Oberbürgermeister Bender setzte sich, gestützt auf die reichen Erfahrungen bei seinen Verhandlungen mit dem Staat über den Abschluß des Betriebsvertrages von 1923, energisch für die flüssige Behandlung der Frage ein und konnte schließlich dem Stadtrat am 15. Oktober 1926 den Vertragsentwurf, dem ein Gesamtprojekt des damaligen Oberregierungsbaurats A. Lorenz zugrunde lag, zur Billigung vorlegen. Schließlich brachte er nach Zustimmung des Stadtrats das Projekt am 29. Oktober 1926 vor den Bürgerschaftsausschuß. Er vermochte zu berichten, daß der Haushaltsausschuß des Landtages bereits am 22. Juli 1926 und das Plenum des Landtages am 30. Juli 1926 das Gesamtprojekt und die Einstellung der ersten Raten für Geländeerwerbung und Bau in den Voranschlag des Landes genehmigt hatten.

Die umfangreiche Vorlage enthielt nicht weniger als sechs Anträge an den Bürgerschaftsausschuß. Zunächst wurde die Genehmigung des nunmehr dritten Vertrages über den Bau und den Betrieb der neuen klinischen Krankenhäuser zwischen der Badischen Unterrichtsverwaltung, der Stadt Freiburg und den Freiburger Krankenhausstiftungen — ursprüngliche, Wenzinger- und Eck-Stiftung — erbeten. Sodann sollte der Stadtrat ermächtigt werden, im Rahmen des Vertrages, des Gesamtplanes und der Gesamtkostenübersicht die notwendigen Vereinbarungen mit der Unterrichtsverwaltung über die Durchführung des Vertrages und die Erbauung der einzelnen Kliniken zu treffen. Ferner war der Kaufvertrag der aus dem badischen Fiskus mit drei Fünftel Anteil und aus der Stadt Freiburg mit zwei Fünftel Anteil bestehenden Klinikgemeinschaft mit der Heiliggeistspitalstiftung sowie der Stadt Freiburg über den Erwerb des

wesentlichsten Baugeländes für die klinischen Krankenhäuser gutzuheißen und der Stadtrat zum Erwerb weiteren für die Klinikneubauten erforderlichen Geländes aus Privatbesitz zu angemessenen Preisen oder gegebenenfalls im Wege der Enteignung zu ermächtigen. Für den auf die Stadt entfallenden Kostenanteil der Geländeerwerbung und der Baukosten war ein Kredit von 7 000 000 RM zu bewilligen. Weiter sollte als erster Abschnitt der Klinikbauten der Hauptbau der Medizinischen Klinik mit einem Kostenvoranschlag in Höhe von 2 638 248 RM, wovon auf die Stadt rund 1 000 000 RM entfielen, gebilligt werden. Schließlich wurde die Zustimmung des Bürgerausschusses erbeten, zur Deckung der Kosten und Tilgung der erforderlich werdenden Kapitalaufnahmen alljährlich mindestens 450 000 RM in den städtischen Voranschlag einzustellen bei gleichzeitiger Erhebung einer weiteren Gemeindeumlage in Höhe von 5 Rpf vom Grundvermögen und 7,5 Rpf vom Betriebsvermögen auf die bisherigen Steuerwerte des Grund- und Betriebsvermögens.

Wenngleich einige Abänderungsanträge aus der Mitte der Versammlung eingebracht waren, wurden die Anträge der Vorlage in namentlicher Abstimmung mit 72 Stimmen bei Stimmenthaltung der Grund- und Hausbesitzerfraktion schließlich angenommen. Damit war nach jahrzehntelangen Bemühungen ein erneuter entscheidender Schritt zur Verwirklichung der Klinikbauten als Gemeinschaftswerk getan.

Nach dem neuen Vertrag, der zunächst aus Gründen der rechtlichen Klarheit den Bauvertrag des Jahres 1912 ausdrücklich aufhob, hatten der Landesfiskus und die Stadt Freiburg gemeinschaftlich das zum Bau der neuen klinischen Krankenhäuser erforderliche Gelände käuflich zu erwerben. Auf diesem Gelände sollten dann die Medizinische Klinik, die Chirurgische Klinik, die Frauenklinik, die Hals-, Nasen- und Ohrenklinik und die Orthopädische Klinik nebst ihrer inneren Einrichtung als Gemeinschaftsunternehmen des Staates und der Stadt errichtet werden, während die Freiburger Krankenhausstiftungen nicht mehr beteiligt waren. Mit der Medizinischen Klinik wollte man beginnen und gleichzeitig mit der Erstellung der notwendigen Wirtschaftsgebäude. Die Unterrichtsverwaltung übernahm die Bearbeitung der vorhandenen Klinikbaupläne, die Fertigstellung der Kostenvoranschläge, wie auch die gesamte Bauausführung. Bei der Vergebung der Bauarbeiten und Lieferungen waren bei im übrigen gleichen Bedingungen die ortsansässigen Unternehmer und Firmen vorzugsweise zu berücksichtigen. Planung und Kostenvoranschläge sowie alle während der Ausführung etwa notwendig werdenden wichtigen Planänderungen unterlagen der vorherigen Genehmigung der Unterrichtsverwaltung und des Stadtrates. Zur Beratung besonderer Baufragen mit dem Bezirksbauamt und Beaufsichtigung der Bauausführung wurde eine Kommission bestellt, der ein weitgehendes Vorschlags-, Auswahl-, Beratungs- und Beschlußrecht eingeräumt wurde; sie setzte sich aus drei von der Unterrichtsverwaltung und zwei vom Stadtrat zu ernennenden Mitgliedern zusammen. Der Vertrag bemaß den Kaufpreis des Baugeländes und die Kosten der zu erstellenden Klinikneubauten nebst Einrichtung auf einen seinerzeit auf 16 000 000 RM geschätzten Betrag, der mit drei Fünftel dem Staat und mit zwei Fünftel der Stadt zur Last fallen sollte. Im gleichen Verhältnis sollte Staat und Stadt das Miteigentum an den Baugrundstücken, den Neubauten und der Einrichtung erhalten. Den Krankenhausstiftungen wollte man jeweils nach Inbetriebnahme der in Betracht kommenden Neubauten, spätestens aber mit der Fertigstellung des gesamten neuen Krankenhauses, ihre bisherigen zu Krankenhauszwecken

benötigten Gebäulichkeiten zurückgeben. Ausdrücklich aufrechterhalten wurde der Vertrag über den Betrieb der Vereinigten klinischen Anstalten von 1925 mit der Maßgabe, daß seine Bestimmungen weiterhin sinngemäß anzuwenden seien, soweit nicht im vorliegenden Vertrag abweichende Bestimmungen getroffen waren. Auch das im Betriebsvertrag von 1925 unter den vertragsschließenden Teilen herrschende Einverständnis darüber, daß die Krankenhausstiftungen durch die Überlassung des ihnen gehörigen Inventars an die Klinikgemeinschaft alle ihnen etwa gegenüber der Universität obliegenden Verpflichtungen erfüllt haben, und daß künftighin lediglich der Stadtrat als örtliche Stiftungsbehörde allein zur Verfügung über das Erträgnis des Stiftungsvermögens sowie zur Verwaltung der Stiftungen zuständig sei, wurde erneut bestätigt. Für den Fall von Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung dieses Vertrages oder die aus ihm folgenden Pflichten und Rechte sollte durch ein Schiedsgericht gegebenenfalls entschieden werden.

Dem Gesamtprojekt lag die damals großzügige Konzeption des Leiters des Badischen Bezirksbauamtes, Oberregierungsbaurat A. Lorenz, zugrunde, der seiner Planung das Prinzip des „geschlossenen Versorgungsrings“ zugrundegelegt hatte. Sein Betriebs- und Versorgungsschema in der Gestalt von alle Bauteile im Untergeschoß mit den Wirtschaftsgebäuden verbindenden Rohr- und Karrengängen gewährleistete eine die Patienten unberührt lassende Versorgung aller Bauten mit Speisen, Wäsche, Wasser, Gas und Strom und erwies sich bis herauf in unsere Tage als vollauf brauchbar und wird auch künftighin die Grundlage der Versorgung darstellen. Im Tieferen wurzelt die Planung in der in ihr verwirklichten Erkenntnis der Notwendigkeit einer räumlichen Zusammenfassung aller klinischen Einrichtungen im Sinne und im Geiste der Ganzheit der Wissenschaft, wie sie einen besseren Ausdruck in baulicher Gestaltung kaum hätte finden können.

Kaum war der Rechtsboden bereitet, als man auch schon am 6. November 1926 zur feierlichen Grundsteinlegung schritt, die in Anwesenheit des damaligen Staatspräsidenten Trunk, des Innen- und Unterrichtsministers Remmele, des Präsidenten des Badischen Landtages, Dr. Baumgartner, und zahlreicher Landtagsabgeordneter vorgenommen wurde. Für die Stadt und ihr Oberhaupt, Oberbürgermeister Dr. Bender, wie auch für die Universität, im Ornat des Rektors damals Professor Dr. Nagler, war es eine festliche Stunde, als trotz des Ernstes der Zeiten endlich der Hammer zum Schläge auf den ersten Stein erhoben werden konnte, im gleichen Jahre, in dem das alte klinische Krankenhaus seine erste Säkularfeier begangen hatte. Niemand konnte damals ahnen, welches Geschick dem eben begonnenen Werk beschieden sein würde.

Was in den Jahren 1926 bis 1939 unter erheblichen finanziellen Opfern von Staat und Stadt errichtet worden war, fiel am 27. November 1944 dem großen Fliegerangriff auf unsere Stadt zum Opfer. Die Bomben legten die fertige Medizinische Klinik mit Infektionsgebäude und Tuberkulosestation mit insgesamt 345 Betten, die Chirurgische Klinik mit Privatstation einschließlich Orthopädischer Klinik mit insgesamt 424 Betten, die zwar provisorisch fertiggestellte, aber nicht mehr in Betrieb genommene Frauenklinik einschließlich Säuglingsstation mit insgesamt 300 Betten, ausgedehnte Betriebs- und Wirtschaftsgebäude mit Koch- und Waschküche, Kessel- und Maschinenhaus, Werkstätten, Tierstall und Gärtnerei in Schutt und Asche.

Die im Jahre 1939 in einer Zahl von 1800 bereitstehenden Klinikbetten der bis dahin fertiggestellten Neubauten zusammen mit den daneben noch vor-

handenen staatlichen Kliniken sank um ein Beträchtliches herab. Stadtverwaltung, Universität und Bezirksbauamt mühten sich von Anfang an, unterstützt von einer erfreulich großen Schar freiwilliger Helfer, vor allem aus dem Kreise der Ärzte, des technischen und des Verwaltungspersonals der Kliniken selbst, zunächst die nur teilweise beschädigten Anstalten wieder in Gang zu setzen und einem weiteren Zerfall augenblicklich unbenützbarer Gebäudeteile vorzubeugen. Im Juni 1946 bildete die Stadt unter ihrem Oberbürgermeister Dr. Hoffmann als Miteigentümerin der Vereinigten klinischen Anstalten ein städtisches Klinikbaubüro aus Fachleuten ihrer eigenen Bauverwaltung und setzte sich als erstes die Wiederherstellung der Chirurgischen Klinik zum Ziele. Diesem Vorhaben stellten sich bei der Beschaffung des notwendigen Materials und dem Ersatz zerstörter und zum Teil entwendeter technischer Einrichtungen ein in der damaligen Zeit kaum überwindbarer Berg von Schwierigkeiten entgegen. Bis Ende August 1947 gelang das Vorhaben trotz allem, und Mitte Dezember 1947 waren 450 Betten aufnahmebereit. Daneben galten die Bemühungen auch der Wiederingangsetzung der notwendigen Wirtschaftsbetriebe, ohne die ein lebensfähiges Gebilde gar nicht hätte bestehen können. Anschließend daran wagte man sich an die Wiederherstellung der Medizinischen Klinik und begann auch mit Arbeiten am sogenannten Eingangsbau zur Unterbringung der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik. Im ganzen gesehen konnte bis zum 1. August 1950 das Städtische Klinikbaubüro, das zu diesem Zeitpunkt seine Tätigkeit wieder einstellte und die Leitung des Aufbauwerkes in die Hände des Staates zurückgab, auf manchen Erfolg zurückblicken. 1951 und im folgenden Jahre lag das Schwergewicht bei der Wiederherstellung der Frauenklinik, während daneben zahlreiche andere Arbeiten im Klinikum bewältigt wurden. Beispielhaft für die Leistung der Stadt zum Wiederaufbau der klinischen Universitätsanstalten und deren Betrieb sei hier gesagt, daß der städtische Aufwand bis zum 31. März 1953, in der RM- und DM-Zeit zusammengefaßt, bei rund 12,5 Millionen Mark lag.

Die Bildung des Bundeslandes Baden-Württemberg im Mai 1952 stellte einen gewissen Abschnitt in der Geschichte des Gemeinschaftsunternehmens dar. Die aner kennenswerte Förderung des weiteren Aus- und Neubaus der Freiburger klinischen Universitätsanstalten findet in der bis heute sichtbar gewordenen Gestaltung des Klinikums ihren deutlichen Ausdruck. Wenn auch die Stadt nicht an allen im Klinikgelände stehenden neuen Bauwerken beteiligt ist, so hat sie doch an anderen ihren erheblichen Anteil. Neue katholische Klinikkirche, Tuberkulosenklinik, Schwesternhäuser und Umgestaltung der früher erbauten Kliniken im Inneren legen beredtes Zeugnis für das emsige Werken ab.

Nur noch zwei der großen, nach dem Bauvertrag von 1926 zu erstellenden Kliniken, Hals-, Nasen- und Ohrenklinik sowie Orthopädie, harren der Durchführung und haben bereits unter den Händen der heutigen Architekten erste Gestalt angenommen. Es ist dankbar anzuerkennen, daß der Staat als der stärkere der beiden Partner der Stadt als dem schwächeren Teile seit einer Reihe von Jahren einen Teil der drückenden Baulasten durch Minderung des städtischen Kostenanteils auf ein Fünftel abgenommen hat und auch die Frage der Abdeckung des Fehlbetrages bei den Betriebskosten auf eine neue, den kommunalen Finanzen Rechnung tragende Grundlage stellte.

Das heutige stolze Werk im Dienste der Heilung der Kranken, der Wissenschaft und der Lehre, rechtlich fundiert bis zur Stunde auf dem Betriebsvertrag

von 1925 und dem dritten Bau- und Betriebsvertrag von 1926, zeugt in sich für alle, die über Dezennien hinweg, gleichviel an welchem Platze, mitwirkten und mitwerkten, und beweist, daß Gemeinsinn und Gemeinschaftsgeist in Stadt und Land Werke zu schaffen und zu gestalten vermögen, gleichgültig, ob Gunst oder Ungunst des Geschickes walten, wenn nur das einmal erkannte Ziel unverrückbar festgehalten und in echter Partnerschaft angestrebt wird.

Die Armen der Stadt Freiburg und die ärztliche Wissenschaft

Von F r a n z F l a m m

I.

Sie haben wohl immer zusammen gehört, seitdem die ärztliche Wissenschaft nicht nur vom Katheder, sondern auch am Krankenbett betrieben wurde. Wir wissen, daß ursprünglich das medizinische Studium überwiegend theoretischer Natur war und sich mit den medizinischen Klassikern beschäftigte. Doch finden sich manche Hinweise, die auf eine unmittelbare Berührung mit dem menschlichen Krankengut schließen lassen. So hatten sich bereits auf Grund der ersten Statuten der Medizinischen Fakultät nach der Gründung der Universität die Lizentiaten zu verpflichten, nur unter Belehrung und Leitung ihres Promotors innerhalb der Stadt zu praktizieren (*practicare in medicina*)¹. Aus der Fakultätsordnung von 1609 geht hervor, daß der jeweilige Primarius und Senior der Fakultät die Therapie oder medizinische Praxis lehren soll². In späteren Urkunden ist vom *professor praxeos* die Rede.

Wir dürfen daher wohl annehmen, daß der Lehrer und die Studierenden, Lizentiaten und Doktoranden, schon damals mit den kranken Armen in Berührung kamen. Es liegt nahe, daß sie auch das Armenspital aufsuchten.

Die Armen hatten ja ihr Spital nachweislich mehr als 200 Jahre, ehe die Hohe Schule zu Freiburg gegründet wurde. „Der arm Spital“ ist es im Stadtplan von 1589 benannt. Es war Herberge und Obdach für die Armen und Elenden, Gebrechlichen und Presthaften und lag draußen in der Vorstadt Neuburg, räumlich weit getrennt vom Heiliggeist-Spital, dem Bürgerspital. Im Mittelalter machte man in Freiburg wie in den anderen deutschen Städten einen strengen Unterschied zwischen Bürgern und Nichtbürgern, zwischen der verfassungsmäßig bevorrechteten „Burgerschaft“ und der fast rechtlosen sonstigen Einwohnerschaft, den Hintersassen oder Seldenern³. Freilich war das Armenspital ursprünglich kein eigentliches Krankenspital oder gar Krankenhaus im modernen Sinne. Zweimal wurde das Spitalgebäude im Gefolge von Kriegsereignissen zerstört, Anno 1677 in der Vorstadt Neuburg und Anno 1715 in Adelhausen, der Vorstadt Wiehre.

Die Armen von Freiburg haben eine sehr bewegte Geschichte und mit ihnen das Armenspital. Es war wirklich in mehrfacher Hinsicht ein „armes Spital“⁴. Immer wieder hatte es wie der Armenfonds um seine Existenz zu kämpfen, bis die großen „Stifter ins Krankenhaus“ seinen Bestand festigten.

¹ H. Schreiber: „Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität“ 1857, XIII, S. 217.

² a. a. O. XIII, S. 150.

³ Poinsignon: Die Urkunden des Heiliggeist-Spitals zu Freiburg, 1890, Bd. I, S. VIII.

⁴ H. Sautier: „Die Philanthropen von Freiburg“, 1798, S. 241.

Allgemeine Seuchen, Pest und Krieg haben diese Einrichtung stets von neuem bedroht. Als die Spitalarmen durch den Verlust ihres Spitals heimatlos wurden, fanden sie zwar Zuflucht im Heiliggeist-Spital in der Altstadt. Aber dieser Aufenthalt mochte den Evakuierten nicht recht bekommen haben. Der Stolz der alteingesessenen „Bürger“ war beleidigt⁵.

Es war um die Wende zum 18. Jahrhundert eine düstere Zeit für die Armen und Kranken, die Fremden und die Elenden. Die Kranken und die Kriegsinvaliden waren gänzlich auf die Wohltätigkeit der Bürger angewiesen. Soziale Sicherheit im heutigen Sinne gab es keineswegs; dafür aber eine neue Bettelordnung der Stadt Freiburg (1713) zur Bekämpfung der Bettelei Ortsansässiger und Fremder⁶. Wie schlecht mochte es da um die Krankenhilfe wie um jede andere menschliche Hilfe bestellt gewesen sein für diejenigen Armen, die sich nicht selber helfen konnten. Immer wieder hören wir, daß der Armenfonds erschöpft war, da er selbst auch sogar zu den Kriegslasten herangezogen wurde.

Dieses Elend hatte den Freiburger Ratsherrn Johann Baptist Brunner im Jahre 1709 veranlaßt, durch eine hochherzige Stiftung sein in der Gerberau gelegenes Haus „zu ewiger Einkehr und Nachtherberg den armen, verlassenen, vertriebenen Leute“ zu vermachen⁷. In diesem Hause fand das Armenspital wieder für Jahrzehnte eine neue Heimstätte. Die kranken Armen wurden daselbst durch den gelehrten Arzt der Stadt, den Stadtphysikus, betreut.

Das ist in aller Kürze die Vorgeschichte des Armenspitals. Sie wurde geschildert, weil aus diesem Armenspital unsere heutigen Universitätskliniken hervorgingen. Das Haus Gerberau 34 ist ihre Geburtsstätte⁸.

Nachweislich war schon im Jahre 1735 der professor praxeos, der Professor der medizinischen Praxis, mit seinen Medizinstudenten und Lizentiaten dort am Krankenbett. Offenbar war aber diese Gastrolle für den klinischen Unterricht nicht genügend. Der Professor sollte oder wollte selbst Spitalphysikus im städtischen Armenspital werden. Bis zur Kaiserin Maria Theresia drangen diese Wünsche. So vernehmen wir aus ihrer Allerhöchsten Resolution vom 26. Dezember 1767 die Klage, daß die Zuhörer der Universität von den Lehren des professoris praxeos nicht allen möglichen Nutzen schöpfen können, wenn nicht ein nosocomium (clinicum) vorhanden ist, in welchem er seinen Schülern jenes, was er mündlich vorgetragen hat, in der Tat und der Natur selbst darstellen kann⁹. Der Allerhöchsten Resolution lag also die Absicht zugrunde, aus dem städtischen Armenspital ein echtes allgemeines Krankenspital zu machen und zugleich ein Klinikum der Medizinischen Fakultät der Universität im Interesse der ärztlichen Wissenschaft, insbesondere der medizinischen Praxis und Lehre. Waren wohl auch zuvor schon die Armen der Stadt der ärztlichen Wissenschaft dienstbar, so war jetzt zum erstenmal durch die „allergnädigste Willensmeinung“ der Kaiserin von Staats wegen — vermutlich aber unter dem starken Einfluß des Reformators des medizinischen Unterrichts, Gerhard von Swieten¹⁰, — die Verbindung geschaffen zwischen der Universität

⁵ Poinsignon, a. a. O. Bd. I, S. VIII.

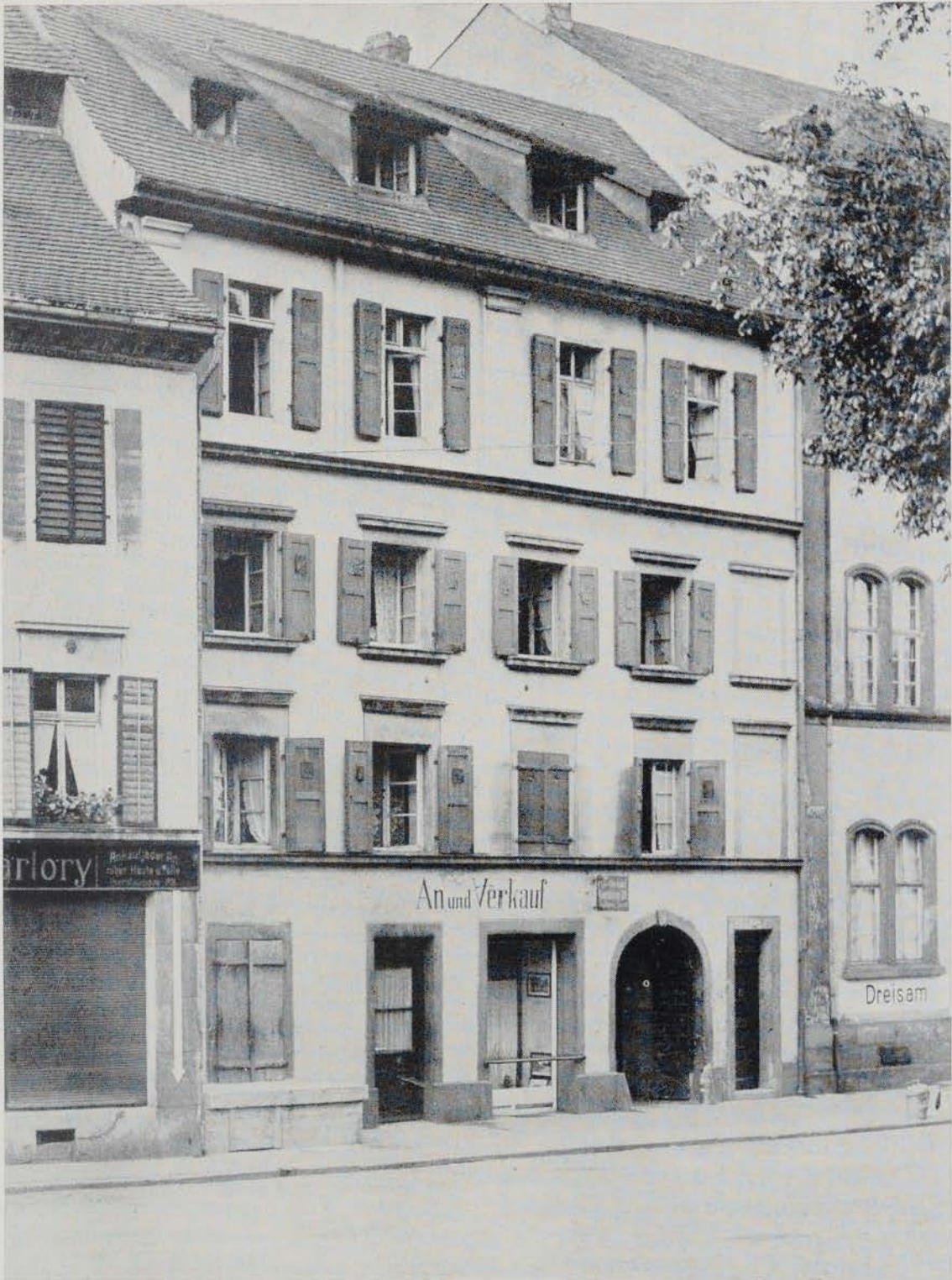
⁶ A. Retzbach: „Die Freiburger Armenpflege vom 17. bis zum 19. Jahrhundert“ in Zeitschr. f. Bef. d. Gesch., Bd. 54, 1918, S. 5.

⁷ E. Thoma: „Das Krankenspital zu Freiburg und dessen Verwaltung“ 1890, S. 5; H. Sautier, a. a. O. S. 245.

⁸ H. Flamm: „Geschichtl. Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg, Häuserstand 1400—1806“, Freiburg 1905, S. 86.

⁹ E. Thoma, a. a. O. S. 5.

¹⁰ K. Siebert: „Die ersten hundert Jahre der Freiburger Universitätsklinik“ in Zeitschrift für Krankenanstalten 1922, Nr. 4 S. 51.



Haus Gerberau Nr. 54: Geburtsstätte der Freiburger Universitätskliniken

Photo: Böhm

einerseits, der Stadtgemeinde Freiburg und dem städtischen Spital andererseits. Im Jahre 1773 fand tatsächlich im städtischen Armenspital in der Gerberau der erste klinische Unterricht statt. Seitdem sind die Hörsäle mit dem Universitätsklinikum verbunden. Einem kaiserlichen Hofkanzleidekret vom 10. April 1781 entnehmen wir außerdem, daß der Stadtrat zum Nutzen der studierenden Jugend jeweiligen *professorem praxeos* in dem Krankenhaus zum Spitalphysiko anzunehmen habe, damit derlei nützliche *lectiones practicae* gegeben werden können¹¹. Nach langwierigen Auseinandersetzungen mit dem Stadtrat konnte die Universität dieses Vorrecht im städtischen Armenspital sich erstreiten. Der *professor praxeos* hielt sich für ermächtigt, an Stelle des Stadtphysikus die Rolle des Spitalphysikus im städtischen Armenspital zu übernehmen.

So wurde das bescheidene städtische Armenspital im ehemals Brunnerschen Haus in der Gerberau 34 mit seinen 14 Krankenbetten das erste Freiburger allgemeine Krankenspital und zugleich ein Universitäts-Klinikum (*institutum clinicum*), in welchem die angehenden Ärzte unter Leitung des Lehrers die Kranken am Krankenbett zu untersuchen, zu behandeln und zu beobachten haben. Was lag da näher, als daß die Spitalarmen dieses Krankengut wurden, da sie ohnehin vom Spitalfonds unentgeltlich unterhalten werden mußten!

Wie kein anderer hat der verstorbene Universitätsprofessor Engelbert Krebs an dieses Geschehen vor 190 Jahren erinnert, wenn er schreibt¹²: „Wenn heute zahllose Medizinstudierende und viele Lehrer der Medizinischen Fakultät durch die Straßen der Stadt gehen, so mögen sie manchmal an dem einfachen Haus in der Gerberau 34 haltmachen und sich sagen, daß in diesem Hause die Wurzel des weitverzweigten Baumes der vielen Freiburger Universitätskliniken gepflanzt worden ist — Anno 1767 — durch Jungfrau Katharina Eck.“

Das Jahr 1767 war nämlich noch aus einem anderen Grunde in der Geschichte des Armenspitals höchst bedeutsam. Es war das Jahr, in welchem die reiche Bürgermeisterstochter Katharina Eck (auch Egg) in ihrem Testament¹³ in hochherziger Stiftung ihr gesamtes Vermögen von 40 000 Gulden dem Krankenhaus vermachte „zur alleinigen Ehre Gottes und zum Trost der armen Kranken“. Als dann noch der Freiburger Stadtrat, Stadtbaumeister und Bildhauer Christian Wenzinger auch seinen — gemeinsam mit Katharina Eck gefaßten — Entschluß¹⁴ durch seine große Stiftung ins Spital (70 000 Gulden) verwirklichte, war das „arme Spital“ ein reiches Spital geworden!

Katharina Eck hatte in ihrem Testament von 1767 indessen noch eine andere für das Universitäts-Klinikum hochbedeutsame Bestimmung getroffen. Neben dem Bürgermeister machte sie die Professoren der Medizinischen Fakultät zu den Exekutoren ihres Testamentes zugleich mit dem Auftrag, „die in dem Spital vorkommende Kranke täglich oder so oft es die Notwendigkeit erheischen würde“ zu besuchen. So war die Verbindung zwischen der Stadt und der Universität nicht nur von Staats wegen durch allerhöchste kaiserliche Order, sondern — weit wichtiger — als ein rein menschliches Anliegen zum

¹¹ E. Thoma, a. a. O. S. 6.

¹² E. Krebs: „Das Freiburger Spital und Klinikum“, Schauinsland 1951/52, S. 85.

¹³ E. Thoma, a. a. O. S. 9.

¹⁴ H. Sautier, a. a. O. S. 252.

Nutzen der Kranken vollzogen. Manche administrative Schwierigkeit aus dieser Verbindung mußte in der Folgezeit freilich noch bereinigt werden.

Damit war der Grundstein gelegt für die Errichtung eines neuen Klinikums, dessen Segnungen noch im 20. Jahrhundert spürbar waren. Vorzüglich den Armen sollte es dienen. „Alle armen Kranken beiderlei Geschlechts, sowohl von der Bürgerschaft als den übrigen hiesigen Einwohnern und deren Dienstboten und ebenso die Fremden“ sollen darin verpflegt werden. Also auch die Fremden, Heimatlosen und Wanderer, sofern sie „wahre Kranke und Arme“ waren, sollten im Hospital Aufnahme finden. So bestimmte es der gemeinsame Wille der Stifter, der beiden großen „Philanthropen von Freiburg“. Damit finden wir durch diese Stifter Gedanken verwirklicht, die der einstige Lehrer an der Freiburger Hohen Schule, der geistesmächtige Geiler von Kaysersberg (geboren 1445) in seinen berühmten 21 Spitalartikeln¹⁵ bereits vertrat.

Heinrich Sautier zeichnet das Porträt dieser Stifter ins Krankenhaus in den Grabschriften auf Christian Wenzinger und besingt dieses Werk, geweiht „der armen, siechen, verwelkenden Menschheit“¹⁶. Die Armen selbst empfanden indessen diese Segenstat am meisten. Als Wenzinger am 1. Juli 1797 starb, folgten seinem Sarg zu seiner Ruhestätte auf dem heutigen Alten Friedhof „sämtliche Arme der Stadt“; so berichtet der Zeitchronist¹⁷. Die beiden großen Stiftungen waren für die Nachwelt zugleich zum verpflichtenden Auftrag geworden, an den kranken Menschen in der Stadt ohne Ansehen der Person und ihrer Rechtsstellung das christliche Liebesgebot als persönlichen Dienst am Kranken zu vollziehen.

Im Jahre 1780 zog das Spital von der Gerberau in das Gebäude der alten und ehrwürdigen Sapienz Ecke Nußmann- und Herrenstraße um. Wenzinger hatte es selbst zum Klinikum umgebaut; 30 Krankenbetten zählte es. Wiederum ein denkwürdiger Zeitabschnitt für die Armen und die Universität hat begonnen.

Es war die Zeit der großen Arbeitslosigkeit in Freiburg. Die Granatschleiferei, welche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts einen beträchtlichen Teil der Freiburger Bevölkerung ernährte, hatte ihre Existenzgrundlage eingebüßt. Man habe bald keinen Schritt mehr auf die Straße tun können, ohne von einem Schwarm Bettler angehalten zu werden, so wird berichtet¹⁸. Das Armenwesen war in einem kläglichen Zustand, seine Geldmittel erschöpft. Aber auch die Universität rang gleichzeitig um ihre Existenz und Erhaltung.

Als der Krieg erneut das Land überzog, war das Krankenspital in der alten Sapienz überbelegt mit Kriegsopfern.

Jetzt durfte auch der „Professor der Chirurgie“ den chirurgisch praktischen Unterricht für die Schüler der Arznei und Wundarznei ebenfalls ins Krankenspital verlegen¹⁹. Kein Geringerer als Matthäus Mederer, der Vorkämpfer für die Gleichstellung der Chirurgie mit der Medizin und spätere

¹⁵ W. Liese: „Geschichte der Caritas“ 1922, Bd. I, S. 288.

¹⁶ H. Sautier, a. a. O. S. 252.

¹⁷ M. Kollofrath: „Vom Geist der Nächstenliebe im alten Freiburg“, Einwohnerbuch der Stadt Freiburg 1951, S. 12.

¹⁸ A. Retzbach, a. a. O. S. 9.

¹⁹ H. Schreiber, a. a. O., IV. Teil, S. 274.

Oberfeldarzt sämtlicher Armeen Kaiser Franz II., war damals der Vertreter dieses Lehrfaches in Freiburg²⁰.

Über den Geist, der im Krankenspital der alten Sapienz geherrscht haben mag und Arzt und Patienten verband, gibt die folgende kleine Episode Aufschluß. Als 1792 der Professor der Medizin und Spitalphysikus *Stapavas-nig* starb und im heutigen Alten Friedhof beigesetzt wurde, beteiligten sich ungezählte Leute aus allen Ständen; maxime pauperum amare lacrimantium, meist Arme, die bitterlich weinten, lautet der Eintrag im Nekrolog der Universitätsmatrikel. Diese kleine Notiz macht kund, wie sehr schon damals ärztliche Wissenschaft und helfendes Arzttum zusammen gehörten und wie sehr gerade die Armen diese Segnungen empfanden. In der Grabinschrift *Stapavasnigs* ist der Nachwelt das hohe Berufsethos eines Arztes und Lehrers überliefert, der in allem zugleich Mensch war: „Mit dem besten Kopf das beste Herz verband, im Wohltun nur sein Glück, sein frühes Ende fand.“

II.

Indessen wuchs die Bevölkerung der Stadt. Es gab viele neue Probleme. Auch die Versorgung der armen Kranken war mit der Hospitalisierung allein nicht zu lösen. Da entstand eine neue Bindung zwischen der ärztlichen Wissenschaft und den Armen der Stadt. Ersteren nahm sich auch der Hauskranken an, die fortan bis zur Gegenwart durch die Universität ärztliche Betreuung finden.

Professor August Jakob Schütz gründete in Freiburg im Jahre 1818 das erste medizinische Poliklinikum²¹. „Zum besten der Hohen Schule sowohl als der hiesigen Armenanstalten“ soll es geschehen, wie der damalige Fakultätsdekan Matthias Eckert an den Freiburger Armenvater Ferdinand Weiß schrieb. Hervorgegangen war der Gedanke aus der Sorge um die kranken armen Kinder der Stadt, die ja für sich allein in jener Zeit noch nicht in das Spital aufgenommen werden konnten. Es war die erste ambulatorische Kinderklinik in Freiburg, zunächst gedacht für die Kinder im Waisenhaus und für jene, welche Arznei und Krankenkost von der Armenkommission erhielten. Doch alsbald zeigte sich die Wichtigkeit einer solchen poliklinischen Ambulanz auch für die Erwachsenen. Über diese erste Freiburger Poliklinik lesen wir im Freiburger Wochenblatt vom 28. Oktober 1818: „... Das Ganze war mit Krankenaudienz und Krankenbesuch, Ordinationen, so zweckmäßig und so glücklich angefangen und durchgeführt, daß sich endlich auch die erwachsenen Kranken aus der Pfründner- und Dürftigenklasse überhaupt, sowohl von hier als von auswärts, sehr häufig und zudringlich dabei einfanden ... Es keimte also aus dieser zwar hauptsächlich gepflogenen Kinderklinik endlich eine allgemeine ambulatorische Poliklinik auf ... von dem Kindbetterkinde an bis in das selbsttätige hohe Alter, jedoch für Leute, die teils für das akademische Hospital nicht geeignet, teils sich desselben zu bedienen nicht notgedrungen waren.“ 51 Jahre, nachdem die Medizinische Fakultät im Armenspital offiziell Eingang fand, hat sie auch die ärztliche Versorgung der „dürftigen“ Hauskranken übernommen.

²⁰ K. Siebert, a. a. O. S. 53 und 54.

²¹ E. Th. Nauck: „Der Freiburger Lehrstuhl für Poliklinik“ (1845—1915) aus Ber. d. Naturforsch. Ges. Freiburg, Bd. 41, Heft 2/51, S. 218 ff.



Grabstätte Georg Stapavasnig auf dem Alten Friedhof

Photo: Böhm

Trotz solchen Erfolges ging die erste Poliklinik wieder ein. Der Armenfonds war wieder einmal erschöpft und konnte diese kaum begonnene segensreiche Einrichtung nicht mehr weiterstützen. Es waren die Jahre, als an manchen Tagen 800 bis 1000 Dürftige, Einheimische und durchreisende Fremde, die nach Amerika reisen wollten oder elend von dort zurückkehrten, unterstützt werden mußten. Für heutige Begriffe unvorstellbar arme Zeiten, wo man „oft nicht einmal die paar Kreuzer besaß, um Salz zu kaufen“; so hören wir klagen in den Rechnungsauszügen des Armenfonds Anno 1817 und 1821²².

Der Geist aber, in welchem die erste ambulatorische Universitätspoliklinik ins Leben gerufen wurde, ist lebendig geblieben bis zum heutigen Tage. „Gewiß dürfen wir aus diesem Anfange bei diesem dermaleinst eingeführten sehr wohlthätigen poliklinischen Institut auch für die Nachwelt zum besten der Universität erwarten, daß die gerechte Vorsehung recht viele Menschenfreunde zum Fortbestand derselben erwecken, sowohl die unsrigen als auch die redlichen Bemühungen künftiger Direktoren mit den besten Erfolgen krönen wolle“, so schrieb Professor Schütz im Freiburger Wochenblatt. Mit Recht weist Professor Sarre in seiner Rede zur Einweihung der wiederhergestellten medizinischen Universitätspoliklinik am 9. Juni 1951 auf diesen Gründergeist hin²³.

Allen Hindernissen zum Trotz gelang es Professor Karl Heinrich Baumgärtner²⁴, dem Direktor der medizinisch-klinischen Anstalt in Freiburg, das Poliklinikum neu zu errichten. Am 1. Januar 1828 trat es in Wirksamkeit. Es sollte vermögenslose Kranke, die nicht in das Hospital aufgenommen werden sollten oder konnten, unentgeltlich behandeln und mit Arzneien unterstützen. Wie die erste Poliklinik, war auch das neue Poliklinikum insbesondere auch für kranke Kinder bestimmt, die das Hospital nicht benutzen konnten. Mit dem poliklinischen Lehrstuhl war nun acht Jahrzehnte in Freiburg auch das Ordinariat für Pädiatrie (Kinderheilkunde) verbunden. Wie sehr Baumgärtner das neue Werk gelang, vernehmen wir aus der Urkunde über die Verleihung des Bürgerrechts der Stadt Freiburg an ihn (s. Aufsatz von F. Späth).

Seitdem versieht die Medizinische Universitäts-Poliklinik ihren Dienst an den Armen und Hilfsbedürftigen der Stadt nunmehr im 150. Jahre ihres Bestehens. Mancher bedeutende Förderer ärztlicher Wissenschaft und manche starke ärztliche Persönlichkeit hat an dieser Stätte in menschlicher Nähe den Armen der Stadt beigestanden. Ungezählte praktische Ärzte haben hier an der Freiburger ambulatorischen Armenklinik aber auch ihre Ausbildung erfahren.

Das Jahr 1828 war indessen nicht nur als das Gründungsjahr des neuen Poliklinikums bedeutsam. Es brachte die Vollendung des neuen Krankenhauses an der Albertstraße. Mit zahlreichen Auf- und Erweiterungsbauten für die Sonderkliniken im Gelände Albert-, Rhein- und Merianstraße war es über hundert Jahre Krankenhaus und zugleich klinische Lehranstalt. In seine Zeit fallen die epochemachenden Fortschritte der Medizin. Das neue Krankenspital war errichtet auf jenem stadtgeschichtlichen Boden der ehemaligen Vorstadt

²² A. Retzbach, a. a. O. S. 51.

²³ H. Sarre: Festansprache zur Einweihung der Universitäts-Poliklinik, 9. Juni 1951.

²⁴ Nauck: a. a. O. S. 225 ff.

Neuburg, wo einst „der arm Spital“, das alte Armenspital, stand. Auch das neue Spital sollte wie sein Vorläufer kriegerischen Ereignissen zum Opfer fallen (1944).

Noch manches Jahrzehnt hatte das neue Spital, auch Wenzinger-Spital genannt, vorwiegend der Aufnahme der Armen gedient, getreu dem Stifterwillen. Noch lange war es eine lokale Heilanstalt. Von 1850 bis 1850 noch war der Krankenstand nie über 40 Personen, von 1850 bis 1860 nie über 100 Personen²⁵.



Professor Dr. Kurt Ziegler,
Begründer
der Freiburger Tuberkulosefürsorge

Photo: Böhm

Als indessen im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die medizinische Wissenschaft von Erfolg zu Erfolg schritt, veränderte sich der Charakter des klinischen Krankenhauses als eines örtlichen Armenspitals. Freilich vollzog sich diese Entwicklung nur allmählich. Noch in den Statuten des Hilda-Kinderhospitals von 1887 lesen wir, daß in der zu gründenden neuen Anstalt, der heutigen Universitäts-Kinderklinik, vorwiegend mittellose, innerlich kranke Kinder Aufnahme finden sollen; Kinder bemittelter Eltern hingegen nur dann, wenn dadurch dem eigentlichen Zweck der Anstalt kein Eintrag geschieht. Der langjährige Leiter der Poliklinik und Lehrer der Kinderheilkunde, Geheimer Hofrat Thomas, war die Seele der neuen Gründung²⁶.

²⁵ Stadtratsakten „Übernahme der Stiftungen des Klinischen Hospitals in die Verwaltung der Stadt“, 1899–1908, Fasz. I.

²⁶ Stadtratsakten „Hilda-Kinderhospital“, Fasz. I, 1909/1922.

Das Gesicht unserer Stadt veränderte sich indessen immer mehr als Folge der Industrialisierung und der damit verbundenen soziologischen Umschichtung. Die Bevölkerung wuchs rasch, aber ebenso auch das Zutrauen zum klinischen Krankenhaus. Die jahrhundertealten Vorurteile der Bürger gegenüber dem Hospital schwanden. Bis zur Jahrhundertwende hatte es den Charakter einer großen provinziellen Heilanstalt angenommen, deren Wohltaten nicht allein von den Bewohnern des ganzen badischen Oberlandes anerkannt, sondern auch von den Angehörigen der benachbarten Staaten in hervorragendem Maße gesucht und begehrt werden²⁷.

Die neue Zeit verwandelte also das Bild des Hospitals, das durch die Jahrhunderte engstens und vorwiegend mit den Armen verbunden war.

Aber auch im Armenwesen selbst haben sich große Veränderungen vollzogen. Bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts galt die Stadtgemeinde noch nicht als die den Armen gegenüber aus eigenen Mitteln verpflichtete Gemeinschaft, wengleich sie stets den Armenfonds und den Spitalfonds verwaltete. Die Armen waren also ganz auf die Almosen der Bürgerschaft und auf die Stiftungserträgnisse angewiesen. Erst durch das Unterstützungswohnsitzgesetz vom 6. Juni 1870 wurde die gesetzliche Unterstützungspflicht durch die Gemeinden und damit auch die Pflicht zur Gewährung der erforderlichen Krankenhilfe eingeführt²⁸. Elf Jahre später erging die „kaiserliche Botschaft“ mit dem Ziele, „den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen“. Das war die Geburtsstunde der deutschen Sozialversicherung. 1883 folgte das Reichs-Krankenversicherungsgesetz und damit die Errichtung der Krankenkassen.

Aus dem einstigen städtischen Armenspital in der Gerberau 54 mit seinen 14 Betten ist ein großes Universitätsklinikum mit 15 Kliniken und mit über 2000 Betten geworden. 2550 Ärzte, Krankenschwestern, Krankenpfleger und technisches Personal versorgen die Kranken. An die Stelle der einstigen Armen sind weitgehend die Krankenversicherten getreten. Aus Almosenempfängern wurden anspruchsberechtigte Sozialleistungsempfänger, aus verarmten und rechtlosen Einwohnern wurden berechnigte Bürger!

Seit jenen Tagen, als der professor praxeos in das Armenspital einzog und Spitalphysikus wurde, bis zum heutigen Tage ist indessen die alte Verbindung der ärztlichen Wissenschaft und Lehre mit dem Krankengut erhalten geblieben. Sie vollzieht sich täglich von neuem an den Krankenbetten und in den Hörsälen und Ambulatorien des großen Universitätsklinikums, ebenso in einer mit allen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen versehenen modernen Medizinischen Universitäts-Poliklinik, der einstigen Armenklinik, die auch heute noch im Auftrag des Städtischen Wohlfahrtsamtes die ärztliche Betreuung der nichtversicherten Hilfsbedürftigen weiterhin besorgt. Über die kurative Medizin hinaus wurden dank der Initiative hervorragender Kliniker zahlreiche Einrichtungen und Beratungsstellen geschaffen, die zur gesundheitlichen Vorsorge der ganzen Bevölkerung kostenlos zur Verfügung stehen.

²⁷ Vorlage des Stadtrats an den Bürgerausschuß — Erbauung zweier neuer Kliniken — 1905.

²⁸ Freiburger Ortsstatut über die öffentliche Armenpflege vom 3. Dezember 1878.

Die Verbindung der universitas magistrorum et scholarium mit der universitas civium geschah zu beiderseitigem reichem Nutzen. Ungezählte kranke Menschen dieser Stadt haben die Segnungen einer immer fortschreitenden ärztlichen Wissenschaft an ihrem Leibe erfahren, noch ehe sie Allgemeingut wurde. Diese Segnungen wären nicht denkbar ohne den hohen Ernst und das tiefe Verantwortungsbewußtsein wissenschaftlicher Forschung und Lehre, aber auch nicht ohne die immer wieder bezeugte ethische Kraft echten ärztlichen und persönlichen Helfertums. Die Ehrenbürgerschaft hervorragender Vertreter der Medizinischen Fakultät ist gleichsam der symbolische Ausdruck des Dankes der Stadt für die Wohltaten an ihrer Bürgerschaft. Mancher angehende Arzt konnte in Freiburg am Krankenbett seit der Gründung des nosocomiums erstmals den tiefen Gehalt des hippokratischen Eides erleben.

Seitdem im Jahre 1798 der Stadtrat die ersten drei barmherzigen Schwestern in das überfüllte Spital an der Nußmannstraße berief, hat die ärztliche Wissenschaft ungezählte namenlose Helferinnen und Helfer gefunden. Durch ihre opfervolle Hingabe an den Krankenpflegeberuf bei Tag und Nacht sind sie die getreuen Stützen des großen Klinikums geworden.

Die Stadt, die alleinige Trägerin des Spitals durch sechs Jahrhunderte, erinnert sich in den Tagen der 500-Jahr-Feier der Universität dankbar dieses großen Geschehens zum Wohle ihrer Bevölkerung.

Doch die Armen und Hilfsbedürftigen unserer Stadt haben nicht nur die Vorteile ärztlicher Wissenschaft empfangen. Mehr als die „bevorrechtete Bürgerschaft“ haben sie mit ihrem eigenen kranken Körper durch die Jahrhunderte der wissenschaftlichen Erkenntnis und Lehre gedient im Klinikum, Poliklinikum und im Distrikt. Sie waren zumeist dasjenige Krankengut, welchem die Studierenden und jungen Mediziner ärztlich und menschlich zuerst begegneten. Von ihrem Krankenbett aus trugen sie den Geist des Arztums in das Land — und in die Welt!

So haben auch die Armen und Hilfsbedürftigen unserer Stadt an der ärztlichen Wissenschaft ihren Anteil. Das ist ihre Gabe an die Hohe Schule zu Freiburg!

Universität und Museum für Naturkunde der Stadt Freiburg im Breisgau

Von Martin Schmetter

Das städtische Museum für Naturkunde hat im Laufe seiner jetzt 62jährigen Geschichte ständig in mehr oder weniger enger Bindung zur Freiburger Universität gestanden, so daß es sich gerade im Jubiläumsjahr der Alma mater lohnt, diese Beziehungen einmal näher darzustellen, nicht nur um ihres historischen Interesses willen; vor allem wird sich zeigen, daß die Universität der Stadt sowohl bei der Gründung und dem Aufbau wie auch bei der Erhaltung dieser Abteilung der Städtischen Sammlungen wertvolle Hilfe geleistet hat.

Als der Freiburger Bürgerausschuß am 22. März 1895 auf Vorschlag des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Otto Winterer die Gründung eines „Museums für Natur- und Völkerkunde“ genehmigte und dafür einen Betrag von 1000 Mark bereitstellte, besaßen die für die betreffenden Fächer (Zoologie, Botanik, Paläontologie, Geologie, Mineralogie usw.) zuständigen Universitätsinstitute bereits eigene Sammlungen. In ihren Ursprüngen gingen diese auf ein Naturalienkabinett zurück, das der 1775 zum Professor für „Naturgeschichte und ökonomische Wissenschaften“ ernannte Dr. J. Wüllberz in der damaligen „neuen“ Universität (heute Bertoldstraße 17) einrichtete¹. Abgesehen von einem vorübergehenden Aufenthalt in der damaligen „alten“ Universität (dem heutigen Rathaus) in den Jahren von 1786 bis 1792, blieben die Sammlungen dort bis in August Weismanns Zeiten, der 1865 Privatdozent und außerordentlicher Professor, 1867 bereits ordentlicher Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie wurde. Bei der Enge seiner Räume ist es ihm und seinen Schülern besonders lästig gewesen, zu den öffentlichen Besuchszeiten die Arbeitsgeräte jedesmal wegräumen und danach wieder aufbauen zu müssen. 1886 zog er endlich in ein selbständiges Zoologisches Institut in der Katharinenstraße 20, dem er 1889 auch ein eigenes Sammlungsgebäude angliederte. Diese reichen, von Weismann um wertvolles Material vergrößerten Sammlungen dienten fast ausschließlich der Forschung und der Demonstration bei den Vorlesungen und Kursen für die Studenten und waren entsprechend weniger als Schausammlungen aufgestellt. Von der im Vorlesungsverzeichnis² angekündigten Möglichkeit: „Die Zoologische Sammlung wird auf Verlangen vom Diener gezeigt“, machten, wie der Verfasser aus Berichten von Institutsangehörigen bis rückwärts zum Jahre 1896 erfuhr, nur wenige Besucher Gebrauch. Diese Gründe, die mehr oder weniger auch für die Sammlungen der anderen Institute galten, mögen den damaligen Privat-

¹ Koehler, O.: Die Zoologie an der Universität Freiburg i. Br. — Manuskript, Freiburg i. Br. 1957.

² Ankündigungen der Vorlesungen an der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. 1890—1942. Freiburg i. Br.

dozenten für Zoologie, Dr. Adolf Fritze, veranlaßt haben, im Januar 1895 in mehreren Besprechungen mit dem Oberbürgermeister die Gründung eines „Museums für Natur- und Völkerkunde“ seitens der Stadt anzuregen. Fritze hatte 1888 bei Weismann promoviert und sich 1894 mit einer Arbeit über „Die Fauna der Riu-Kiu-Insel Okinawa“ habilitiert. Vor allem aber rechnete er damit, und die spätere Erfahrung hat diese Erwartung voll bestätigt, daß Freiburger oder der Stadt sonstwie nahestehende Persönlichkeiten ihre Privatsammlungen einem der Öffentlichkeit leicht zugänglichen städtischen Museum lieber zur Verfügung stellen würden als einem reinen Forschungsinstitut. Ein weiterer Grund für seine Anregung mag in Fritzes Neigung für Faunistik und Tiergeographie gelegen haben, die nicht zuletzt aus seinen Vorlesungen von 1894 bis 1897 zu erkennen ist. Er las unter anderem über Tiergeographie, System und Biologie der Insekten, Schmetterlinge, Käfer, Insekten in Forst- und Landwirtschaft, Forstzoologie (Säuger und Vögel) und veranstaltete sogar schon Bestimmungsübungen und Exkursionen. Über die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise nach Japan, auf der er das Material für seine Habilitationsarbeit sammelte, berichtete er 1892 in der Freiburger Naturforschenden Gesellschaft. Er ging kurz nach der Gründung des Museums zuerst nach Stuttgart an das dortige Naturhistorische Museum und war von 1910 bis 1928 Direktor der Naturkundlichen Abteilung des Provinzialmuseums und des Zoologischen Gartens in Hannover.

Am 19. Februar 1895 wandte er sich nach Absprache mit dem Oberbürgermeister in einem ausführlichen „Promemoria“ an den Stadtrat, in dem er die Gründung einer „Städtischen Sammlung für Natur- und Völkerkunde“ vorschlug³. Er begründete dies mit der wachsenden Größe und Bedeutung der Stadt und ihrer Universität sowie mit dem zunehmenden Fremdenverkehr. Die vorhandenen Einzelsammlungen der verschiedenen Institute könnten wegen ihrer besonderen Zielsetzung und zerstreuten Lage eine zentrale Sammlung nicht ersetzen. Diese müßte die Gebiete der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie und Ethnographie umfassen und „sollte eine weitere Sehenswürdigkeit Freiburgs, ein Mittel zur Belehrung und Anregung des Publicums, ein weiteres Anlockungsmittel für die studierende Jugend werden“. Das Material zu dieser Sammlung, die alle Gebiete der Erde, vor allem aber die engere Heimat, zu berücksichtigen hätte, sollte weniger durch Kauf als vielmehr durch Schenkungen von Freiburger Sammlern daheim und draußen erworben werden. Außerdem könne man sich mit einem Appell an hiesige Jagdgesellschaften, Oberförster und nicht zuletzt an die studierende Jugend selbst wenden. Die notwendigen Geldmittel seien durch eine städtische Subvention von 500 Mark, durch freiwillige Beiträge und durch Gründung einer „Gesellschaft zur Unterstützung und Förderung der städtischen Sammlungen“ aufzubringen. Mit diesen Geldern sollten Sammlungsschränke, Gläser, Konservierungsmittel usw. angeschafft, Präparationsarbeiten vergütet und ein ständiger Museumsdiener bezahlt werden, der die Sammlungen reinhalten und überwachen sowie bei der Aufstellung behilflich sein könnte. Die Verwaltung sollte ehrenamtlich durch einen von dem Stadtrat zu ernennenden Direktor und durch Kustoden für die einzelnen Abteilungen geschehen, für die sich sachverständige Einwohner Freiburgs bereits zur Verfügung gestellt hätten. Am Gelingen des Unternehmens sei um so weniger zu zweifeln, da

³ Akten des Stadtrates der Stadt Freiburg i. Br. — Betreff: Museum für Natur- und Völkerkunde, 1895 ff.

schon eine stattliche Anzahl von Schenkungen in Aussicht gestellt wären. Mit einem Hinweis auf Vivarien (Aquarien und Terrarien) als „ein vorzügliches Mittel zur Anregung und Erweckung des Interesses des Publicums“ schließt diese wohlüberlegte Denkschrift, der ein baldiger und allseitiger Erfolg beschieden war.

Die in diesem Schreiben ausgesprochene Erwartung, aus den Reihen privater Freiburger Sammler Schenkungen zu erhalten, hat sich sogleich bei der Gründung und in den folgenden Jahren reich erfüllt. Die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse waren besonders dazu angetan. Der Aufschwung von Wirtschaft und Handel und der Kolonialbesitz brachte es mit sich, daß viele „Rentiers“ und „Privatiers“ sowie ehemalige Offiziere und Beamte, auch aus Übersee, sich in dem beliebten „Pensionopolis“ Freiburg niederließen. Gar mancher von ihnen war daheim oder draußen zum Sammler geworden. Und so erschienen bald laufend in der Tagespresse Listen mit den Namen der Spender und der überlassenen Sammlungsgegenstände. Noch heute nennt eine marmorne Ehrentafel im Vorraum des Museums die Namen der Spender, die besonders wertvolle Schenkungen machten. Unter ihnen finden sich von der Universität neben Dr. Fritze Stadtrat Dr. August Gruber (a. o. Prof. für Zoologie) und Geheimer Hofrat Dr. M. Schottelius (o. Prof. für Hygiene).

Die zur vorläufigen Magazinierung der Gegenstände gemieteten zwei Räume in St. Ursula (Ecke Eisenbahnstraße) waren bald zu klein. Als dann in dem sogenannten Gefängnisbau der ehemaligen Rempartkaserne (auf dem Gelände der heutigen Universität) drei Säle zur Verfügung standen, konnten die Sammlungen in 28 Schränken am 6. Juni 1899 erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Leitung des Museums⁴ lag bei der Gründung in den Händen einer Kommission, zu der folgende Mitglieder gehörten: Privatdozent Dr. Adolf Fritze (als Leiter), Oberstleutnant von Althaus, Forstmeister M. H. Ferrars, Stadtrat Hugo Ficke sowie die Universitätsprofessoren Stadtrat Dr. August Gruber und Dr. Gustav Steinmann, Ordinarius für Geologie. Nach dem Weggang von Dr. Fritze übernahm Stadtrat H. Ficke die Leitung, als neues Mitglied kam Prof. Dr. Grosse⁵ hinzu, der von 1890 bis 1926 die Völkerkunde an der Universität vertrat. Als im Jahre 1899 unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters eine Kommission für die „Vereinigten Sammlungen der Stadt Freiburg im Breisgau“ geschaffen wurde, blieb die Leitung der Unterkommission in den Händen von Stadtrat H. Ficke, dem als Vertreter und zoologischer Sachverständiger Prof. A. Gruber und als ethnographischer Sachverständiger Prof. Grosse, damals städtischer Kunstdirektor h. c., zur Seite standen. Diese Kommission erfreute sich, wie es in dem 1905 von dem Museumsleiter herausgegebenen Führer⁴ heißt, der tätigen und opferwilligen Anteilnahme der städtischen Kollegien und der Unterstützung durch sachverständigen Rat seitens mehrerer Professoren der Hochschule.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß bei der Gründung von seiten der Universität auch Stimmen laut wurden, die auf eine mögliche Konkurrenz gegenüber den eigenen Sammlungen hinwiesen, doch gelang es dem Oberbürgermeister, diese Bedenken durch ein an den Prorektor Prof. W i e d e r s-

⁴ F i c k e , H.: Führer durch die Fauna von Oberbaden (vom Bodensee bis zur Kinzig). — C. A. Wagner, Freiburg i. Br., 117 Seiten, 1905.

⁵ K o l l o f r a t h , M.: Aus der Geschichte der Freiburger Sammlungen. — Sonderdruck aus dem Einwohnerbuch der Stadt Freiburg i. Br. und Umgebung 1954, 12 S., Rombach & Co., Freiburg i. Br., 1954.

heim gerichtetes Schreiben zu zerstreuen. Wesentlich dabei war wohl, daß der damalige Zoologe, Geheimrat Prof. August Weismann, dessen Weltruf Freiburgs Namen überall bekannt machte, den Plan unterstützte. Die Zusammenarbeit zwischen Universität und Stadt ging in der Folgezeit sogar so weit, daß im Jahre 1904 die Hochschule der Stadt ihre ethnographischen und urgeschichtlichen Sammlungen als Dauerleihgabe überließ.

Da der Platz in der Rempartkaserne bald nicht mehr ausreichte, zog das Museum im Jahre 1902 in die Turnhalle und in zwei Klassenzimmer der neu erbauten Turnseeschule, wo es am 2. April 1903 wieder eröffnet werden konnte. Als es 1905 gelang, das Haus Talstraße 12 zu erwerben und Oberlichtbaracken zu bauen, war es möglich, die Sammlungen zu erweitern und übersichtlich aufzustellen. Am 21. Oktober 1905 besichtigten auf Einladung des Stadtrates Vertreter der Hochschule, des Bürgerausschusses und der Presse das Museum in seiner neuen Form³. Von der Universität waren es unter anderen der Prorektor Professor Axenfeld (Ophthalmologie), die ordentlichen Professoren Geheimrat Weismann (Zoologie), Geheimrat Steinmann (Geologie), Hofrat Hildebrand (Botanik), Hofrat Wiedersheim (Anatomie), Oltmanns (Botanik), Osann (Mineralogie), die Honorarprofessoren Neumann (Geographie), Böhm (Paläontologie), die außerordentlichen Professoren Keibel und Gaupp (Anatomie), Grosse (Ethnographie), E. Fischer (Anthropologie) und die Privatdozenten Claussen (Botanik), Paulcke und Wilckens (Geologie) sowie der Lektor Ferrars (Englisch). Oberbürgermeister Dr. Winterer gab dabei einen kurzen geschichtlichen Überblick und dankte allen Spendern und Mitarbeitern des Museums herzlich. Die „Breisgauer Zeitung“ vom 25. Oktober 1905 berichtet von dieser Feier u. a.: „Das Urteil aller Anwesenden lautete höchst günstig über das Museum. . . Der Herr Oberbürgermeister spricht den Vertretern der Universität für ihr Erscheinen seinen Dank aus. Hier liege wieder ein Beweis vor des zwischen Hochschule und Stadt bestehenden Sympathieverhältnisses und des Zusammenwirkens beider. Er (der Redner) werde sich freuen, wenn die Universität Gelegenheit nehme, die Studierenden auf das Museum — diese reichhaltige Sammlung von Lern- und Unterrichtsmitteln — hinzuweisen. Auch dieses städtische Institut verfolge ja den schönen Zweck, die Wissenschaft zu popularisieren. . . Hohe Anerkennung ob der sorgsamten Pflege der Sammlungen verdienten namentlich die Herren Stadtrat Ficke, Prof. Dr. Gruber und Direktor Prof. Dr. Grosse. Das Hauptverdienst gebühre aber ohne Zweifel Herrn Ficke.“

Welchen Eindruck die Vertreter der Hochschule von dem Museum hatten und welche Bedeutung sie ihm beimaßen, kommt wohl am besten darin zum Ausdruck, daß die Philosophische Fakultät knapp zwei Monate später dem Vorsitzenden der Museumskommission und geschäftsführenden Leiter, Stadtrat H. Ficke, die Würde eines Ehrendoktors verlieh. Dazu findet sich in den Akten der Fakultät folgende Notiz unter dem Datum vom 7. November 1905: „Coll. Weismann regt an, Herrn Stadtrat Ficke zum Ehrendoktor zu ernennen. Die Abteilung beschließt, in der Gesamtfakultät für den Antrag einzutreten, betonend, daß damit nicht bloß eine persönliche Ehrung, sondern auch eine Aufmerksamkeit gegen die Stadt geplant sei“. In der Laudatio vom 5. Dezember 1905, die vom Prorektor Prof. Axenfeld und vom Dekan Prof. Oltmanns unterzeichnet ist, heißt es, daß die Fakultät Grad und Rechte eines Ehrendoktors verliehen hat:

VIRO DOCTISSIMO
HUGONI FICKE
SENATORI FRIBURGENSEI

quicum plurima ad Naturalem Historiam et Anthropologiam inlustrandam
strenue atque industrie a se collecta
sagaciter ac perspicue in genera digesserit et publicaverit
de huius oppidi iuventute erudienda
de docendis huius litterarum Universitatis civibus
optime meritus perpetuamque memoriam adeptus est.

Mit dieser hohen Auszeichnung fanden die wirklich außergewöhnlichen Verdienste eines Mannes die gerechte Würdigung, dem es gelungen war, in wenigen Jahren praktisch aus dem Nichts ein Museum aufzubauen, das eine wertvolle Bereicherung der Städtischen Sammlungen und zugleich eine Stätte vielseitiger Belehrung für das Publikum, vor allem aber für die Jugend und die Studenten darstellte. Der am 17. September 1840 in Hamburg geborene Geschäftsmann³ war mit 53 Jahren nach Freiburg gekommen und hat hier in den Jahren von 1875 bis 1881 sowie von 1887 bis 1911 als Stadtrat gewirkt. Dank eigener Mittel konnte er seinen besonderen Neigungen nachgehen, die vor allem der Natur- und Völkerkunde galten. Zahlreiche und ausgedehnte Reisen führten ihn durch weite Teile der Welt, vor allem nach Ostasien, worüber er 1910 in dem auch heute noch lesenswerten Buch „Meine Ostasienreise“⁶ berichtet hat. Seine auf diesen Reisen erworbenen reichhaltigen und wertvollen Sammlungen schenkte er der Stadt und schuf allein damit schon einen wesentlichen Grundstock für das Museum. Daneben stellte er auch ansehnliche Geldmittel dafür zur Verfügung. Vor allem aber war er als Vorsitzender der Museumskommission und nach dem Weggang Dr. Fritzes auch als Leiter unermüdlich für eine nach didaktischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnete Aufstellung der Sammlungen tätig. Wie sehr es ihm gelang, sich in diese Gebiete einzuarbeiten, zeigt wohl am besten der im Dezember 1905 aus seiner Feder erschienene „Führer durch die Fauna von Oberbaden“³ (117 Seiten). Er zählt die in der systematisch geordneten Sammlung einheimischer Tiere ausgestellten Arten schrankweise auf und macht Angaben über ihr Vorkommen und ihre Lebensgewohnheiten. Einleitend erläutert er nach einer kurzen historischen Übersicht die besondere Aufgabe dieser Sammlung, „festzustellen, was lebt und webt in diesem herrlichen Heimatland und es vorzuführen“, aber auch „in erster Reihe zu weiterer Forschung anzuregen. Denn es gibt wohl kaum ein Gebiet in Deutschland, welches faunistisch mannigfaltiger und interessanter ist, als das unsere.“ Die Jugend lag ihm besonders am Herzen, denn „zum Beobachten der sie umgebenden Natur sollen die Kinder hingeleitet werden, . . . aber auch erwachsenen, ernsten Sammlern oder solchen, die es werden wollen, soll unsere Sammlung nützen.“ Es fehlt auch nicht eine Angabe der wichtigsten wissenschaftlichen Literatur und der Herkunft der Sammlungen. Wahrscheinlich war es nicht zuletzt dieser wissenschaftlich wertvolle Führer, der die Fakultät zu

⁶ F i c k e, H.: Meine Ostasienreise in den Jahren 1905 und 1909. — C. A. Wagner, Freiburg i. Br., 224 Seiten, 1910.

der Ehrenpromotion bewog. Als Altstadtrat Dr. H. Ficke auf einer weiteren Reise nach Ostasien am 17. Dezember 1912 in Rangoon (Birma) unerwartet starb, sandte der damalige Prorektor Prof. Oltmanns dem Oberbürgermeister ein Beileidschreiben³, in dem es heißt: „Die Stadt verlor in dem Verstorbenen einen um ihr Blühen, insbesondere auf dem Gebiete des heimischen Sammlungswesens, bis ins Greisenalter unermüdlich besorgten Bürger, aber auch die Universität, die dem nun Verblichenen die Würde eines Doctor philosophiae honoris causa verliehen, hat der Gründe viele, den Tod dieses ausgezeichneten Mannes, der ihr in so mancherlei Beziehungen nahestand, tief zu betrauern.“

Sein Nachfolger in der Leitung des Museums wurde Altstadtrat Hofrat Prof. A. Gruber, ein Schwager Weismanns, der seit der Gründung des Museums als zoologischer Sachverständiger und Vertreter Fickes der Museumskommission angehörte. Er war am 8. Oktober 1855 in Genua geboren⁷, studierte in Freiburg, Graz und Leipzig Zoologie, Botanik und Geologie und promovierte in Leipzig mit einer Arbeit über Süßwasserkrebse. Mit ihm erhielt im Jahre 1878 August Weismann erstmals einen Assistenten bewilligt, „zumal derselbe auf Gehalt verzichtet“, wie es in dem Regierungserlaß hieß. 1880 habilitierte er sich mit der Arbeit „Beiträge zur Kenntnis der Generationsorgane der freilebenden Kopepoden“ und wurde bereits zwei Jahre später außerordentlicher Professor; 1907 erhielt er den Titel „Hofrat“, 1913 „Geheimer Hofrat“. Von 1888 bis 1897 war er Schriftleiter der hiesigen Naturforschenden Gesellschaft und hielt 1891 als erster Vorsitzender die Festrede anlässlich ihrer 70-Jahr-Feier. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die sich in der Hauptsache mit Einzellern befassen, sind die über die künstliche Teilung besonders bekannt geworden. Daneben interessierte er sich vor allem für Süßwasserfische und war längere Zeit Vorsitzender des Badischen Fischereivereines und Leiter der Fischzuchtanstalt Selzenhof bei Freiburg. Über beide Gebiete hielt er regelmäßig Vorlesungen, die mit Exkursionen verbunden waren, weiterhin vor allem solche über die Landesfauna. Ihm gebührt damit das Verdienst, die Freiburger „Exkursionstradition“ eröffnet zu haben, die über seine Kollegen Dr. Fritze, Prof. V. Häcker und Prof. K. Guenther hier die lange Periode überdauert hat, in der die Natur mit ihren lebendigen Tieren auf den Hochschulen etwas in Vergessenheit geriet. Aus dieser Neigung heraus ist seine Beteiligung an der Gründung und am Aufbau des Museums gut zu verstehen. Er hat dem Museum auch zahlreiche Schenkungen gemacht und bei der Aufstellung des „Führers durch die Fauna von Oberbaden“ die Bearbeitung der niederen Tiere übernommen. Sicher ist, daß seine verbindliche, hilfsbereite und vielseitige Persönlichkeit beim Aufbau des Museums mehr mitgeholfen hat, als sich heute „aktenmäßig“ belegen läßt. Seine umfassende Bildung, sein Humor, seine humane Gesinnung und seine Bereitschaft zur Mitarbeit in öffentlichen Dingen ließen ihn am kulturellen Leben Freiburgs auch sonst großen Anteil nehmen. Er war von 1890 bis 1911 Stadtrat, zugleich Mitglied zahlreicher Kommissionen, u. a. des Theaters, sowie Präsident des Kunstvereins und anderer Vereinigungen. Seine Verdienste wurden vom Landesfürsten durch die Verleihung des Ritterkreuzes erster Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen mit Eichenlaub gewürdigt.

⁷ Gruber, A.: Lose Erinnerungsblätter aus meinem Leben. — Poppen & Ortman, Freiburg i. Br., 86 Seiten, 1920.

Als er nach dem Tode H. Fickes die Leitung des Museums übernahm, betrachtete er es als seine erste Pflicht, beim Stadtrat die Anfertigung einer Marmorbüste des Verstorbenen zu beantragen, führte die Verhandlungen mit dem von ihm vorgeschlagenen Bildhauer *Meinecke* und brachte sie trotz mannigfacher Schwierigkeiten zu einem erfolgreichen Abschluß³. Die Büste aus karrarischem Marmor steht heute im Erdgeschoß des Naturkundemuseums in der Gerberau. In Zusammenarbeit mit dem damaligen Leiter der gesamten Städtischen Sammlungen, dem Konservator Prof. *Wingenroth*, hat er für das Museum noch zahlreiches Sammlungsmaterial erworben, soweit das in den nun folgenden Kriegsjahren überhaupt möglich war. Ende 1917 verließ Professor *Gruber* Freiburg, als sein Haus in der Stadtstraße bei einem Fliegerangriff beschädigt wurde. Bis dahin war er fast täglich im Museum. Seine Vertretung übernahm für einige Zeit Stadtrat *Geis*. Trotz der schweren Zeiten ruhte aber die Arbeit im Museum damals nicht ganz. So wurde im Jahre 1918 u. a. auf Bitten von Prof. *Oltmanns* die reiche Pilzmodellsammlung um eine umfangreiche Serie von Giftpilzen vervollständigt, „damit die Sammlungen auch zu allgemeinen Vortragszwecken benutzt werden können.“

Nach dem Kriege blieb Prof. *Gruber* auf seinem Familiensitz, dem Lindenhof, bei Lindau am Bodensee. Doch riß die Verbindung zu Freiburg und dem Museum nie ganz ab. In ungebrochener geistiger und körperlicher Schaffenskraft wirkte er auch dort ähnlich wie in Freiburg und starb als Ehrenbürger von Lindau am 23. November 1938.

Anfang des Jahres 1919 übernahm mit Prof. *Konrad Guenther* zum dritten Male ein Mitglied der Universität und zugleich ein Weismann-Schüler die ehrenamtliche Leitung des Museums. *K. Guenther*⁸ war am 23. Mai 1874 in Riga geboren, hatte in Bonn, Leipzig und Freiburg Naturwissenschaften studiert und 1900 bei August Weismann mit einer Arbeit über den Feinbau des Schmetterlingsflügels promoviert. Anschließend blieb er als Assistent am Zoologischen Institut und habilitierte sich 1902 mit einer Arbeit über Reifungsvorgänge im Seeigeli. Nach verschiedenen Arbeiten über spezielle zoologische Probleme wandte er sich entsprechend seiner mehr universellen Neigung allgemeinen Fragestellungen zu. So veröffentlichte er zwei größere Werke über die Abstammungslehre, die damals im Mittelpunkt des Interesses nicht nur der Wissenschaft stand. Am stärksten aber beschäftigte ihn die Tatsache, daß der Mensch mit der zunehmenden technischen Entwicklung die Natur immer mehr zerstörte und ihr gleichzeitig in wachsendem Maße entfremdet wurde. Es war seine feste Überzeugung, daß darin eine große Gefahr für die Menschen entstände. „Was der einzelne seiner Mutter verdankt, das verdankt das Volk seiner Heimat.“ Er machte es sich deshalb zu seiner Lebensaufgabe, für Naturverständnis und Naturschutz in Wort und Schrift unermüdlich zu werben, und veröffentlichte dazu eine größere Anzahl allgemeinverständlicher Werke, die zum Teil in mehrere Sprachen übersetzt wurden, so u. a.: „Der Naturschutz“ (1910), „Kultur und Tierwelt“ (1914), „Die Sprache der Natur“ (1929), „Unsere Tierwelt“ (1930), „Natur als Offenbarung“ (1933), „Deutsches Naturerleben“ (1935). Auf ständigen Wanderungen und zahlreichen Reisen, die ihn u. a. nach dem Vorderen Orient, nach Ägypten, Ceylon, Indien und Brasilien führten, erwarb er sich eine ganz außergewöhnliche Kenntnis der

⁸ *Schnetter, M.*: Ein Leben mit der Natur. Professor Dr. Konrad Guenther zum 80. Geburtstag. — Mitt. Bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz N. F. 6, 154—159, 1954.

Tier- und Pflanzenwelt der verschiedenen Länder und Landschaftsformen der Erde, aber auch der dazugehörigen menschlichen Kulturen und deren Geschichte. Bücher wie „Ceylon“ (1911), „Das Antlitz Brasiliens“ (1927), „Erlebte Landschaft der Bibel“ (1955) und für seine engere Wahlheimat das „Freiburger Naturbüchlein“ (1935) und das „Naturbuch vom Schwarzwald“ (1942 und 1954) legen davon ein beredtes Zeugnis ab. In seiner vierzigjährigen Lehrtätigkeit stand neben verschiedenen Spezialvorlesungen immer die einheimische Tierwelt im Vordergrund. Seine Exkursionen haben vielen Generationen von Studenten eine echte Bekanntschaft mit der lebendigen Natur vermittelt. Anlässlich seines 80. Geburtstages, den er in voller geistiger und körperlicher Frische feiern konnte, dankten ihm Stadt und Universität, der staatliche Naturschutz und zahlreiche Heimat- und Wandervereine für sein erfolgreiches Lebenswerk.

Seine Arbeit im Museum in der Talstraße begann er unter sehr ungünstigen Bedingungen, die es wohl auch verhindert haben, daß seinen weitgespannten Plänen ein besonderer Erfolg beschieden war. Sein Ziel war, das Museum zu einer „Zentralanstalt für volkstümliche Naturkunde und Naturschutz“ auszubauen, deren Aufgabe es sein sollte, durch Veröffentlichungen, Vorträge, Führungen und Lehrwanderungen in weiten Kreisen der Bevölkerung Naturverständnis und Heimatliebe zu fördern. Vor allem sollten die Lehrer der Volksschulen hier in Kursen weitergebildet werden. Obwohl er bei der Stadt und auch beim Ministerium in Karlsruhe Verständnis für dieses Ziel fand und besonders von den Lehrerverbänden stark unterstützt wurde, scheiterte der Plan nach anfänglichen Erfolgen schließlich aus finanziellen Gründen in der Inflationszeit. Diese Zeitumstände hatten es damals überhaupt mit sich gebracht, daß Private und Sammler nicht mehr wie vor dem ersten Weltkrieg die Museumsarbeit fördern konnten. Es muß daher Prof. Guenther hoch angerechnet werden, daß er ohne persönliches Einkommen seine ehrenamtliche Tätigkeit für das Museum fortsetzte und die wertvolle Ausbeute seiner Brasilienreise, u. a. eine Schmetterlings- und Käfersammlung, dem Museum überließ. Nur hin und wieder war es möglich, ihm eine gewisse Entschädigung auszuhändigen. Und trotzdem hat er gerade in diesen Jahren mit seinen zahlreichen Kursen und Vorträgen große Erfolge erringen können, die er im Rahmen des Museums und der Volkshochschule und in Verbindung mit Führungen und Exkursionen hielt und die starken Widerhall in der Bevölkerung fanden. Damals verdiente er sich den ehrenvollen Namen des „Freiburger Vogelprofessors“, unter dem er überall in Deutschland bekannt wurde. So ist es gerade auch ihm zu verdanken, daß sich das Museum eines außerordentlich guten Besuches erfreute.

Die Arbeiten, die er darin zu erledigen hatte, waren zum Teil weniger erfreulich. Die Unterbringung der Sammlungen in der Turnseeschule und in der Talstraße war nur als ein Provisorium gedacht, bis die Stadt ein zentrales Sammlungsgebäude einrichten konnte. Der erste Weltkrieg hatte diesen Plan verhindert. Vor allem die Baracken waren aber auf die Dauer ungeeignet und besonders die noch 1909/10 von H. Ficke aufgestellten Tiergruppen stark gefährdet. Es war ein ständiger Kampf gegen Feuchtigkeit, Schimmel und Schädlinge; Neugestaltungen lohnten sich unter diesen Umständen nicht. Am 3. August 1925 bewilligte schließlich der Bürgerausschuß die Herrichtung des Adelhauser Klosters und der Gerberauschule zu Sammlungszwecken. Als erste

Etappe dieses Vorhabens wurden die naturkundlichen Sammlungen in der Gerberauschule aufgestellt und am 20. Dezember 1931 der Öffentlichkeit übergeben⁹. Dazu war eine Unsumme von Arbeit zu leisten, wie die Neuanfertigung von Ausstellungsschränken, die Planung und Durchführung der Aufstellung, ihre Beschriftung usw. Prof. Guenther und seine beiden Helfer, Dr. Felix Koether, ein Schüler des damaligen Lehrstuhlinhabers und Nobelpreisträgers Prof. Hans Spemann, und Julius Elsner, haben sich damit große Verdienste erworben. 1936 gab Prof. Guenther einen kurzen Führer durch das Naturkundemuseum heraus, in dem er vor allem die Gesichtspunkte der Ausstellung klar herausstellte und zugleich auf das „größere lebendige Museum“ draußen in der Natur hinwies. Damit beendete er seine Tätigkeit für das Museum, blieb ihm aber bis zu seinem Tode am 26. Januar 1955 mit Rat und Tat auch weiterhin ein wertvoller Helfer.

Von 1934 bis 1945 leitete Dr. phil. nat. Heinrich Schütz, auch ein Spemann-Schüler, das Museum. Er verwaltete zu gleicher Zeit die staatliche Kreisstelle für Naturschutz und erreichte damit wenigstens einen Teil des alten Guentherschen Zieles. Seiner persönlichen Tätigkeit ist es zu verdanken, daß die Photographie als Mittel der Darstellung besonders einheimischer Landschaften und Bäume im Museum Verwendung fand¹⁰.

Der Fliegerangriff auf Freiburg am 27. November 1944 hat auch das Naturkundemuseum stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Bombe, die das Adolphauser Kloster traf, richtete schwere Schäden besonders am Dach und in den nach Süden gelegenen Räumen an und zerstörte bzw. beschädigte zahlreiche Sammlungsgegenstände und Schränke. Der Stadt war es nicht möglich, bei den umfangreichen Schäden überall gleich mit dem Aufbau zu beginnen, und so ist es ein besonderes Verdienst Dr. Koethers, der nach der Besetzung die Verwaltung des Museums übernahm, zusammen mit dem Hausmeister Isenmann hier die ersten Notstandsarbeiten begonnen zu haben. Allein wäre es ihnen aber nicht möglich gewesen, entscheidende Abhilfe zu schaffen. In diesen Tagen sprach nun der damalige Inhaber des Lehrstuhles für Zoologie, Prof. Otto Mangold, mit dem Verfasser bei dem Direktor der Städtischen Sammlungen, Prof. W. Noack, vor, um eine Unterkunft für das total zerstörte Zoologische Institut im Naturkundemuseum zu suchen. Prof. Noack gab sofort seine Einwilligung, da es sich ja hier um eine echte „Interessengemeinschaft“ handelte. Das Zoologische Institut hatte infolge rechtzeitiger Verlagerung, abgesehen vom Mobiliar und von der Sammlung, fast alle Einrichtungsgegenstände gerettet, und es fehlten nur die Räume, die nun im obersten Stock des Museums gefunden waren. Für das Museum aber war es dringend notwendig, daß das Dach wieder gedeckt, die Fenster geschlossen und die größten Schäden am Mobiliar beseitigt wurden, sollten nicht unabsehbare Schäden eintreten. Da Handwerker damals nicht zu bekommen waren, schritten wir sofort zur Selbsthilfe. Mit auf dem Dachboden vorhandenen Schieferplatten und über das Universitätsbauamt erhaltenen Asbestplatten deckten wir notdürftig das Dach, ja, wir konnten sogar Öfen und Rohre beschaffen.

Als im Herbst 1945 die Universität ihren vollen Lehrbetrieb wieder aufnahm, erhielt Prof. Bruno Geinitz, ebenfalls ein Spemann-Schüler, vertre-

⁹ Noack, W.: Das städtische Museum für Naturkunde. — Zu seiner Wiedereröffnung. — Freiburger Zeitung, 148. Jahrgang, Nr. 545, 18. Dezember 1931.

¹⁰ Schütz, H.: Das Museum für Naturkunde der Stadt Freiburg im Breisgau. — Einwohnerbuch der Stadt Freiburg i. Br. 1945, III-XII. Rombach & Co., Freiburg i. Br. 1945.

tungsweise den Lehrstuhl für Zoologie. Er konnte ein heizbares Zimmer im dritten Stock beziehen und darin das Zoologische und Bienen-Institut zugleich einrichten. Damals kehrten auch die in über 150 Kisten in Donaueschingen und in Wallhausen am Bodensee sichergestellten Einrichtungsgegenstände nach Freiburg zurück und fanden im Museum Aufnahme. Am 15. Oktober 1946 übernahm dann Prof. Otto Koehler den Lehrstuhl und setzte, unterstützt von seinem sich allmählich vergrößernden Mitarbeiterstab, darunter dem Verfasser, mit aller Energie die Aufbauarbeit fort. Seinen unablässigen Bemühungen ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Schäden allmählich fast vollständig beseitigt und mit der Zeit alle Räume des oberen Stockwerkes benutzt werden konnten. Dabei leisteten neben allen Hausgenossen auch der institutseigene Tischler, das Wiederaufbaubüro der Universität und nicht zuletzt auch die Stadt selbst Hilfe, nachdem ihr die allmählichen Fortschritte des Aufbaues die Möglichkeit dazu gaben. Es war dies jene schwierige, aber schöne Pionierzeit des Wiederaufbaues, die alle zu einer festen Gemeinschaft verschmolz und in der sich die Mannschaft freute, wenn es jemand gelang, ein Stück Ofenrohr oder ein paar Nägel zu erbeuten.

Abgesehen von den Vorlesungen, die im Hörsaal des Botanischen Institutes stattfanden, spielte sich der gesamte Institutsbetrieb in den oberen Räumen des Museums ab: Kurse, Praktika, Seminare, Doktorarbeiten und der Geschäftsverkehr liefen mit der Zeit reibungslos. Von ganz besonderem Wert für den Unterrichtsbetrieb war es natürlich, die im Museum vorhandenen Lehrmittel zur Verfügung zu haben, so daß mit der Zeit ein fast normaler Unterrichtsbetrieb möglich wurde. So hatte sich die „Interessengemeinschaft“ für beide Teile auf das beste bewährt. In Würdigung seiner Verdienste für die Wiederinstandsetzung des Museums übertrug die Stadt im Jahre 1947 Prof. Koehler die wissenschaftliche Leitung des Museums, während Dr. Koether weiter die Geschäfte führte.

Die Arbeiten im Museum beschränkten sich damals notwendigerweise zuerst auf die zahlreichen Reparaturen am Mobiliar und auf die Wiederherstellung beschädigter Sammlungsgegenstände. Dank der Unterstützung durch den Tischler und den Präparator des Zoologischen Instituts — das Museum besaß damals keinen eigenen Präparator — konnten diese Schäden verhältnismäßig schnell beseitigt sowie auch Neueingänge fachgemäß verarbeitet und aufgestellt werden. Schon ab 1948 war es möglich, einige Sonderausstellungen zu zeigen, die in gemeinsamer Arbeit entstanden.

Als Pfingsten 1950 das Zoologische Institut endlich wieder in den neuentstandenen Bau in der Katharinenstraße 20 einziehen konnte, blieb die enge Bindung zum Museum bestehen. Prof. Koehler ließ es sich angelegen sein, die Wiederaufbauarbeit mit Rat und Tat zu fördern, und das Institut, das ja 1944 seine gesamte Lehrsammlung verloren hatte und eine eigene neue erst wieder aufbauen mußte, konnte weiterhin notwendiges Unterrichtsmaterial aus dem Museum entnehmen. Umgekehrt war es aber dem Museum nun in zunehmendem Maße möglich, aus der rasch wachsenden Lehrsammlung des Institutes für seine zahlreichen Wechselausstellungen Material zu entleihen.

Noch enger gestalteten sich die Beziehungen besonders auf persönlichem Gebiet, als im Oktober 1954 der Verfasser als wissenschaftlicher Assistent von der Stadt am Museum angestellt wurde. Als Schüler Prof. Koehlers und dessen langjähriger Assistent, der seinem Lehrer in so vielfacher Hinsicht wertvolle

Hilfe und Anregung verdankt, und als Dozent an der Universität wird es für ihn eine selbstverständliche Pflicht sein, auch in der Zukunft in enger Verbindung mit dem Zoologischen Institut zusammenzuarbeiten. Die Stadt berief Prof. Koehler 1957 in den Sammlungsausschuß und brachte damit zum Ausdruck, daß seine große Erfahrung und seine tatkräftige Mithilfe für das Museum von besonderem Wert sind.

Die Lehrsammlungen des Zoologischen Institutes und die Schausammlungen des Naturkundemuseums, die im einzelnen verschiedenen Zielen dienen, ergänzen sich in vielerlei Hinsicht zum gegenseitigen Nutzen. Es ist dies nur ein kleines, aber man darf wohl sagen typisches Beispiel dafür, wie sich die Universität und die Stadt in ihren kulturellen Aufgaben ergänzen. Die Geschichte ihrer Beziehungen in den beiden letzten Menschenaltern hat das zur Genüge bewiesen.

Der Verfasser hat für liebenswürdige persönliche Auskünfte und für das Überlassen von Unterlagen herzlich zu danken vor allem Herrn Museumsdirektor i. R. Prof. Dr. W. Noack, Herrn Prof. Dr. Otto Koehler, Direktor des Zoologischen Institutes, dem Verleger Herrn Jan Thorbecke, der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät, der Verwaltung der Städtischen Sammlungen und zahlreichen anderen städtischen Dienststellen.

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Universität

Von F r a n z K e m p f

Neben den persönlichen und gesellschaftlichen Bindungen zwischen der Stadt Freiburg und der Universität bestanden von jeher auch wirtschaftliche Beziehungen. Die Hohe Schule war in ihren Finanzen zunächst auf die Stadt angewiesen. Ihr besonderes Gepräge bestand darin, daß sie als Selbstverwaltungskörper ihre eigene Verfassung hatte und mit Dotationen ausgestattet war, die es ihr ermöglichen sollten, als Pflegestätte der Wissenschaft und Lehrtätigkeit zu wirken und sich zu entfalten. Aber die wirtschaftliche Fundierung, ohne die eine so bedeutsame Kultureinrichtung nicht existieren kann, war in der Frühzeit ihres Bestehens kaum ausreichend und auch in der Folgezeit bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts keineswegs gesichert. Erst in den letzten 100 Jahren hat sich die wirtschaftliche Lage der Hochschule geändert. Bis dahin aber teilte sie mit ihrer älteren Schwester, der Stadt Freiburg, die Schicksale der vergangenen Jahrhunderte. So erwuchs aus den wirtschaftlichen Gegebenheiten zwischen Stadt und Universität eine Notgemeinschaft, die sich über die Zeitläufte hinweg bewährte und auch dann noch fortbestand, als die finanzielle Notlage bereits beseitigt schien. Und wieder erwies sie sich als beständiges Bindeglied beider Körperschaften, als im und nach dem zweiten Weltkrieg durch umfangreiche Zerstörungen erneute Erschwernisse eingetreten waren. Wie die ökonomischen Verhältnisse zwischen der Stadt Freiburg und ihrer jüngeren Schwester, der Hohen Schule, zur Zeit ihrer Gründung und in jüngster Zeit sich gestaltet haben, soll in kurzen Zügen dargestellt werden.

★

Die Stiftungsurkunde enthält eine genaue Beschreibung der Dotation, die in der Hauptsache in Kirchengut bestand. Die Stiftung bedurfte der Genehmigung des kirchlichen Oberhauptes, und Papst Kalixt III. bezeichnete die Stadt Freiburg, „in quo aeris viget temperies, victualium ubertas ceterarumque rerum ad usum vitae humanae pertinentium copia reperitur“, als Sitz der Universität für besonders geeignet und beauftragte den Bischof von Konstanz, in dessen Bistum Freiburg und alle zur Dotation bestimmten Güter gelegen waren, die erforderlichen Maßnahmen zur Einrichtung, Einsetzung und Anordnung auctoritate Pontificia zu treffen. Zur Dotation gehörten das Pfarrrektorat über die Münsterpfarre und verschiedene auswärtige Pfarreien. Die Einkünfte waren meist Zehnten und Bodenzinsen. Da die Einnahmen der Universität aus den Dotationsgütern anfangs gering waren, reichten die Mittel nicht aus, um die Lehrer zu besolden. Und dabei waren die Gehaltsansprüche wirklich sehr bescheiden. Bei der Eröffnung zählte die Schule nur sieben Lehrer; das Gehalt eines Lehrers betrug jährlich zwischen 20 und 30 rheinischen Gul-

den; nur dem ersten Rektor vermachte der Gründer in Anerkennung seiner verdienstvollen Mitwirkung bei der Errichtung der Universität auf Lebenszeit ein Gehalt von jährlich 70 Gulden. Außer den geringen Honoraren für die Vorlesungen wurden in der Urkunde über die Rechte und Freiheiten der Hohen Schule (Albertina) den Lehrern noch andere Begünstigungen eingeräumt; die Bestimmung darüber lautete: „Auch wollen wir, daß alle Meister ... an ihrer Person und auch an allen ihren Gütern, sei es Tuch, Wein, Korn, Fleisch, Fisch oder anderes, so ihnen zugehört oder dessen sie bedürfen, aller Schatzung, Ungelds, Zolls, Steuer, Tributs oder anderer Beschwerden zu ewigen Zeiten ganz frei und ledig sein sollen.“ Ein Teil der Professoren war verpflichtet, in Kollegien und Bursen als Aufsichtspersonen zu wohnen; andere, die im Besitze eigener Häuser waren, durften Schüler bei sich aufnehmen und konnten auf solche Weise ihr Einkommen erhöhen.

Die Besoldungen der Lehrer bestanden teils in Geld, teils in „Competenzen“, das sind Naturalleistungen in Wein und Früchten. Die Schüler waren in Bursen untergebracht; sie erhielten dort Unterkunft und Verpflegung.

Bei der Eröffnung der Schule besaß die Universität kein eigenes Haus. Die Stadt Freiburg überließ der Artistenfakultät, wie zu jener Zeit die Philosophische Fakultät bezeichnet wurde, den Dechaneihof. In diesem Gebäude wurden alle Vorlesungen gehalten, mit Ausnahme der Kollegien der Theologischen Fakultät, deren Auditorium zunächst im Franziskaner-, später im Dominikanerkloster untergebracht war. Der Dechaneihof war in der Satteltgasse, der späteren Bertoldstraße, gelegen. Das daran angrenzende Haus „Zum Pfauen“ wurde der Artistenfakultät von der Stadt kostenlos überlassen und darin die erste Burse der Universität eingerichtet; sie erhielt die Bezeichnung „Bursa ad Pavonem“ oder Pfauenburse. Später wurden in der gleichen Straße das Haus „Zum Adler“ sowie das Haus des Hug von Krotzingen erworben und darin die zweite Burse, die „Adlerburse“, errichtet. Die Pfauenburse erfuhr durch das angrenzende und angekaufte Haus „Zum Löwenberg“ eine Erweiterung.

Der bauliche Zustand der erworbenen Häuser war teilweise sehr schlecht; die Bursen mußten wegen Einsturzgefahr verlassen werden. Bis zu ihrem Wiederaufbau wurde das Predigerkloster zu Wohnungen für die Schüler benützt. Erst 120 Jahre nach ihrer Gründung hatte die Universität mit der Vollendung der Umbauten am Rathausplatz ihr einheitlich geschlossenes Besitztum, in dem sich neben den Wohnungen für die Bursales und einem gemeinschaftlichen Studien- und Speisesaal die Hörsäle der Artisten, der Juristen und der Mediziner, ferner der Sitzungssaal für den Senat, die Verwaltungsräume, der Karzer, die Wohnung des Pedells, des Hausdieners sowie im oberen Stockwerk die Wohnzimmer für die Lehrer untergebracht waren. Die Kosten für den Neubau wurden in der Hauptsache durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Im Jahre 1620 gingen die Gebäude an der Bertoldstraße an die Jesuiten über. Sie verstanden es, trotz der nicht gerade günstigen Vermögenslage, zur Abrundung des Universitätsbereichs weitere Grundstücke zu erwerben. Rund 150 Jahre später, als der Jesuitenorden aufgehoben wurde (1773), übernahm die vorderösterreichische Regierung das Kollegiumsgebäude einschließlich der Kirche. Als Meistbietende (46 000 Gulden) erhielt die Stadt den Zuschlag. Aber nach längeren Verhandlungen kam eine Einigung zustande, wonach der Universität das Jesuitenkollegium gegen den von der Stadt angebotenen Kaufschilling überlassen wird. Die Universität verpflichtete sich, jährlich 1840 Gul-



Ältestes Universitätssiegel



Rektoratssiegel



Juristische Fakultät 1686
(Jezl), Konstanz



Medizinische Fakultät 1524



Philosophische Fakultät 1462



Philosophische Fakultät 1650

Aus: Friedrich Schaub, Die Siegel der Universität Freiburg im Breisgau und ihrer Fakultäten (Joseph Sauer zum 60. Geburtstag zugeeignet). Freiburg, Herder, 1952, Abb. 1, 2, 8, 9, 10 und 15

den an das Kammeralzahlamt abzuführen, „bis der vorländische Jesuitenfond eine anderweitige Bedeckung erhalten habe“. Im Jahre 1777 erfolgte ein Verzicht auf weitere Zahlungen und durch eine Entschließung Maria Theresias ging das ehemalige Jesuitenkolleg sozusagen unentgeltlich in den Besitz der Universität über.

Mit dem fortschreitenden Ausbau der verschiedenen Lehrdisziplinen mußte auch die Hochschule in der Erweiterung ihrer Einrichtungen Schritt halten. Nacheinander wurden von den Fakultäten besondere Institute errichtet und der Botanische Garten angelegt. Auch an diesen Erweiterungen und Ausbauten war die Stadt durch Abgabe von Gelände, Tausch von Grundstücken, Ausbau der Straßen usw. erheblich beteiligt.

*

Es würde zu weit führen, in einem so eng begrenzten Rahmen, wie er unserer Darstellung gesetzt ist, alle historischen Einzelheiten hier aufzuzeigen. Die Gegenwart selbst bietet eine Überfülle von Stoff, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Universität und der Stadt klarzustellen, und auch dabei müssen wir uns auf die Andeutung einiger weniger Gesichtspunkte beschränken.

War in früheren Zeiten das Wirken der Hohen Schule auf eine provinzielle Betätigung begrenzt, eben auf den das Bistum Konstanz umschließenden Gebietsteil, so hat sich das inzwischen grundlegend gewandelt. Zunächst ist die Studentenfrequenz von Jahr zu Jahr ständig heraufgegangen und überschreitet in den Sommersemestern bereits die Zahl von 6000. Nach dem Immatrikulationsverzeichnis des vergangenen Wintersemesters zählte die Hochschule 5758 Studierende, darunter 1236 oder nur wenig mehr als ein Fünftel aus dem engeren Heimatbezirk Baden, 3105 oder rund 54 % aus den übrigen Ländern der Bundesrepublik (einschließlich Berlin und Saargebiet), ferner etwa 1100 aus den abgetrennten Gebieten des Ostens und 308 aus dem Ausland. Erfahrungsgemäß ist der Ausländerbesuch unserer Universität in den Sommermonaten erheblich stärker als in der kälteren Jahreszeit. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß vor 60 Jahren (Wintersemester 1896/97) rund 1000 Studierende immatrikuliert waren und jetzt die sechsfache Frequenz vorliegt, so gibt das einen deutlichen Hinweis dafür, wie in der Zwischenzeit auch die wirtschaftliche Entfaltung des gesamten Universitätskörpers fortgeschritten sein mußte. Nur einige wenige Vergleichszahlen sollen die Entwicklung zwischen den Wintersemestern 1905/06 und 1956/57 kennzeichnen:

	Wintersemester	
	1905/06	1956/57
Studierende zusammen	1641	5758
davon Badener	653	1236
Angehörige anderer deutscher Staaten	870	4214
Angehörige sonstiger europäischer Staaten	98	83
Angehörige außereuropäischer Staaten*	20	225

Mit der Mehrung der Studierenden überhaupt erhöhte sich auch der Ausländeranteil um das Dreifache, jedoch der aus nichteuropäischen Ländern kommenden um das Elffache. Man kann feststellen, daß Vertreter aus allen Ländern und Erdteilen an der hiesigen Universität ihr Rüstzeug für ihren späteren Beruf erwerben, und nach Fakultäten geordnet stehen unter ihnen die Medi-

* Einschließlich England und skandinavische Länder.

ziner (139) an erster, die Philologen (100) an zweiter, die Chemiker und Volkswirte (je 12) an nächster Stelle; aber auch Juristen (10), Theologen (9), Physiker (7) und alle anderen Wissenschaftszweige sind von den Auslandsstudenten besetzt. Der Ruf der Freiburger Universität in der ganzen Welt ist daher Verpflichtung für ihre Besetzung mit Lehrerstellen und für den Ausbau der Einrichtungen geworden.

Nach dem Staatshaushaltsplan 1957 dozieren in den verschiedenen Fakultäten 81 ordentliche und 27 außerordentliche Professoren. Außerdem sind 195 beamtete Hilfskräfte als Dozenten, Oberassistenten, wissenschaftliche Assistenten, Prosektoren, Lektoren, Bibliotheksassessoren usw. (ohne die in den Kliniken beschäftigten Oberärzte, Assistenzärzte usw.) tätig. Hinzu kommen die nichtbeamteten Kräfte im wissenschaftlichen Dienst (45), im Bibliotheksdienst (11) usw. Einschließlich der Verwaltung umfaßt der Personalstand der Universität (ohne die Klinischen Universitätsanstalten) 886 Kräfte, darunter 108 beamtete Hochschullehrer, 165 Bibliotheks- und Verwaltungsbeamte, 195 beamtete Hilfskräfte (Dozenten und wissenschaftliche Assistenten), ferner 289 Angestellte und 129 Arbeiter. Der Personalaufwand hierfür ist im Haushalt für 1957 mit 8,2 Millionen DM veranschlagt. Mit wenigen Ausnahmen handelt es sich dabei um Erwerbspersonen, die mit den Familienangehörigen in Freiburg wohnen und hier ihren Unterhalt verbrauchen. Für die Bewirtschaftung von Grundstücken und Diensträumen entsteht ein Sachaufwand von rund 700 000 DM, wobei die Verbrauchsmittel für Heizung, Beleuchtung, Kraftstrom und Reinigungsmittel ebenfalls der Freiburger Wirtschaft zufließen. Hinzu kommen allgemeine Ausgaben, die für den Lehr- und Forschungsbetrieb (rund 1 Million DM) und zur Förderung der Studierenden in Form von Beihilfen, Darlehen und für das Studentenwerk verwendet werden. Der laufende persönliche und sächliche Finanzbedarf der Universität beträgt in diesem Rechnungsjahr rund 10,8 Millionen DM. Als einmalige Ausgaben zur Ausstattung der Institute, zum Ausbau der Bibliothek, der Rektorats- und Verwaltungsräume u. a. sind 1,2 Millionen DM vorgesehen. Rund 2 Millionen DM vereinnahmt die Universität an Gebühren, Miet- und Pachtzinsen. So ergibt sich haushaltsmäßig ein Zuschußbedarf von rund 10 Millionen DM, die zum größten Teil für Arbeitsleistungen und Lieferungen den verschiedenen Zweigen der Freiburger Geschäftswelt zugutekommen.

Würde man die Freiburger Betriebe (ohne Bundesbahn und Bundespost) nach der Anzahl der beschäftigten Personen ordnen, dann stünden die Klinischen Universitätsanstalten an zweiter Stelle. Nahezu 2300 Oberärzte, wissenschaftliche Assistenten, Hilfsärzte, Krankenpfleger, Ordensschwestern, DRK-Schwwestern, freie Schwestern im Pflege- und Wartedienst, Beamte, Angestellte und Arbeiter im Verwaltungs- und technischen Dienst, im Küchen- und Reinigungsdienst, in Laboratorien, Apotheken und sonstigen unentbehrlichen Einrichtungen arbeiten hier in elf Kliniken, für die ein jährlicher Personalaufwand von 10,5 Millionen DM erwächst. In diesen elf klinischen Anstalten sind zur Zeit 2220 Betten bei einer durchschnittlichen Tagesbelegung von 1890 vorhanden. Um eine Vorstellung von der ungeheuren Arbeitsleistung in diesem „Großbetrieb“ zu gewinnen, darf zunächst einiges Zahlenmaterial aus der Verpflegungsabrechnung des am 1. April 1957 abgelaufenen Rechnungsjahres gebracht werden. Bei einem Krankenstand von 632 541 Personen waren ebensoviel Tagesverpflegungen zu verabreichen, darunter 373 263 Vollkost- und 259 278 Diätkostsätze, denen noch 68 161 Tbc-Zulagen zuzurechnen sind. Außer-

dem ist ein Teil des ständigen Personals zu beköstigen, an das insgesamt 365 616 Tagesverpflegungen, dazu 52 310 Mittagessen, 102 Abendessen und 19 367 Nachtzulagen auszugeben waren. Allein für die Beköstigung der Kranken und des Personals ist ein Aufwand von annähernd 2,6 Millionen DM entstanden. Die zur Beköstigung erforderlichen Lebensmittel werden fast ausnahmslos von Freiburger Geschäften bezogen und die Lieferungen auf zahlreiche Bäckereien, Metzgereien und sonstige Firmen der Lebensmittelbranche gestreut. Aus dem vorliegenden Verbrauchsnachweis für das am 31. März 1956 abgelaufene Rechnungsjahr gewinnt man ein anschauliches Bild darüber, welche Mengen allein für die Beköstigung so vieler Menschen benötigt werden. Wir greifen aus dem umfangreichen Nachweis nur einige wenige Lebensmittel heraus und geben außer dem Jahresbedarf auch die auf einen Kalendertag errechnete Menge an.

Ware	Jahr	Tag	Ware	Jahr	Tag
Brot (kg)	181 161	500	Butter (kg)	38 376	105
Brötchen (St.)	478 934	1 312	Eier (St.)	827 930	2 268
Fleisch (kg)	107 213	294	Nährmittel (kg)	24 192	66
Obst- und Gemüse-			Wurst und Rauch-		
konserven (kg)	73 868	202	fleisch (kg)	54 389	149
Kartoffeln (Ztr.)	6 343	17	Obst und Beeren (kg)	134 473	368
Vollmilch (Ltr.)	517 613	1 418	Gemüse (kg)	196 279	537

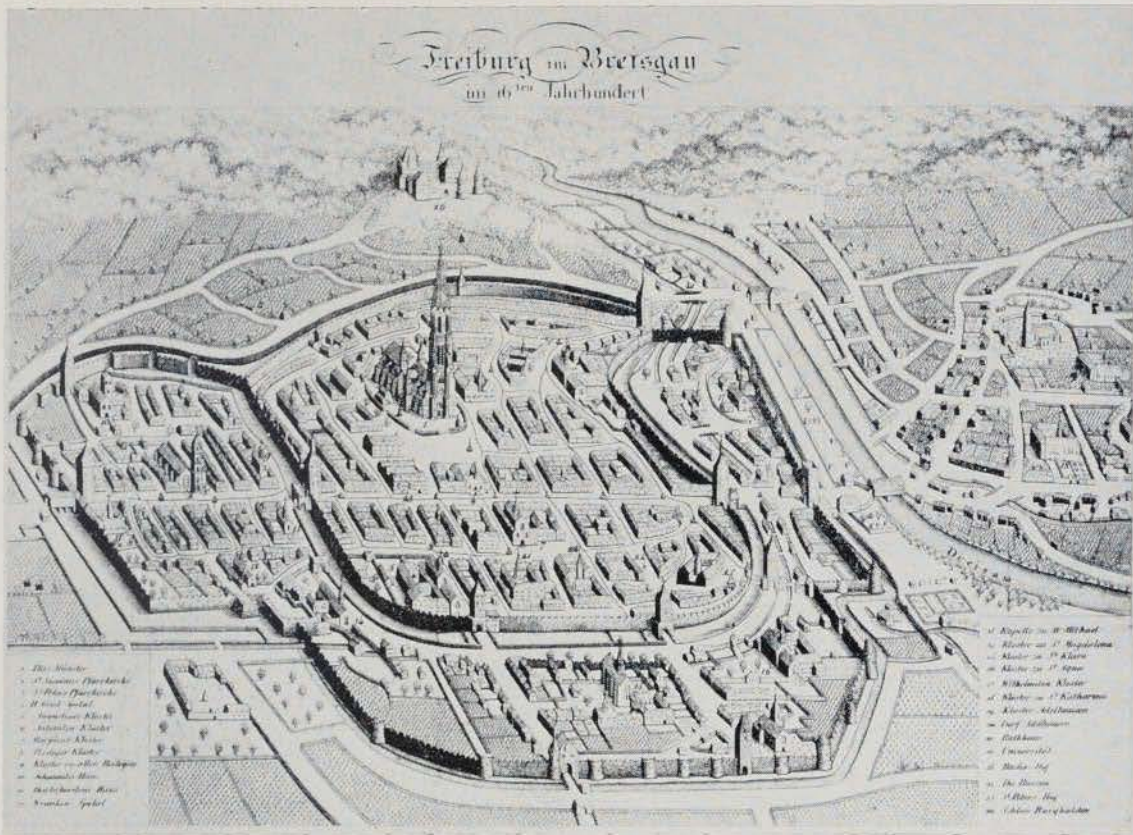
Ebenso wie die Lebensmittel werden auch fast alle anderen Gebrauchsgüter am Platze eingekauft und dafür erhebliche Mittel der Freiburger Wirtschaft zugeführt. Im abgelaufenen Rechnungsjahr wurden verausgabt für

ärztliche Instrumente und Apparate	378 275 DM
Röntgenapparate und -bedarf	574 355 DM
Verbandstoffe	114 452 DM
Apotheke	958 263 DM
Laboratorien	391 836 DM

Die Reinigung der Wäsche erfolgt in der klinikeigenen Zentralwäscherei mit einer Waschleistung von rund 900 000 kg, die Beheizung der Klinikneubauten durch das Klinikheizwerk in der Hartmannstraße. Dem Fernheizwerk sind außer der Hautklinik, Psychiatrischen und Nervenklinik noch 24 andere Anstalten und Institute angeschlossen. Der Brennstoffbedarf beläuft sich auf rund 9000 t Kohlen, die von Freiburger Kohlenfirmen bezogen werden. Hinzu kommt der Brennstoffverbrauch der alten Kliniken.

Die Stadt Freiburg selbst beliefert die Kliniken mit Gas, Wasser und Strom. Der Stromverbrauch beträgt jährlich rund 2,5 Millionen kWh, der Gasverbrauch rund 150 000 cbm. Für Wasserzins, Gas- und Stromaufwand sind annähernd 400 000 DM erforderlich. Die Klinik zählt damit zu den Großabnehmern der städtischen Werke.

Allein die kostenmäßige Aufrechnung der Personal- und Sachbedürfnisse, wie sie oben für die Universität und die Klinischen Anstalten in knapper Form umschrieben wurde, gibt noch kein vollständiges Bild darüber, was der Wirtschaft aus der Wirksamkeit dieser Einrichtungen zukommt. Gewiß leiten sich daraus sehr vielseitige und in ihrer Bedeutung oft kaum errechenbare wirtschaftliche Faktoren ab. Der Wiederaufbau zerstörter oder beschädigter In-



Freiburg im Breisgau im 16. Jahrhundert

Aus: H. Schreibers „Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau“, Band II, Freiburg, Herder, 1829

Bildarchiv des Verlages Herder, Freiburg

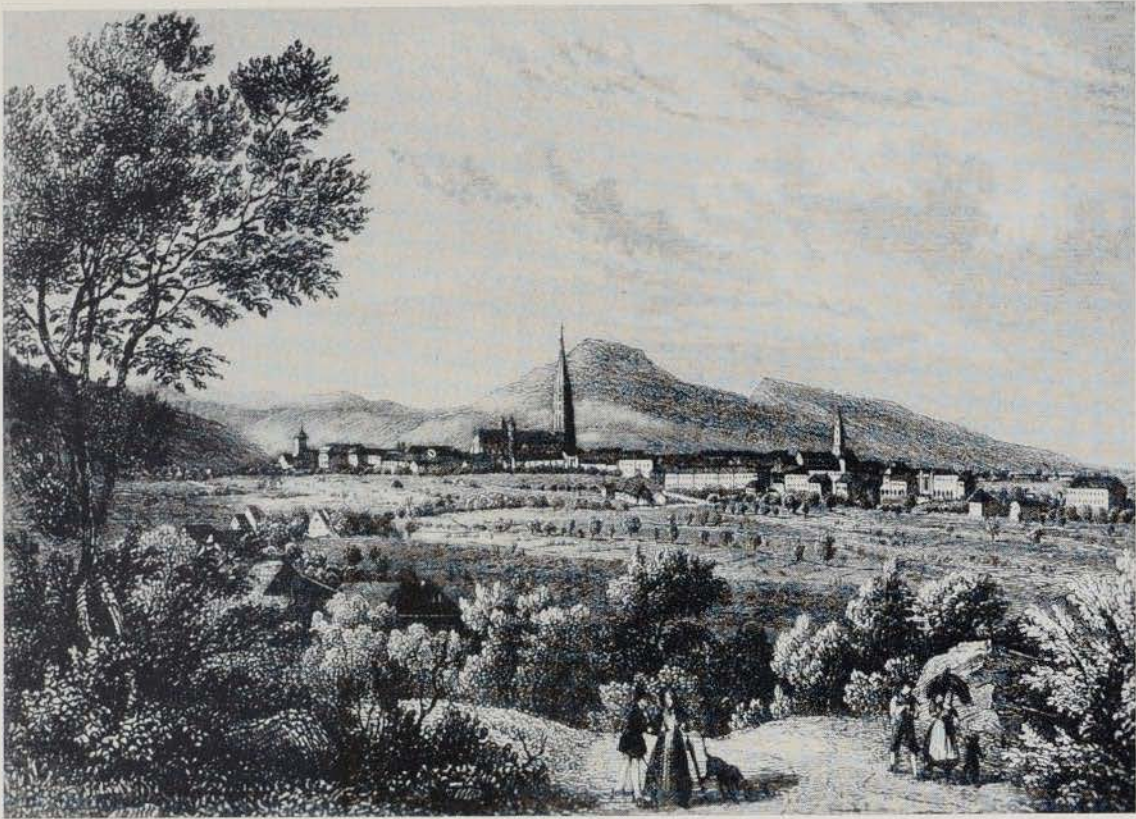
stitute, der noch in vollem Gange ist, erfordert Jahr um Jahr weitere finanzielle Zuschüsse. Die Erweiterung des Klinikums, der Neubau des Kollegiengebäudes und vieles andere geben der Bauwirtschaft Arbeit auf weite Sicht und der Stadtverwaltung erweiterte Aufgaben für ihre Planung und Gestaltung des Stadtbildes; hier arbeiten die Behörden der beiden Schwestern, der Stadt und der Hohen Schule, aufs engste miteinander. Es wären auch nächstliegende Dinge nicht zu vergessen, wie zum Beispiel die Sorge um die Unterbringung der Studenten, die bei dem herrschenden Wohnraummangel und der steigenden Frequenz der Studierenden zu neuen Lösungen zwingt. Hier zeigen sich Wechselbeziehungen zwischen Wohnbautätigkeit und studentische Wohnversorgung, die auch auf die Unterbringung der akademischen Lehrkräfte mit ihren Familien übergreift, wobei der Stadtverwaltung und der Bürgerschaft sehr daran gelegen ist, die Unterbringung innerhalb der Freiburger Gemarung zu sichern. Solche und ähnliche Probleme lassen sich nicht ohne verwal tungsmäßiges und finanzielles Zusammenwirken beider Körperschaften klären und lösen.

*

Mit der Auflösung der Klöster am Anfang vorigen Jahrhunderts erhielt die Hohe Schule vom Landesherrn, der das Rektorat übernommen hatte, „zur Belebung des Unterrichts in der Naturlehre und Naturgeschichte“ das Naturalien- und physikalische Kabinett von St. Blasien, ferner mit Rücksicht auf den damals sehr dürftigen Zustand der in Freiburg bestehenden Privatdruckereien als

ein „subsidiium litterarium“ die Buchdruckerei zu St. Blasien nebst zugehörigen Buchdrucker- und Buchbindergerätschaften. „Zum Nutzen der Universität für desto leichtere Begründung einer Buchhandlung und Buchdruckerei“ wurde ihr das Verlagsrecht des Anzeigeblatts für die ganze oberrheinische Provinz verliehen. Dieses Verlagsrecht wurde zusammen mit dem Druckereirecht und den Gerätschaften verpachtet zunächst für 700 Gulden, dann für 900 Gulden jährlich. Obwohl der Staat für den See- und Donaukreis im Jahre 1818 ein neues Anzeigeblatt gründete und das Freiburger Verlagsrecht auf den Dreisam- und Wiesenkreis beschränkte, stieg der Ertrag sehr rasch und erbrachte für Verlag und Druckerei bis 1828 jährlich 2000 Gulden und dann bis 1858 3000 Gulden. 1840 übernahm dann der Staat das Verlagsrecht und zahlte als Entschädigung an die Universität jährlich über 2400 Gulden. Es liegt nahe, daß die Hochschule schon frühzeitig darum bemüht war, in Freiburg stets einen tüchtigen Buchdrucker zu haben, der in der Lage war, die gelehrten Schriften ihrer Professoren zu drucken und für ihre Verbreitung zu sorgen. In seiner Untersuchung über „Die Entwicklung des Buchdrucks in Baden“ hat der frühere Direktor der Universitätsbibliothek, Professor Dr. J. Rest, eine fast lückenlose Aufzählung der hier ansässigen Buchdrucker gegeben, aus der hervorgeht, daß schon im 15. Jahrhundert, in welchem Johannes Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, der erste Freiburger Druck, nämlich die Bonaventuraausgabe, erschienen ist und der erste Freiburger Drucker Kilian Fischer nachgewiesen werden kann. Allerdings scheint die Freiburger Hochschule nicht immer Glück in der Wahl der Drucker gehabt zu haben; meist wechselten sie nach kurzer Zeit ihren Wohnsitz und verkauften die Druckerei. 1750 läßt sich als Inhaber der Universitätsdruckerei Kerker Mayer nachweisen. Der Name dürfte wohl zu klären sein durch die Lage im Universitätsgebäude und die Inanspruchnahme der Druckerei durch die Professoren der Hohen Schule. Diese Druckerei wurde 1829 von den Herren Groos aus Heidelberg erworben, die den Schriftsetzer H. M. Poppen mitbrachten, der die Leitung des Betriebes übernehmen sollte. 1846 konnte P o p p e n die Druckerei erwerben, da ihm der bisherige Inhaber Groos unter den zahlungsfähigen Bewerbern den Vorzug gab, wie es in der Familiengeschichte heißt, „sein alter Poppen nicht nur in all der Zeit zum Nutzen, sondern auch zur Ehre des Geschäftes gearbeitet hatte ... Professoren und Bürger suchten seine Gesellschaft und alle lobten und ehrten ihn“. Die Suche nach neuen Unterbringungsräumen war im Jahre 1880 erfolgreich. Man fand in der Grünwälderstraße im Hause „Zum Pfirsichbaum“ den geeigneten Platz, denn „das zerfallene Hintergebäude in der Universität war keine Arbeitsstätte mehr für unseren Vater, der von Zeit zu Zeit von fürchterlichen Rheumaschmerzen heimgesucht war“. So zog die seit langer Zeit in der Universität untergebrachte Druckerei aus und nahm die Bezeichnung „U n i v e r s i t ä t s d r u c k e r e i“ mit sich, den sie über die Firmennamen H. M. Poppen & Sohn, seit 1917 Poppen & Ortman, heute noch führt.

Mit der Entfaltung der Hochschule und ihrer Institute hat das graphische Gewerbe in Freiburg einen immer breiteren Raum in der örtlichen Wirtschaft eingenommen; es gehört heute zu den Wirtschaftszweigen, die an der Anzahl der Betriebe und der beschäftigten Personen gemessen zu den größten in der Stadt Freiburg zählen. Leider sind den Bomben des Weltkrieges nicht nur Wohnungen und öffentliche Gebäude, sondern auch zahlreiche Betriebe, darunter Verlage und Druckereien mit ihren Archiven zum Opfer gefallen. Ein genauer Nachweis über die direkte und indirekte Verbindung zwischen der



Freiburg im Breisgau, Ansicht der Stadt von Herdern aus

Aus: H. Schreibers „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen“, Freiburg, Herder, 1858
Bildarchiv des Verlages Herder, Freiburg

Universität und dem heimischen Gewerbe ist daher nur recht lückenhaft. So sind bei Verlag und Buchdruckerei R o m b a c h & C o. GmbH. die Studentenzeitung, häufig auch das Vorlesungsverzeichnis, sodann die Matrikel der Hochschule, zahlreiche Dissertationen, Freiburger Universitätsreden, Publikationen des Instituts für Caritaswissenschaft und der Universitätsbibliothek herausgebracht worden.

Der Universität war nicht nur an der Herstellung von Druckerzeugnissen, sondern auch an deren Verbreitung sehr viel gelegen. Darum wurde es als dringendes Bedürfnis empfunden, neben der privilegierten städtischen Buchhandlung eine akademische „Universitätsbuchhandlung“ zu gründen. Auf Empfehlung des Universitätskurators v. Ittner erhielt der bis dahin in Meersburg weilende fürstbischöfliche Hofbuchhändler und Hofdrucker B a r t h o l o m ä H e r d e r im Jahre 1808 von der Badischen Regierung die Erlaubnis zur Übersiedlung nach Freiburg als „Akademischer Buchhändler“ mit dem besonderen Auftrag, für die verlegerischen Bedürfnisse der Hochschule zu sorgen. Er begann die Erfüllung dieses Auftrages mit der Auflegung einer für die damalige Zeit ungewöhnlich reichen Auswahl von 75 meist wissenschaftlichen Zeitschriften und dazu der jeweils neuesten eingetroffenen Bücher zur Ansicht in den von ihm der Lesegesellschaft „Museum“ zur Verfügung gestellten Räumen. Als Verleger trat Herder in lebhaftere Beziehungen zu den führenden Persönlichkeiten an der Universität, besonders zu den Professoren der Theologischen Fakultät, denn diese haben nicht nur wissenschaftliche Werke für die Fachwelt

geschrieben, sondern oft genug auch Schriften der Bildung und Führung für die Laienwelt veröffentlicht. Es würde den Rahmen dieser kurzen Darstellung weit überspannen, wollten wir auch nur die wichtigsten Werke Freiburger Professoren aus diesem Verlag hier anführen; wir können uns nur auf Andeutungen beschränken. Mit besonderer Liebe wurde das Gebiet der Geschichte gepflegt, und Herder verlegte die zweibändige „Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1810“ aus der Feder des Staatsrechtslehrers Joh. Anton Mertens und die berühmte Weltgeschichte in neun Bänden von Karl v. Rotteck. Hierher gehört auch Heinrich Schreibers „Urkundenbuch der Stadt Freiburg“ und vom gleichen Autor „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen“. Daneben erschienen in den zwanziger bis vierziger Jahren auch einige medizinische und naturwissenschaftliche Werke von Professoren der Freiburger Universität. Der Geograph Professor J. E. Woerl wurde der Leiter der damals viel beachteten Herder-Atlanten.

Nach Bartholomä Herders Heimgang übernahm sein Sohn, Benjamin Herder, die Leitung des Verlages; er verlegte den von Hirscher verfaßten „Katechismus“ und neben weiteren Schriften als bedeutsamstes Werk das in zwölf Bänden erschienene „Kirchenlexikon“, das den Ruf des Verlages begründete und Herder mit den führenden Theologen in ganz Deutschland in Verbindung brachte. Im Ausgang der achtziger Jahre und um die Mitte des letzten Jahrzehnts im vergangenen Jahrhundert war auf dem Gebiete der christlichen Kunst F. X. Kraus mit seiner „Real-Enzyklopädie der christlichen Altertümer“ (zwei Bände) und seiner „Geschichte der christlichen Kunst“ (vier Bände) führend. Unter Hermann Herder wurde die Lexikographie systematisch ausgebaut und eigene Redaktionen für das „Konversationslexikon“ und das „Staatslexikon“ der Görresgesellschaft eingerichtet, denen das „Lexikon der Pädagogik“ und das „Lexikon für Theologie und Kirche“ folgten. Immer mehr weitete sich der Kreis der Veröffentlichungen namhafter Autoren, deren Werke von Herder verlegt und überall in der Welt verbreitet wurden; kein Wissensgebiet ist davon ausgenommen. 1920, beim 800jährigen Jubiläum der Stadt Freiburg, ehrte die Philosophische Fakultät die wissenschaftliche Arbeit des Verlages durch die Verleihung des Dokortitels h. c. an den Geheimen Kommerzienrat Hermann Herder. Auch diesem Verlagshaus hat der Krieg tiefe Wunden geschlagen. Universität und Verlag Herder mußten daher ihre Arbeit nach Kriegsende aus Trümmern wieder aufnehmen. Trotz der vielfachen technischen und materiellen Beschränkungen nach dem Kriege war ein enger Kontakt zwischen Verlagsleitung und den Rektoren der Hochschule hergestellt, um (im Zweigverlag K. Alber) die sehr beachtlichen „Freiburger Universitätsreden“ und andere Vorträge und Schriften zu veröffentlichen. Als der Buchverkehr mit der Schweiz noch stark behindert war, druckte Herder 1947 bis 1952 die von unserem Freiburger Nobelpreisträger Professor Hermann Staudinger begründete und geleitete internationale Zeitschrift „Die makromolekulare Chemie“ im Gemeinschaftsverlag K. Alber, Freiburg, und Wepf & Co., Basel.

Die enge Zusammenarbeit zwischen Verlag und Hochschule kommt auch in den persönlichen Beziehungen beider zum Ausdruck. Dr. Theophil Herder ist als Vorsitzender des „Verbandes der Freunde der Universität Freiburg“ seit seiner Neugründung 1949 sowie als Mitglied des Kuratoriums der „Wissenschaftlichen Gesellschaft“ und des Universitätsbeirates mit der Alma mater verbunden; anlässlich des 150jährigen Verlagsjubiläums wurde ihm die Würde eines Ehrensensors verliehen.

*

Die Deutsche Rhodiaceta A G. in Freiburg fertigte in den ersten Jahren ihres Bestehens ausschließlich Fäden und Fasern aus Acetylcellulose und nahm später noch die Erzeugung von Polyvinylchloridfasern (Rhovyl) und Perlon auf, stellte jedoch diese Produktion später auf Nylon um. Seit der Herstellung ihrer Acetatprodukte hatte die Rhodiaceta enge wissenschaftliche Beziehungen zum Chemischen Institut der Universität, dessen Leiter, Professor Dr. Staudinger, gerade in jenen Jahren die Grundlagen für die makromolekulare Chemie schuf. Die Lehre von den Makromolekülen bildet unter anderem die wissenschaftliche Basis der gesamten Chemiefasern. So ergab sich frühzeitig ein lebhafter Erfahrungsaustausch zwischen den Forschungslaboratorien des Werkes und dem Institutsleiter, der sowohl die Wissenschaft wie die Technik maßgebend befruchtete. Während des Krieges wurde für die Forschung das Staatliche Institut für makromolekulare Chemie gegründet, an dessen Ausbau die Chemiefaser-Industrie ihren Teil beigetragen hat. Auch nach dem Ausscheiden Professor Dr. Staudingers aus der Institutsleitung arbeitet das Institut an den Problemen weiter, die für die Chemiefaser- und Kunststoff-Industrie ebenso wichtig sind, wie für die Erweiterung der Kenntnisse auf dem Gebiet der Eiweiß-Chemie und vieler anderer Sparten der Wissenschaft.

Das Physikalisch-Chemische Institut der Universität hat eine lange Tradition der Anwendung von Strahlen bei der Untersuchung der Struktur verschiedener Stoffe; wesentlichen Anteil hat es an der Entwicklung der Untersuchung im Ultrarotspektrum. Da auch die Chemiefäden und -fasern für solche Strukturanalysen wichtige Objekte bilden, wurden die entsprechenden Untersuchungen mit sehr interessanten Ergebnissen auf sie erstreckt. Zusammenhänge zwischen Herstellungsverfahren und Strukturänderungen sind oft von wirtschaftlicher Bedeutung, und es erweist sich, daß die Grundlagenforschung für die Produktion von erheblichem materiellen Wert sein kann.

Seit einigen Jahren befaßt sich die Wissenschaft mit Erscheinungen der statischen Elektrizität, die besonders stark bei Textilien aus bestimmten synthetischen Fäden auftreten, insbesondere bei Polyvinylfäden. Man stellte zunächst empirisch fest, daß solche Textilien Rheumatikern und Arthritikern Erleichterung ihrer subjektiven Beschwerden und anscheinend auch objektive Besserung und Heilung bringen können; eine Reihe von ausländischen Veröffentlichungen befaßte sich mit klinischen Untersuchungen. Auch in Freiburg werden Nachprüfungen in klinischen Instituten mit medizinischen Fachleuten und Spezialisten des Werkes ständig durchgeführt. Ebenso gab die gelegentlich auftauchende Behauptung, synthetische Fäden seien Ursache von mancherlei gesundheitlichen Schädigungen, immer wieder Anlaß, Rat und Klärung dort zu holen, wo man in der Lage ist, solche Behauptungen nachzuprüfen und sie auf ihren Wahrheitsgehalt zurückzuführen. Gerade die Produktion von Chemiefasern und -fäden, wie sie in der Rhodiaceta, dem größten industriellen Betrieb unserer Stadt, hergestellt werden, liefert ein Beispiel dafür, wie eng die wirtschaftlich-wissenschaftlichen Beziehungen im technischen Zeitalter gediehen sind. Bedenkt man noch, daß es sich bei den Erzeugnissen dieses Werkes um Güter handelt, deren Absatz sich nicht etwa auf einen eng begrenzten Markt beschränkt, sondern als Rohstoffe für Webereien und Wirkereien, als bereits verarbeitete Kleidung oder als sogenannte technische Artikel in nahezu alle Erdteile versandt werden, so ergibt sich, daß die Beziehungen zwischen Universität und Wirtschaft nicht mehr lokale, sondern globale Bedeutung haben. Aus dem ständigen Kontakt zwischen den Chemikern und Ingenieuren des

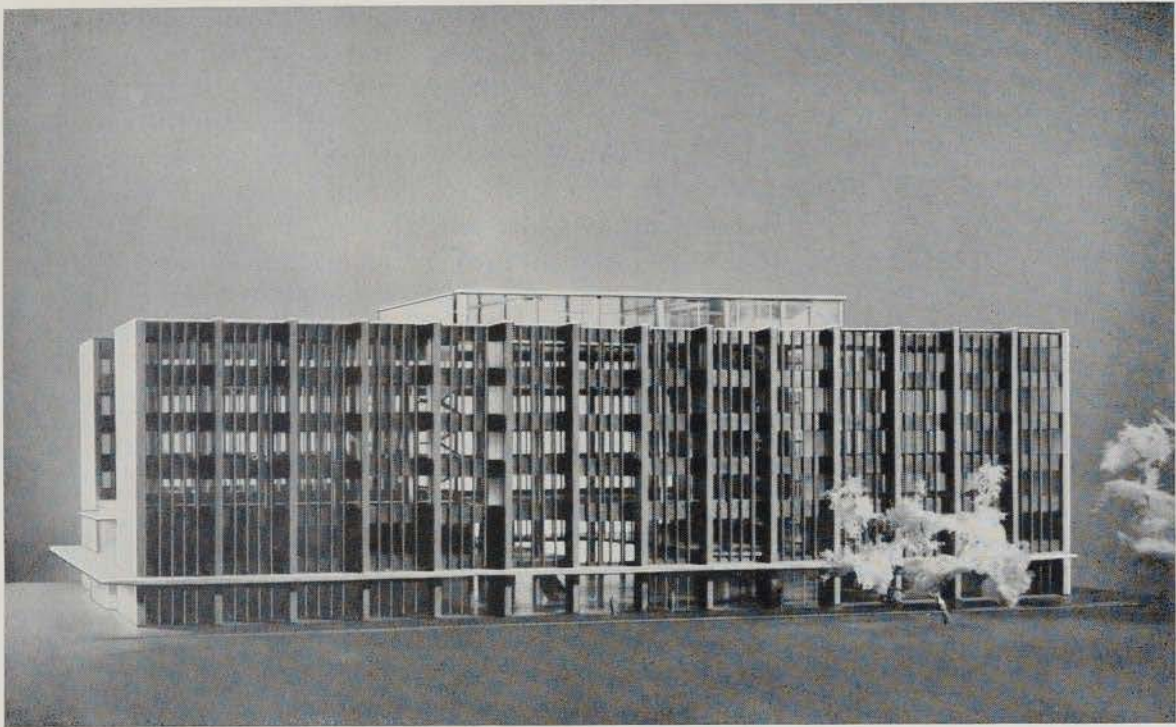
Werkes mit den Forschern in den Instituten kommen die wertvollen Anregungen, die in den Laboratorien der Industrie fortwirken.

*

Die ärztliche und fachärztliche Praxis ist heute ohne Verwendung von speziellen Apparaten und Instrumenten kaum denkbar. Als die Firma *Fritz Hellige* vor etwa fünfzig Jahren mit der Herstellung medizinischer Apparate und Hilfsmittel auf industrieller Grundlage begann, hat sie gewiß nicht ohne Grund Freiburg zum Sitz ihres Unternehmens gewählt, da eine Fabrik für wissenschaftliche Apparate kaum existieren kann, wenn sie nicht bemüht ist, neben der Verbindung zu ihren Kunden auch Kontakt mit einer Stätte der Forschung und Lehre zu gewinnen und dauernd zu erhalten. Die Verbindung mit namhaften Gelehrten der Universität führte in einer Reihe von Fällen zu einer recht fruchtbringenden Zusammenarbeit. So konnten in den Jahren 1910 bis 1925 die Überlegungen der Professoren *Autenrieth* und *Königsberger* auf dem Gebiet der Kolorimetrie durch *Hellige* in Form des Universal-Kolorimeters mit seinen Standardfarbkeilen realisiert werden, so daß dieses Hilfsmittel für das ärztliche Laboratorium weitesten Fachkreisen zugänglich wurde, wo es sich wegen seiner Einfachheit auch heute noch, trotz der Existenz eleganterer und genauerer Methoden, durchaus anhaltender Beliebtheit erfreut. Rückblickend sind ferner zwei von Professor *H. Rein* entwickelte und von *Hellige* gebaute Geräte zu nennen, nämlich der Gaswechselschreiber zur Atemgasanalyse und die Thermostromuhr zur Messung der Durchblutung uneröffneter Blutgefäße. Gemeinsamer Arbeit entstammten das Agglutinoskop und der Chronaxie-Apparat nach Professor *Ph. Keller*. Ferner fertigte *Hellige* das von Professor *C. V. Schulz* angegebene Osmometer zur Molekulargewichtsbestimmung makromolekularer Stoffe. Im Werk entwickelte Instrumente fanden Verwendung bei wissenschaftlichen Untersuchungen; es seien zum Beispiel erwähnt das *Hellige-Potentiometer*, das für pH-Messung der Haut (*Marchionini*) oder der Komparator, der zur pH-Messung von Nährböden (*Remy*) benutzt wurde. Heute besteht besonders enger Kontakt zwischen den Kliniken und der Firma *Hellige* bei der Betreuung von Registriergeräten für Elektrokardiographie und allgemeine Kreislaufuntersuchungen sowie bei Entwicklung und Erprobung von Verfahren und Geräten, die sich auf Blutuntersuchungen beziehen. Die Ergebnisse der Zusammenarbeit auf den beiden erwähnten Gebieten haben gelegentlich ihren Niederschlag in gemeinsamen Veröffentlichungen gefunden (zum Beispiel *Reindell, Klepzig* und *Schaeder*: Untersuchungen über die praktische Brauchbarkeit von Ekg-Direktschreibern; *Kleine, Matthes* und *Müller*: Untersuchungen über die Trübungsreaktion nach *Hoigné* zum Nachweis einer Allergensensibilisierung). Das neuerdings von *Hellige* entwickelte Spektro-Hämometer zur Bestimmung des Hämoglobin-Gehaltes im Blut stellt die industrielle Anwendung des Prüfverfahrens dar, das von der in Freiburg ansässigen Hämometer-Prüfstelle der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin als exakte Testmethode zur Hämometerprüfung gebraucht wird.

*

Mit der Entwicklung der serienmäßigen Herstellung elektromedizinischer Geräte befaßt sich die Firma *Fritz Hüttinger*, die sich aus kleinsten Anfängen zu einer der bekanntesten und angesehensten Spezialfabriken, insbesondere auf dem Gebiet der Herstellung von Ultrakurzwellen-, Hoch-



Neubau des Kollegiengebäudes

Entwurf: Prof. Dr. Otto Ernst Schweizer, Karlsruhe

Photo: Pillat, Freiburg i. Br.

Aus der Jubiläumsschrift „Die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 1457—1957“:
Rösiger, Der Wiederaufbau seit 1945. Hans Ferdinand Schulz, Freiburg 1957.

frequenz-, Chirurgie- und Mikrowellen-Therapie-Geräten entfaltet hat. Dabei stützt sich das Werk auf die Verbindung mit dem Radiologischen Institut der Universität und seinem Mitarbeiter Professor Kurt Philipp. Die erstmalige Entwicklung eines neuen Mikrowellen-Therapie-Gerätes in Deutschland erfolgte in enger Zusammenarbeit mit der Chirurgischen Universitätsklinik. Aus neuerer Zeit stammt eine Elektrophorese-Anlage der Firma Hüttinger, die zusammen mit der Medizinischen Universitätsklinik von Professor Heilmeyer und dessen Mitarbeiter Dr. Clotten entwickelt wurde. Seit 1945 hat das Werk die Fabrikation von Industrie-Hochfrequenz-Generatoren für induktive und kapazitive Erwärmung von Werkstoffen sowie zum dielektrischen Verschweißen von Kunststoff-Folien aufgenommen. Diese Generatoren haben sich bei der einschlägigen Industrie denselben guten Ruf erworben, den die elektromedizinischen Apparate schon seit vielen Jahren auf dem internationalen Markt haben. Neben einer eigenen, modern eingerichteten Werkzeugmacherei und elektromechanischen Werkstatt verfügt das Unternehmen unter anderem über eine eigene Glasbläserei zur Herstellung von Generatorröhren, eine Bakelitpresserei, eine Vulkanisiererei sowie über eine galvanische und feinmechanische Abteilung.

*

Auf die Herstellung von Unterwassermassage-Anlagen hat sich die hiesige Firma Fritz Trautwein GmbH. spezialisiert und vor 25 Jahren die ersten einfachen Wandapparate für Wasserstrahlmassage in der Badewanne herausgebracht. Diese Apparate arbeiteten noch mit dem Wasserleitungsdruck.

Ihr Betrieb war naturgemäß sehr unwirtschaftlich. In Zusammenarbeit mit den Universitätskliniken wurde das erste Pumpenmodell entwickelt, das zwar vom Leitungsdruck unabhängig machte, aber den hohen Verbrauch von Warmwasser nicht verhindern konnte. Spätere Modelle in Form von tragbaren Apparaten ermöglichten die Luftzugabe, um den Massagestrahl zu variieren; auch das fahrbare Modell (1931), das eine wirksame Unterwassermassage-Behandlung gestattete, krankte an zu hohen Betriebskosten. 1935 gelang es dem Ingenieur Fritz Trautwein, das Wasserumwälzungsverfahren für die Unterwassermassage einzuführen. Dabei wird die Wanne, in die der Patient gebettet ist, nur einmal mit Warmwasser gefüllt. Dieses Wannenwasser wird dann zur Behandlung mit dem Pumpenaggregat angesaugt, auf den gewünschten Druck gebracht und durch den Massagestrahl unter Wasser auf den Körper des Patienten aufgestrahlt, so daß ein ständiger Kreislauf entsteht. Durch Beimengung von Heiß- und Kaltwasser zum Umlaufwasser können die Strahltemperatur wie der Druck des Massagestrahls reguliert werden. Die Möglichkeit gleichzeitiger Luft-, Kohlensäure- oder Sauerstoffbeimengung zum Massagestrahl steigerten die Anwendungsmöglichkeiten des Subaqua-Systems. Diese Subaqua-Duschmassage-Anlagen gingen seit 1939 in fast alle deutschen Universitäts- und sonstigen großen Kliniken, Krankenhäuser, Sanatorien, Industrie-Gesundheitszentren und Sportinstitute. Unter laufender Zusammenarbeit mit den Kliniken wurden die ersten Anlagen weiterentwickelt und in ihren Anwendungsmöglichkeiten vermehrt. So kamen die Subaqua-Saugmassage sowie der Sprudelrost, der die Abgabe von Luftsprudel-, Kohlensäure- und Sauerstoff-, Kalt- und Warmwassersprudelbädern sowie Schaumbädern ermöglichte, hinzu. Eine weitere Verbesserung bildet der Thermostat, der die automatische Bedienung der Temperiergabel gestattet. Eine wichtige neue Richtung ist das technisch moderne Subaqua-Elektrobad, das die wahlweise Applikation von galvano-faradischem Strom erlaubt. Die jüngste Entwicklung betrifft eine geräuschlos arbeitende Spezialturbinenpumpe, die dazu dient, durch große Wassermengen mit niedrigen Drucken hohe Applikationswerte zu erzeugen und damit eine wirksame Massage zu ermöglichen. Die vielseitige Anwendungsmöglichkeit der Subaqua-Duschanlage hat ihr nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt eine große Verbreitung gesichert.

*

Als der Instrumentenmacher Ferdinand Ludwig Fischer im Jahre 1866 sein Geschäft in Freiburg gründete, befand sich die Operationstechnik an den deutschen Kliniken und Krankenhäusern gerade in dem Stadium entscheidender Wandlungen, die zu neuen Methoden operativer Eingriffe auf verschiedenen Gebieten führte und die Verwendung neuartiger Instrumente notwendig machte. Professor Kußmaul gab die Anregung für die von Fischer hergestellte Magenpumpe, die noch heute verwendet wird. In Zusammenarbeit mit Professor Hegar wurden verschiedene gynäkologische Instrumente konstruiert. In den folgenden Jahrzehnten konnte Professor Axenfeld die operative Behandlung in der Augenheilkunde vervollkommen, wozu das Haus Fischer verschiedenartige gebogene Löffel anfertigte. Professor Killian verbesserte die bereits von Kußmaul entwickelte Broncho- und Ösophagoskopie und fertigte mit Fischer einen einfacheren Bronchoskop zur Beobachtung und Behandlung der Luftröhre und der Bronchien, ferner einen Ösophagoskop zur Beobachtung und Behandlung der Speiseröhre. Professor Brünings verfeinerte die von Killian eingeführten Instrumente. Mit den jeweiligen Direktoren der

Chirurgischen Klinik (Lexer, Rehn) wurden Operationsgeräte zur Knochenchirurgie und zur Transplantation entwickelt. Zu erwähnen sind ferner auch die von Professor Zöllner erdachten Geräte zur Beseitigung der Schwerhörigkeit und das von Professor Riechert entwickelte Gerät zu stereotaktischen Hirnoperationen, mit welchem die genaue Lage eines Tumors festgestellt werden kann. Im vergangenen Jahr baute das Haus Fischer auf Anweisung der Medizinischen Klinik eine künstliche Niere, welche die Funktion der natürlichen Niere für mehrere Stunden übernehmen kann. Die aus der Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern der hiesigen Kliniken entstandenen Geräte und Instrumente des Hauses Fischer finden heute überall Anwendung.

*

Wir haben hier an einigen Beispielen darlegen wollen, welche wirtschaftlichen Ausstrahlungen von der Universität, deren Kliniken und Instituten ausgehen. Die erwähnten Firmen haben uns dazu die Unterlagen zur Verfügung gestellt. Die Darstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sowohl in Freiburg wie anderwärts stehen zahlreiche ungenannte Geschäftshäuser mit den wissenschaftlichen Einrichtungen und den Forschern der Hochschule in ständiger Verbindung. Sie alle helfen mit, das Ansehen der Hochschule und der Freiburger Wirtschaft in aller Welt zu verbreiten.

Der Einfluß der Universität auf den Freiburger Fremdenverkehr

Von Philipp Ernst

Freiburg, weltoffene Stadt

Im Leben der Stadt Freiburg i. Br. machen sich seit alters her die Beziehungen zum Draußen auf mannigfache Art geltend: die vielhundertjährigen Handelsbeziehungen zum Schwarzwald, zum Schwabenland, zur Schweiz, zu Italien und andern Ländern, einst auch — durch das Freiburger Silber — zu den sehr bedeutungsvollen Märkten der Champagne und, in allernächster Nähe, zu den großen Weinbaugebieten des Markgräflerlands und des Kaiserstuhls.

Doch auch geistige Wechselbeziehungen verbanden Freiburg schon frühzeitig mit nah und fern, wie es sich ja bei einer Stadt denken läßt, deren Bürgerschaft sich ein so stolzes, hochragendes Münster erschuf, die einen Bernhard von Clairvaux (zur Kreuzzugspredigt) und einen Albertus Magnus beherbergte, durch ihre Klöster und durch die Entdeckung des Franziskanermönchs Berthold Schwarz von sich reden machte und die im darauffolgenden Jahrhundert ihr Ansehen durch die von Albrecht VI. gegründete Universität noch ganz besonders steigerte.

So zogen durch die Tore der Stadt nicht nur Kaufleute mit güterbeladenen Wagen, Bauern, Mönche, hohe Herren und zuweilen Komödianten, sondern allmählich auch für die neue Hochschule gewonnene Gelehrte und in ihrem Gefolge blutjunge Scholaren ein, und sie waren dem friedlichen Freiburg gewiß ebenso willkommen, wie ihm die bunt zusammengewürfelten Kriegstruppen, die im Wechsel der Zeiten so oft brandschatzend hier einfielen, verhaft waren.

Freiburg hatte immer seinen Gelehrten zu danken

In der blumigen Sprache der Gründungsurkunde unserer Universität wird der Wunsch ausgesprochen, die Hochschule möge ein Brunnen des Lebens sein, „aus welchem erleuchtendes Wasser voll köstlicher und heilsamer Weisheit geschöpft werden soll, um damit das verderbliche Feuer menschlicher Unvernunft zu löschen“.

Gleich im Eröffnungsjahr waren es etwas mehr als 200 Studenten, die — im Durchschnittsalter von 14 bis 16 Jahren stehend — in den Genuß dieses Vorrechts zu kommen wünschten. Wenn sich deren Zahl lange Zeiten hindurch auch nicht sonderlich mehrte, darf uns doch die „geringe“ Frequenz nicht zu Rückschlüssen hinsichtlich der Bedeutung der Universität verleiten: diese zeigte sich dank der Wirksamkeit hervorragender Gelehrter relativ bald

schon als so groß und weitreichend, daß sie einen Vergleich mit der Bedeutung älterer, vielgerühmter Universitäten kaum zu scheuen brauchte.

Einflußreiche Dozenten wie Matthäus Hummel (der erste Rektor), Johannes Eck, Geiler von Kaysersberg, Thomas Murner, H. L. Glarean und jener Geograph Konrad Waldseemüller (der als erster das Wort „Amerika“ auf den Erdatlas einzeichnete), auch große Humanisten wie Reuchlin, Wimpfeling und der Rechtslehrer Ulrich Zasius trugen viel dazu bei, daß zugleich mit ihren Namen auch der Name der Schwarzwaldstadt Freiburg häufiger und mit zunehmender Achtung in der damaligen Kulturwelt genannt wurde.

Gedenkt man der Gelehrten, die vornehmlich den Ruf unserer Stadt als eines „Kulturzentrums am Oberrhein“ schufen und immer mehr festigten, muß besonders auch der von Basel hierher übergesiedelte Erasmus von Rotterdam erwähnt werden. Von 1529 bis 1539 wohnte er zunächst in der Franziskanergasse, dann im eigenen Haus in der Schiffstraße, wo er „einen ganzen Hofstaat von Schülern“ um sich sammelte und von hier einen so weit ausgedehnten Briefwechsel mit den bedeutendsten Zeitgenossen unterhielt, daß dieser nahezu als „die erste große Nachrichtenagentur“ bezeichnet werden darf (R. Newald).

Freiburg, auch durch diesen weltbekannten Humanisten in den Mittelpunkt geistiger Interessen gerückt, besitzt übrigens heute noch in der Universitätsbibliothek mit 537 Exemplaren mehr Erasmusdrucke aus dem 16. Jahrhundert als jede andere deutsche Bibliothek.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich die starke Anziehungskraft der großen Gelehrtennamen auf die Zahl der Freiburg Besuchenden ausgewirkt hat, auf jeden Fall war der Stadt durch die wissenschaftlichen Korrespondenzen und Druckwerke in vielen Ländern allmählich zu einer „Publizität“ verholfen, die gewissermaßen grundlegend wirken und dazu beitragen konnte, daß in diesen und späteren Zeiten Reisen nach Freiburg unternommen wurden.

Der Kreis erweitert sich

Was die Scholaren betrifft: zur Hauptsache entstammten sie lange Zeiten hindurch dem alemannischen Gebiet. Sie kamen aus dem Breisgau, der Schweiz, dem Sundgau (Oberelsaß) und aus Vorarlberg, aus dem Schwabenland und aus Burgund. Zuweilen waren ihrer auch im 19. Jahrhundert noch nicht allzu viele: „Keine dreihundert Studenten zählte die Universität, als sie 1857 die vierhundertste Wiederkehr ihres Gründungstags feierte“ (F. Schaub). Erst Jahrzehnte später hatte sie so ausgeholt, daß im Sommer 1885 die Immatrikulation des 1000. Studenten bekanntgegeben werden konnte, und nach der Jahrhundertwende nahm die Frequenz dann einen bemerkenswerten Aufstieg. Es waren

1904: 2000,

1911: 3000,

1929: 4000,

und zur Zeit sind es mehr als 7000 Studierende, die unserer Alberto-Ludoviciana angehören.

Und wenn es bis 1870 verhältnismäßig wenig Ausländer waren, die sich hier einschreiben ließen, befinden sich jetzt unter den Studenten und Studentinnen aus deutschen Gauen in sehr großer Anzahl auch Ausländer, darunter viele aus fremden Erdteilen. Eine für die Fremdenstadt Freiburg natürlich

ebenso erfreuliche wie ihre Hochschule ehrende Tatsache. Es versteht sich von selbst, daß diese Zunahme der Studierenden und die damit verbundene Ausweitung der Universität und ihrer Institute und Einrichtungen für die Freiburger Gesamtwirtschaft von sich ständig steigender Bedeutung wurde, daß sich mit der Vermehrung der Studenten und Dozenten auch die Einnahmen mehrten und erweiterten und daß durch die Besucher und Gäste die Alberto-Ludoviciana seit vielen Jahren eine Rolle von wesentlicher Bedeutung auch für den Fremdenverkehr spielt.

In der „zweiten Heimat“

Noch immer sind es die Lehrkräfte der Universität, neuerdings auch die zahlreichen bestergerichteten wissenschaftlichen Institute, die der Jugend so vieler Länder den Anreiz geben, hier ihre Studien zu betreiben.

Doch dies nicht allein. Die Stadt selbst wirkt attraktiv: ihrer ausnehmend schönen Lage, ihres wohltemperierten Klimas und ihrer vielen Sehenswürdigkeiten wegen, auch weil sie alle erwünschten Sport- und Wandermöglichkeiten bietet und erfahrungsgemäß in den Sommer- und Wintersemestern mit wechselreichen Veranstaltungen einen denkbar angenehmen Aufenthalt gewährt.

Im alten und erfreulich jung gebliebenen Freiburg haben sich Generationen von Studierenden im Vollgenuß ihrer akademischen Freiheit wohl und glücklich gefühlt: in den Hörsälen und den urbehaglichen Weinstuben, auf beseligenden Wanderungen durch die sommergrünen Wälder, auf ausgedehnten Skitouren im tiefeingeschneiten Schwarzwald, auf Paddelbootfahrten oder auf Exkursionen in die hochbetagten Nester der Oberrheinebene.

„Noch ist die blühende, goldene Zeit“: hier konnte dieses Lied und jeder andere lebensbejahende Kantus begriffen und in voller Herzensfröhlichkeit gesungen werden!

Kein Wunder, daß von den ehemaligen Freiburger Studenten, die mittlerweile zu „Alten Herren“ geworden sind und ihren Wirkungskreis weitab von der Breisgaustadt gefunden haben, so viele an ihren einstigen Studienplatz zurückkehren, den sie im Ablauf der Jahre nie vergessen konnten.

Wie viele es sind, läßt sich nicht mit Genauigkeit sagen (die Statistik nennt ja in keiner Sonderrubrik die Zahl der von einer Art Heimweh hergeführten „Rückwanderer“), doch die Freiburger wissen, daß „fascht jeder herzlich gern wieder retour kummt“, und zwar meist nicht allein, sondern mit „Anhang“, mit Weib und Kind, Freunden oder Bekannten.

In jeder Zeit des langen, lieben Jahres, besonders natürlich in den Ferienmonaten, tragen sie zur Mehrung der Freiburger Gästezahl bei und zugleich auch zur Erweiterung des Begriffs „Studentenstadt“.

Propagandisten

Da tauchen sie plötzlich wieder auf, die verschollen gewesenen Alten Herren, um sich zu vergewissern, ob sich das heutige Stadtbild wenigstens einigermaßen noch mit ihrem Erinnerungsbild deckt. Ob die Straßen und fröhlich engen Gäßchen, die romantischen Plätze und Winkel und Gasthäuser noch nichts von ihrer Gemütlichkeit verloren haben, ob die Bächle noch die Straßen der Altstadt begleiten, ob die Hauswirtin, die sich als Studentinmutter



Im Schutze Homers treffen sich Studenten aller Nationen

Archiv Städt. Verkehrsamt · Karl Müller

bewährte, noch lebt, und um zu erfahren, wie es diesem und jenem mittlerweile erging.

Man hat eben entscheidende Jugendjahre zwischen den Mauern der schönen und eigengearteten Stadt verbracht, hat hier vielleicht nach etlichen Semestern seinen Doktor gebaut, hat hier vom Geschick seinen redlichen Teil an Freuden und Leiden, Erfolgen und Pannen zugemessen bekommen. So manches von alledem unterm südlich blauen oder wolkenverhangenen Freiburger Himmel Erlebten ist frisch im Gedächtnis geblieben . . . „o academia“ — und hat dabei eben im Herzen den Wunsch aufkeimen lassen, zurückzukehren in die liebvertraute „zwischen Gebirge und Strom gebettete Stadt“.

Wie gut es sich hier leben läßt, hat man längst da und dort weitererzählt und ist somit unversehens zum Werber für die Schwarzwaldhauptstadt geworden. Nun sollen die mitgebrachten Angehörigen oder Freunde das Mitgeteilte bestätigt und Freiburg in gleicher Weise liebenswert finden —, daß sich diese Hoffnung nicht als trügerisch erweist, zeigt sich immer wieder; die Schönheit und Gastlichkeit der (im Baedeker mit 17 Sternchen ausgezeichneten) Stadt pflegt ja nicht wirkungslos zu bleiben. So ergibt sich erfreulicherweise oft genug, daß aus den „Mitgebrachten“ wiederum Propagandisten werden, die nach der Heimkehr in ihren Bekanntenkreisen das Lob Freiburgs verkünden und dabei vielleicht auch zu einem Besuch der Breisgaumetropole Anlaß geben.

Man weiß ja, daß dank der Überzeugungskraft eines aus eigener Anschauung erstatteten Berichts so mancher Zuhörer zu einer Ferienfahrt in das „gelobte Land“ ermuntert werden kann, daß die „Mundpropaganda“ den größten Anteil am Erfolg der Fremdenverkehrswerbung hat.

„O alte Burschenherrlichkeit“

Häufig besuchen die einstigen Alberto-Ludovicianer aus ganz bestimmtem Grund ihr Freiburg wieder, so beispielsweise gegen Ausgang der Sommersemester, wenn ihre Korporation das Stiftungsfest feiert. Auch dann finden sie sich meistens mit Frau und Kindern hier ein, um sie teilhaben zu lassen am freudigen Wiedersehen mit den alten Studien- und Kneipgenossen und um ihnen auf vergnüglichen Fahrten einen Begriff von der Anmut der Freiburger Umgebung und der Köstlichkeit der im „Musterlände“ gewachsenen Weine zu geben.

Diese alljährlich wiederkehrenden Feste liefern einen recht schätzbaren Beitrag zur „Belebung des eigentlichen Fremdenverkehrs“, schließlich bewährt sich die Universität auch in diesem Fall noch als Alma mater für Freiburg.

Auf direktere Art und in mitunter weit größerem Ausmaß freilich durch die hier gut eingebürgerte Einrichtung der

Wissenschaftlichen Kongresse

und Kolloquien, den Dokumentationen eines lebensfrisch gebliebenen und um neue Erkenntnisse sich mühenden wissenschaftlichen Geistes. Zum Gedankenaustausch über zeitgemäße, vielleicht einer Lösung nahegebrachte Probleme auf irgendeinem wissenschaftlichen Sektor, auch zur Vorführung neuester Errungenschaften, beispielsweise der chemischen oder medizinischen Industrie und Wirtschaft, treffen sich aus aller Welt Gelehrte hier, in einer Stadt, die

ihnen bisher vielleicht erst durch spezielle Leistungen ihrer Kollegen und die Namen der Freiburger Nobelpreisträger bekannt war.

Kein Zweifel, daß gerade von diesen Veranstaltungen eine (wenn auch nicht immer sofort nachweisbare) Wirkung ausgeht, die der Stadt von großem Nutzen ist.

Viel neues Gedankengut, das da im lebendigen Gespräch vermittelt, und so manches Forschungsergebnis, um das hier mit Pro und Kontra gekämpft wurde, bleibt im Gedächtnis der Teilnehmer mit dem Namen Freiburg verbunden, und ebenso auch in der wissenschaftlichen Literatur. Gut, wenn sich die Beziehungen unserer Universitätsstadt zu andern deutschen und außerdeutschen Universitätsstädten erweitern und vertiefen: durch Gegenseitigkeitsbesuche usw. kommt über diese geistige Brücke mit Sicherheit auch der Gewinn für den Fremdenverkehr.

Seit 1950 fanden in Freiburg die folgenden wissenschaftlichen Tagungen statt:

1950

September: Tagung der Vereinigung Südwestdeutscher Hals-, Nasen- und Ohrenärzte.

1951

März: Jahrestagung der Gesellschaft für angewandte Mathematik und Mechanik.

1952

Mai: Jahressitzung der wissenschaftlichen Gesellschaft.

Juni: Deutsche Gesellschaft für Pathologie, Neuropathologie, Veterinärpathologie sowie der Gesellschaft für Krebsforschung.

1953

April: Erweitertes Makromolekulares Kolloquium.

Mai: Tagung der Deutschen Glastechnischen Gesellschaft.

1954

Juni: Symposium für Nierenspezialisten.

Juli: Neurochirurgisches Symposium.

September: Tagung der Gesellschaft Deutscher Chemiker.

98. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte.

Oktober: Tagung des Akademikerinnenbundes.

1955

Januar: Tagung der Hochschulrektoren des Bundesgebietes.

Februar: Westdeutsche Delegierten-Konferenz des ASTA der Universität.

März: Tagung der Architekten der Universitäten.

April: Tagung des Verbandes Forstlicher Forschungsanstalten.

Mai: Tagung der Botanischen Gesellschaft.

September: Internationaler Hämatologen-Kongreß.

September: Tagung der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde.

September: Tagung der Görres-Gesellschaft.

Oktober: Tagung der Gynäkologen.

Oktober: Hochschulwoche der forstwissenschaftlichen Abteilung.

1956

März: Festsitzung anlässlich des 75. Geburtstages von Professor Dr. Staudinger.

April: Tagung der Physikalischen Gesellschaft.

Mai: Tagung der Deutschen Bundesgesellschaft.

Juni: Symposion für Leberkrankheiten.

Juli: Expertentagung des International Folk Music Council.

September: Internationaler Kongreß der katholischen Apotheker.

September: Deutscher Rechtshistorikertag.

Oktober: Kongreß des Berufsverbandes Deutscher Psychologen.

1957

März: Hauptversammlung der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft (Pharmazeutisches Institut Prof. Merz).

Juni: Tagung der Deutschen Pharmakologischen Gesellschaft.

Forschungs- und Heilstätten

Seit vielen Jahrzehnten gründet sich Freiburgs Ruf unter anderem auf die weltbekannte Kunst seiner Ärzte, Internisten, Chirurgen, Pathologen, Psychiater, Bakteriologen und Hygieniker, sowie auf die großartigen Arbeitserfolge einzelner Physiker, Chemiker und Biologen — von andern Disziplinen ganz zu schweigen, die, wie gleichfalls international bekannt gewordene Namen beweisen, nicht minder hervorragend vertreten sind.

Die lebensnah bleibende, in den Forschungs- und Heilstätten praktizierte Wissenschaft kommt in ununterbrochener Folge jahraus, jahrein ungezählten Tausenden zugute, auch jenen Einheimischen und Fremden beispielsweise, die den weitläufigen Komplex der Freiburger Kliniken bevölkern.

Von überallher kommen sie, im gläubigen Vertrauen auf die Erfahrung und vielvermögende Kunst eines ihnen empfohlenen Spezialisten oder, ganz allgemein, auf die hochentwickelte moderne Wissenschaft und das Geschick ihrer Vertreter.

Es ist nicht nur der beständige, breite Zustrom an auswärtigen Patienten allein, der sich in der Besucherzahl Freiburgs erheblich bemerkbar macht; auch die „Nebenflüsse“, bestehend aus Zureisenden, die ihre Krankenvisiten machen, sind von recht realer Bedeutung.

Wie so vieles andere demonstriert auch dieses Ein- und Ausfluten, dieses endlose Kommen und Gehen der Kranken und Krankenbesucher aus nah und fern, welche bedeutsame Rolle die Universität mit ihren Anstalten im Leben der Stadt Freiburg spielt.

Dazu kommt noch, daß es nicht durchweg im strengsten Sinn des Wortes „Patienten“ sind, die um Aufnahme in eine Klinik ersuchen, denn viele auswärts wohnende Frauen begeben sich auch zur Entbindung (und den Voruntersuchungen) in die Stadt. Ebenfalls in der festen Zuversicht, hier in einem der vor Sauberkeit blitzenden Klinikräume Hilfe für sich selbst und sorgfältigste Pflege des Neugeborenen nach den letzten Erkenntnissen der Wissenschaft zu erhalten.

Man weiß, daß Freiburg nicht nur über weltberühmte Kliniker verfügt, sondern auch über neu-errichtete Forschungsinstitute, die in ihrer Bauform



Die Storchfamilie auf der Freiburger Universitätsbibliothek

Aufnahme Willy Prager, Freiburg i. Br.

und äußerst zweckmäßigen, modernen Inneneinrichtung vorbildlich sind. Deshalb treffen zuweilen deutsche und ausländische Studienkommissionen hier ein, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, wie man, bei eigenen Planungen, die teilweise sehr komplizierten baulichen Probleme zu bewältigen und dabei die Forderung: „Einfachheit, übersichtliche Klarheit, Schönheit, vollkommene Brauchbarkeit“ zu erfüllen vermochte.

Gruß und Dank der Alma mater Friburgensis!

Geht von unserer Hochschule, ihren Instituten und Kapazitäten dauernd schon eine bedeutende Werbekraft zugunsten Freiburgs aus, so macht sich das Städtische Verkehrsamt diese Tatsachen gern zunutze, ihr durch eigene Propaganda noch Nachdruck zu verleihen. Seine großen Anzeigen in der in- und ausländischen Presse, unterstützt von ausführlichen Artikeln, weisen immer wieder empfehlend auf die Alma mater Friburgensis hin, die eben in ganz besonderer Weise das Bild der Stadt bestimmt, ihm sein geistiges Gepräge verleiht und zum wirtschaftlichen Wohlstand beiträgt.

Denn die Studenten, die hierher kommen, die Gelehrten, die an mehrtägigen Kongressen teilnehmen, und die zahllosen anderen, die aus irgendwelchen persönlichen Gründen oder aus wissenschaftlichem Interesse die Universitätsstadt aufsuchen, sie alle sind ja

dem Gastwirtsgewerbe als neue Gäste,
den Geschäftshäusern als neue Käufer,
den Handwerksbetrieben als neue Kunden
und so manchem Haushalt als neue Mieter

wichtig und willkommen.

Auch alle Freiburger Fremdenverkehrsinstitutionen und -interessenten haben also wohlbegründeten Anlaß, den 500. Geburtstag der Alberto-Ludoviciana in herzlicher Freude und Dankbarkeit mitzufeiern und mit der Hoffnung für ihre gedeihliche Weiterentwicklung den Wunsch zu verbinden, daß die gegenseitigen Beziehungen auch künftig stets durch ungetrübte Harmonie gekennzeichnet bleiben!

Ein keramischer Brauch im Breisgau des frühen Mittelalters¹

Von Robert Lais †

Soviele Menschen auch eine Landschaft betrachtend durchwandern mögen, jeder sieht sie anders. Es ist, wie wenn jeder eine Brille trüge, deren Gläser durch seine Beziehung zu Boden und Gestein, zum Pflanzenwuchs, zur Tierwelt und zum Menschen besonders gefärbt wären.

Die Landschaft am Oberrhein ist von einem wunderbaren Rhythmus be-seelt. Hier stehen, so wie Inseln aus dem Meer auftauchen, in der weit-gedehnten Ebene einzelne Hügel, niedere, langgestreckte Rücken und ein ansehnliches Gebirge, der Kaiserstuhl. Hinter ihnen ragt, unübersehbar in seiner Länge, die gewaltige, reich gegliederte Mauer des Schwarzwaldes auf.

In den Jahren 1938 und 1939 wurde dieses Gebiet von Männern durch-streift, deren Brillen eine ganz besondere Färbung hatten. Es ist sicher, daß die Schönheit dieser Landschaft auch sie berührt hat, aber ihre Aufgabe war es, sie für die Verteidigung im Kriegsfall zu rüsten: sie hatten den Befehl, den Westwall zu bauen. Da erschienen ihnen die Inselberge des Breisgaus, die wie Feldwachen vor die gewaltige Feste des Schwarzwaldes da und dort in die Ebene gestellt waren, als naturgeschaffene Stützpunkte, zu Beobach-tung, Deckung und Verteidigung gleichermaßen geeignet. Zwischen ihnen aber klafften überall breite Lücken, die besonders gesichert werden mußten. Wie mögen die Männer, die hier planend standen, es bedauert haben, daß der fünf Kilometer lange Wall des Tunibergs abbricht, bevor er im Norden den Kaiserstuhl erreicht, so eine breite Lücke wie ein natürliches Einfallstor frei-lassend. Dieser Lücke schenkten sie ihre besondere Aufmerksamkeit.

Was geplant worden war, sah man im Vorfrühling des Jahres 1940. Da waren Baracken für die Arbeiter gebaut, Feldbahngleise angefahren und ein Bagger aufgestellt, dessen Eimer sich bald breit und tief in den hellen Kies der Rheinebene hineinwühlten. Zwischen den Dörfern Merdingen am Tuni-berg und Ihringen am Kaiserstuhl entstand ein breiter Graben, der sich bald mit Grundwasser füllte, zur Abwehr der Kampfwagen, die noch nicht für ein amphibisches Dasein gebaut sind. Man wußte, daß sich hinter dem Graben ein Wall des ausgebagerten, unfruchtbaren Kieses anhäufen würde. Darum wurde von dieser ganzen Acker- und Wiesenfläche die oberste Erde sauber abgehoben und auf der Seite angehäuft. Mit ihr sollte später die blinkende Armut des Kieswalles bedeckt und wieder fruchtbar gemacht werden.

An einigen Stellen mußten die Männer, die den guten schwarzen Boden abzuheben hatten, mit ihren Pickeln und Schaufeln erheblich tiefer schürfen als sonst. Das hätte ihnen eigentlich schon zu denken geben müssen. Aber sie

¹ Aus dem Nachlaß von Robert Lais zum Druck gebracht durch Elisabeth Schmid.

hatten nicht einmal darauf besonders geachtet, daß in diesen Vertiefungen mit der dunklen Erde auch mürbe, gebleichte Gebeine zum Vorschein kamen.

Es war ein Glück, daß tags darauf, am 1. März 1940, Stefan Unser, der Techniker des Museums für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg, dieses Gelände abging. Auch er trägt natürlich, sozusagen von Berufs wegen, seine besondere Brille; sie ist auf alle jene unscheinbaren Dinge eingestellt, die der Boden als Hinterlassenschaft des Menschen früherer Zeit bewahrt hat, auf die schwarzen und rötlichen Scherben der Tongefäße, die glatten Feuersteine, auf helle oder bräunliche Knochen, auf Bodenverfärbungen, die sich von der Umgebung abzeichnen.

Daß die Vertiefungen, aus denen mit der dunklen Erde die Knochen herausgeschaufelt worden waren, Gräber seien, erkannte Unser natürlich gleich. In ihrer Nähe sah er noch einige andere Vierecke sich dunkel vom helleren Kies abheben. Nun wurde das ganze Gelände planmäßig untersucht. Ein junger Freiburger Archäologe, Dr. Nierhaus, mußte für jene Wochen seine Bindung an das klassische Altertum vergessen. Denn einige armselige Scherben, die in der Füllung jener Gräber gelegen hatten, lehrten, daß es sich hier um mittelalterliche Funde handeln müsse. In wochenlanger Arbeit barg er mit Stefan Unser, einigen freiwilligen Helfern und wenigen Arbeitern aus den benachbarten Dörfern die geringen Funde, einen kleinen Haufen unansehnlicher Tonscherben, ein paar Nägel und Messerklingen, eine Anzahl Tierknochen und sonstiges, was kaum der Erwähnung wert erscheint. Mit dem Fleiß und der Beharrlichkeit, die jede wissenschaftliche Arbeit nun einmal fordert, gleichviel welcher Erfolg ihr beschieden ist, vermaßen und zeichneten sie in wochenlanger Arbeit alle Verfärbungen, die sich vom Kies abhoben, die viereckigen Grundrisse armseliger kleiner Hütten und Hunderte von Pfostenlöchern, die vom vermoderten Holz dunkel gefärbt waren, bis ihnen abends die Augen brannten vom Schein der Sommersonne, den der Kies grell zurückwarf. Schließlich fügte sich alles zum Plan eines längst abgegangenen Dorfes zusammen, das hier einmal in den Gewannen „Am Breisacher Weg“ und „Spirles Hägle“ gestanden hatte. Von ihm hat bisher keine Urkunde berichtet. Denn daß es die Ödung Harthausen gewesen sei, die 200 bis 300 Meter weiter nordöstlich vermutet wird, ist nicht anzunehmen.

Die letzten Tage dieser Arbeiten waren schon vom Dröhnen der Geschütze und dem Krachen der Granaten begleitet. Vom 26. Mai an lag französisches Artilleriefeuer auf der Landstraße zwischen Breisach und Oberrimsingen. Die Arbeiten am Kampfwagengraben wurden abgebrochen und bald darauf die Dörfer der vordersten Zone von den Einwohnern geräumt. Am 4. Juni zogen lange Reihen von Wagen, auf denen bäuerlicher Hausrat aufgestapelt war, aus den Orten Gündlingen und Oberrimsingen rückwärts. Am 8. Juni endlich mußten auch die Untersuchungen auf dem abgedeckten Gelände eingestellt werden. Jetzt war das Bild der Hüttengrundrisse schon ein wenig anders geworden als in den ersten Frühlingstagen, da sie entdeckt worden waren. Überallhin hatte der Wind leichte Samen geweht. Einiges fiel auf den steinigen Boden des Kieses und war nicht aufgegangen. Innerhalb der Hütten aber sproßte es aus der fruchtbaren dunklen Erde, und sie zeichneten sich nun als begrünte Flächen vom hellen Kies wiederum ab.

Am 15. Juni überschritten unsere Soldaten den Rhein. Seitdem ist der Kampfwagengraben ein friedliches Gewässer geworden, in dem sich Wasserpflanzen angesiedelt haben und an schwülen Sommerabenden die Frösche

quarren und Unken rufen*. Die Funde der untersuchten Flächen ruhten in den Schachteln und die Grabungsberichte in den Akten des Museums für Urgeschichte in Freiburg.

Im Herbst 1941 wurden die Scherben wieder hervorgeholt. Da sah man sie durch Monate hindurch auf langen Tischen im Bibliothekszimmer des Museums für Urgeschichte ausgebreitet. Ein graubärtiger Studienrat, Herr Hammel, war damit beschäftigt, die ziemlich zahlreichen Randstücke der Gefäße nach ihren Formen zu ordnen und Verwandtes zu Gruppen zusammenzufügen. Er ist einer jener seltenen Menschen, die sich mit Dingen des hohen Mittelalters abgeben. Scherben etwas späterer Zeit hatte er bei der Ausgrabung und Untersuchung der Burg Lützelhart bei Seelbach im Schuttertal bereits ausgiebig studieren können. Nun versuchte er, in den wenigen Büchern und Schriften, die von mittelalterlicher Keramik etwas ausführlicher handeln, Rat zu holen. Das einfachste, was man verlangen kann, war nämlich von den Bewohnern des abgegangenen Dorfes bei Merdingen versäumt worden: irgendwo einen Stein in den Boden zu stecken, in den das Jahr eingemeißelt war, an dem diese Siedlung erbaut wurde. Diese Leute scheinen auch so bettelarm gewesen zu sein, daß nicht einer von ihnen eine lumpige Münze verlieren konnte, die eine Jahreszahl hätte liefern können. Aber schließlich war es ihm doch gelungen, durch den Vergleich eines halben Hunderts von Randprofilen mit ähnlichen, an anderen Orten gefundenen festzustellen, daß der abgegangene Ort dem 12. Jahrhundert angehört². Oft, wenn ich in der Bibliothek nach einem Buch suchte, erzählte er mir von seinem Forschen, seinen Meinungen und Zweifeln. Ich muß gestehen, daß es mir bis dahin die mittelalterliche Keramik gar nicht angetan hatte. Wenn ich auf einem Acker gelegentlich einen der harten, grau gebrannten Scherben aufgelesen hatte, dann hatte ich ihn oft mit den Worten „finsteres Mittelalter“ wieder fallen lassen. Als ich aber eines schönen Tages einen Scherben gezeigt bekam, von dem behauptet wurde, daß er mit Kalk gemagert sei, kam plötzlich ein Rad ins Rollen, das bis dahin stillgestanden hatte. Ich nahm den Scherben mit in mein Laboratorium, legte ihn unter das Binokularmikroskop, betupfte ihn mit einem Tropfen Salzsäure und sah, wie von allen den hellen Mineralkörnern die Kohlensäure perlte. Es hatte also mit dem Kalk seine Richtigkeit. Da aber gerade dieser Scherben nicht mehr mittelalterlich aussah, stellte ich eine Anzahl anderer auf die gleiche Probe. Sie waren nicht alle, aber doch zum guten Teil ebenfalls mit Kalk gemagert.

Wenn ich einem Hafnerlehrling sagen würde: „Du tätest gut daran, unter den Ton etwas zerklopfen Kalk zu mengen“, so würde er, falls er sich zu ausgesuchter Höflichkeit zwingen würde, mir antworten: „Diese Weisheit können Sie ruhig für sich behalten! Man kann den Ton mit allem Möglichen magern, nur nicht mit Kalk.“ Wahrscheinlicher aber ist es, daß er mit dem Zeigefinger vielsagend auf seine Stirn deuten würde.

Für den Töpfer ist Kalk im Ton dasselbe, was für den Autofahrer Wasser im Benzintank. Wenn Kalkspat oder Kalkstein auf über 900° C erhitzt wird, verwandelt er sich in gebrannten Kalk, eine kreidig weiße, poröse Masse. Befeuchtet man ein Stückchen davon mit Wasser, so bläht es sich unter Dampf-

* Nach dem Kriege ist dieser Graben wieder zugeschüttet und das Gelände eingeebnet worden.

² Der gesamte Grabungsbefund und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials wurden veröffentlicht durch F. Garscha, K. Hammel, W. Kimmig, G. Kraft †, E. Schmid: Eine Dorfanlage des frühen Mittelalters bei Merdingen (Landkreis Freiburg), in *Bad. Fundber.* 18, 1948/50, S. 157 ff.

entwicklung auf und zerfällt zu Pulver. Wird ein Gefäß oder Ziegel, dessen Ton Kalkstückchen enthält, im Brennofen über 900° erhitzt, so geschieht dasselbe: die Kalkstückchen verwandeln sich in gebrannten Kalk; nach dem Erkalten nehmen sie aus der feuchten Luft Wasser auf, dehnen sich dabei aus und zersprengen das Stück. Schon das häufige Vorkommen von Schneckenhäuschen im Lehm kann diesen unbrauchbar machen.

Wenn also ein Scherben gefunden wird, der als Magergut oder zufällige Beimengung Kalkstein oder Kalkspatstückchen enthält, so weiß man gewiß, daß er bei einer Temperatur von weniger als 900° gebrannt worden ist. Wäre er höheren Temperaturen ausgesetzt gewesen, so wäre er nach dem Brennen alsbald in Sand zerfallen. So haben die Töpfer der damaligen Zeit, indem sie dieses Mineral unter ihren Ton kneteten, uns auch gleichzeitig das Maximumthermometer in die Hand gegeben, auf dem wir ablesen können, welche Temperatur in ihren Brennöfen nicht überschritten wurde.

Einige wenige der Merdinger Scherben ließen erkennen, daß die Hitze des Ofens jene „kritische“ Temperatur nahezu oder für kurze Zeit erreichte. Da sind die Kalkspate außen von einer kreidig weißen Rinde überzogen, und nur noch ihr Kern ist klar oder durchscheinend.

Es versteht sich von selbst, daß man Kalk nur dann als Magerungsmittel benutzen kann, wenn man sicher ist, daß die Temperatur des Ofens nicht über 900° steigt. Der Töpfer der Gegenwart, der bei 900° brennen will, benutzt zur Kontrolle die Segerkegel, schlanke, dreiseitige Pyramiden, die zu schmelzen anfangen, wenn eine gewisse Temperatur überschritten wird. Er stellt mit dem Brenngut die drei Kegel 011a (880°), 010a (900°) und 09a (920°) in den Ofen. Ist die Temperatur 900° erreicht, aber nicht überschritten, so ist der Kegel 011a völlig geschmolzen, 010a umgesunken, so daß seine Spitze den Boden berührt, und 09a steht noch aufrecht da.

Es war früher, als der Töpfer auf seine Erfahrung über die Menge des Holzes, die Stärke des Zuges und die Beobachtung der Glutfarbe im Ofen angewiesen war, nicht leicht, die zulässige Temperatur einzuhalten. Darum wurde die Benutzung des Kalkes überall da vermieden, wo Quarz und quarzhaltige Gesteine (Granit, Porphyry oder Gneis) in ausreichender Menge vorhanden waren. Man findet daher Kalk als Magerungsmittel ur- und frühgeschichtlicher Scherben gar nicht häufig. Ich kenne solche vom Wittnauer Horn im aargauischen Jura. Dort bildet der Hauptrogenstein den Gipfel des Bergs, auf dem die durch eine gewaltige Steinmauer geschützte Urnenfeldersiedlung stand. Hier stecken in den dunklen Scherben auch die kleinen Kalkkugeln, aus denen jenes Gestein wie aus lauter versteinerten Fischrogen zusammengesetzt ist. Auf einem Kalkberg des badischen Oberlandes, dem Hagschutz bei Niedereggenen, durchzieht ein Kalkspatgang den Hauptrogenstein, und die jungsteinzeitlichen Scherben, die man da findet, sind mit dem zerklopften Kalkspat gemagert.

Die Merdinger Scherben enthalten keine Hauptrogensteinkörner, obwohl dieses Gestein den Tuniberg größtenteils aufbaut und gar nicht weit vom Breisacher Weg entfernt in großen Steinbrüchen gewiß seit alters gewonnen wird. Es sind vielmehr durchsichtige Kalkspatstückchen, die hier in der Masse des Tons stecken. Kalkspat findet sich in Spalten und Klüften als nachträgliche Ausfüllung in allen Kalkgebirgen, und er zerspringt überall beim Zerklopfen in die gleichen rhomboedrischen Stückchen. Ihren Ursprungsort ausfindig zu machen, ist in den meisten Fällen aussichtsloses Bemühen.

In den Merdinger Scherben sah ich oft außer dem hellen Kalk auch dunkle, das Licht spiegelnde Glimmerblättchen. Wenn man in einem quarzhaltigen Scherben Glimmer findet, ist das keineswegs aufregend. Glimmer, dazu auch Feldspat, stecken immer in den Scherben, wenn Granit und Gneis zur Gewinnung des Magergutes zertrümmert worden sind, wie das häufig geschah. Auch der Sand der Bäche, die aus dem Schwarzwald herauskommen, besteht aus diesen Mineralien, und sie finden sich in den Scherben wieder, wenn der Ton durch solchen Sand verunreinigt oder mit ihm gemagert ist.

Kalkspat und Glimmer aber kommen in keinem der Schichtgesteine, aus denen die Vorberge des Breisgaus aufgebaut sind, zusammen vor, in keinem der Kalkspatgänge, die sie durchsetzen. Allerdings wäre es möglich gewesen, daß einem von Natur glimmerhaltigen Ton Kalkspat zugesetzt worden wäre oder daß man den Ton mit einem Gemenge von Urgesteinssand und zerkleinertem Kalkspat versetzt hätte. Aber dazu stimmte die Beobachtung nicht, daß diese Scherben nur Kalkspat und Glimmer, aber keinen Quarz und Feldspat enthielten. Die Sache war und blieb reichlich verdächtig. Als ich von etwa einem Dutzend der Merdinger Scherben kleine Stückchen mit der Beißzange abgezwickelt hatte, um eine frische Bruchfläche zu erzielen, entdeckte ich in einem etwas größeren Kalkspatbröckchen ein winziges, stahlblau schimmerndes Mineralkorn. Es sah wie Magneteisen aus. Also wurde eine stählerne Stecknadel mit einem kleinen Hufeisenmagneten bestrichen und damit unter dem Mikroskop das kleine schwarze Ding herausgestochen. Vom Kalk abgelöst, blieb es an der Nadelspitze hängen. Nun war auch der Ursprungsort des Kalkspats gefunden. Es war jener einzigartige Berg inmitten des vulkanischen Kaiserstuhls, der mit steilen Flanken und gerundetem Rücken zwischen zwei Tälern aufsteigt, dessen karge Erde nichts anderes als duftende Kräuter, leuchtende Blumen und kurzes Gras hervorbringt, das einmal im Jahr geschnitten werden kann. Es ist der Badberg, an dessen Südfuß dürftige warme Quellen aus kleinen Klüften rinnen. Er ist von mehreren Steinbrüchen in grauen oder rostig braunen Wänden angeschürft. Der Badberg besteht zu meist aus Kalkstein, aber von völlig ungewohnter Art, denn er ist zusammengesetzt aus lauter bald kleinen, bald größeren Kalkspäten, die in unregelmäßiger Begrenzung aneinanderstoßen, weil sie sich gegenseitig in der freien Ausbildung ihrer Kristallflächen gehindert haben. Zwischen ihnen stecken oft in wechselnder Menge Mineralien, die in anderen Kalksteinen fehlen, vor allem dunkelbrauner und grünlicher Glimmer, blauschwarzes Magneteisen und Magnoferrit, heller Apatit, schwarzer Dysanalyt und flohbrauner Koppit. Der Kalkstein selbst und die seltsamen Mineralien, die er enthält, haben die Geologen und Mineralogen immer wieder beschäftigt, und über seine Entstehung ist viel geschrieben worden. Auf seinem sonst so unfruchtbaren Boden sind die Hypothesen in bunter Farbigkeit erblüht. Knop, der längst verstorbene Geologe an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, sah in diesem Kalk einen natürlichen Kesselstein, der auf dem Grund eines unterirdischen oder oberflächlichen Kratersees entstanden sei. Der norwegische Geologe Brögger hielt ihn für einen Karbonatit, das Erstarrungsprodukt einer völlig geschmolzenen Jurakalkscholle, Merian und Graeff waren der Wahrheit schon näher gekommen: der kristalline Kalk sei ein durch die Hitze des Magmas umgewandeltes Schichtgestein, vermutlich Hauptrogenstein, wie er bei Riegel die mächtige Felswand hinter der Brauerei bildet und im Breisgau an vielen anderen Stellen ansteht. Im Jahre 1925 hatte Dr. Zotz, der inzwischen von der Geologie

zur Urgeschichte übergetreten ist, die Vermutung ausgesprochen, er könne aus den dreistreifigen Mergeln des Oligozäns hervorgegangen sein. Sieben Jahre später hat der Freiburger Geologe Dr. H. Kiefer auf Grund eingehender Untersuchungen den noch fehlenden Beweis liefern können. Schließlich fand noch ein Freiburger Buchhändler, K. Zimmer, der das Bedürfnis hat, an freien Sonntagen seine Lungen in der Natur vom Bücherstaub zu reinigen, im Kalk des Badlochs eine versteinerte Muschel, die aller Wahrscheinlichkeit nach oligozänes Alter hat. Seitdem ist es um diesen Kalk vom Badberg ruhig geworden³.

Der Koppit, eine Verbindung des Kalziums mit dem seltenen Niob, ist bisher auf der ganzen Erde nur im Kaiserstuhl gefunden worden. Im Kalk des Badbergs stecken seine winzigen braunen, diamantglänzenden Kristalle nicht allzu selten.

Wenn es gelang, sie in den Scherben von Merdingen nachzuweisen, dann war die Kette der Beweise geschlossen. Es wäre allerdings unbillig gewesen, zu erwarten, daß die Zange bereits einen der ersten zehn Scherben gerade an der Stelle durchbeißen würde, an der ein solches Kriställchen saß. Aber wenn ein paar Hundert Scherben angeschnitten und damit eine Gesamtfläche der Beobachtung zugänglich gemacht war, die vielleicht 100 000mal so groß war wie die eines Koppitkristalls, dann konnte sich dieser der Beobachtung nicht mehr entziehen. Als 500 solcher kalkhaltiger Scherben untersucht waren, hatte ich eine ganz schöne Anzahl von Magnetitkörnern und einige Koppite beobachtet. Die Rechnung war demnach richtig gewesen.

Es hatte also im 12. Jahrhundert irgendwo in der Umgebung des Kaiserstuhls eine Töpferwerkstatt gegeben, in der es Brauch war, dem Ton zerkleinerten Kalkspat vom Badberg beizumengen.

Im Kaiserstuhl selbst hatte sie nicht gestanden. Denn einer der Hunderte von Scherben, die ich untersucht habe, enthielt ein drei Millimeter großes Rheingeröllchen. Daraus ergibt sich, daß der Ton irgendwo in der westlichen Rheinebene gewonnen worden ist; wahrscheinlich war er ein durch Verwitterung entkalkter Rheinschlick.

An einem Frühlingstag des Jahres 1942, als diese Untersuchungen bereits dem Abschluß nahe waren, brachte — man kann sagen, gerade zur rechten Zeit — Herr Ingenieur Wangart einen kreisrund abgeschliffenen und durchbohrten Scherben, offenbar einen alten Spinnwirtel. Er hatte ihn zusammen mit bandkeramischen Schuhleistenkeilen, Feuersteinsachen und Scherben am Ostabhang des Tunibergs bei Opfingen auf einem Lößacker aufgelesen, den er, wenn die umgeackerten Schollen ausgefroren und abgereget sind, regelmäßig nach urgeschichtlichen Funden absucht⁴. Der Ton des Spinnwirtels sah ganz anders aus, als der der bandkeramischen Scherben, durchaus mittelalterlich. Herr Wangart hatte dieses Stück zwar mit der Gewissenhaftigkeit, ohne die ein Ingenieur nicht denkbar ist, aufbewahrt, aber doch ganz ohne besondere Wertschätzung, genau so, wie man an einer Fundstelle steinzeitlicher Feuersteingeräte und Abfallstücke einen der honiggelben Flintsteine aufliest, die der Bauer noch vor 100 Jahren mit Stahl und Zunder zum Feuer schlagen in der Tasche trug. Zwei Monate zuvor hätte ich diesen behelfs-

³ Die neuesten Forschungsergebnisse über den Badberg erscheinen in den Erläuterungen zur Geologischen Karte des Kaiserstuhls, herausgegeben vom Geologischen Landesamt zur Tagung der Deutschen Geologischen Gesellschaft im September 1957.

⁴ A. Wangart: Eine bandkeramische Siedlung bei Opfingen (Landkr. Freiburg). Bad. Fundber. 17, 1941—47.

mäßigen Spinnwirtel mit der gleichen Kühle behandelt wie Herr Wangart. Jetzt aber legte ich ihn unters Mikroskop und betupfte ihn mit Salzsäure. Die weißen Mineralkörnchen brausten lebhaft: auch er war mit Kalkspat gemagert.

Natürlich war damit noch lange nicht gesagt, daß dieser Kalk vom Badberg war, und es konnte auch nicht bewiesen werden, wenn man das Stück nicht ganz zerkleinern wollte.

Gleichviel, dieser Wirtel feierte, nachdem er jahrhundertlang unnütz und unbemerkt im Boden gelegen hatte, jetzt eine durchaus würdige und bestimmungsgemäße Auferstehung, indem er den Anlaß gab, daß ein kurzer Anfang eines Gedankenfadens um ein gutes Stück weitergesponnen wurde.

War es nicht möglich, daß überhaupt im älteren Mittelalter hier im Breisgau wenigstens ein Teil der Gefäße mit Kalkspat vom Badberg gemagert worden war?

Ich beriet mich mit Herrn Prof. Kraft (†), welche Siedlung in Betracht kommen könnte, und er verwies mich auf die Scherben, die in karolingischen Gräbern, also des 9. Jahrhunderts, bei Hochstetten, südlich von Breisach, in den Jahren 1935 und 1938 geborgen worden waren⁵.

Ein paar Hundert mußten wieder zwischen die Backen der Beißzange wandern. Von ihnen war ein sehr erheblicher Teil ebenfalls mit Kalkspat gemagert. Oft hätte man auf die mikroskopische Betrachtung, auf die Behandlung mit der ätzenden Säure verzichten können. Das Ohr, an vielen Hunderten geschärft, gab ebenso sichere Auskunft. Wenn die Beißzange einen quarzgemagerten Scherben auseinanderknackte, dann hörte man die kleinen harten Körper leise aber deutlich knirschen, wie wenn sie gegen diese rohe Behandlung Einspruch erheben wollten. Der sanftere Kalkspat dagegen hüllte sich in Schweigen. Doch war ja auch hier zu beweisen, daß der Kalk vom Badberg stammte. Darum mußte von neuem das Mikroskop helfen. Wieder waren dunkle Glimmerblättchen häufig, das schwarze Magneteisen manchmal sichtbar, und selten nur ein braunes Koppitkriställchen.

Jetzt konnte noch einmal um ein bis zwei Jahrhunderte in die Vergangenheit zurückgegriffen werden, in jene Zeit, in der das Volk hier lebte, das als frühestes unsere Sprache sprach, die Alamannen.

Bei Mengen, auf der lößbedeckten Hügelbrücke, die das Südende des Tunibergs mit dem Schönberg verbindet, ist ein Friedhof dieser Zeit, des 6. und 7. Jahrhunderts, mit gegen 800 Gräbern größtenteils erforscht. Da sind bei den Skeletten eiserne Kurz- und Langschwerter, Lanzenspitzen, Messerklingen, silberne Gürtelschließen und Gewandspangen, Perlen aus bunten Glasflüssen und Bernstein und vieles andere gefunden worden, was man den Toten ins Grab gegeben hatte, damit sie im Jenseits bestehen könnten. Gelegentlich, nicht allzu häufig, war es auch ein schöner tönerner Krug oder ein bescheidenes Näpfchen⁶.

Die gleichmäßig schwarzen, auf der Drehscheibe geformten Henkelkrüge und die von manchmal ungeübter Hand roh geformten Töpfe waren fast alle mit Quarz gemagert. Aber ein Gefäß, aus dem Grab Nr. 333, sah schon darum verdächtig aus, weil es in seinem unteren Teil an der Oberfläche teilweise löcherig zerfressen war, genau wie viele der kalkhaltigen Merdinger Scherben, bei denen der Kalk durch das Bodenwasser herausgelöst worden war. An

⁵ Siehe Fundschau der Bad. Fundber. III, 1935—36, S. 285 ff. und Jg. 15, 1939, S. 32.

⁶ Siehe Fundschau der Bad. Fundber. 13, 1937, S. 124 ff.

einer anderen Stelle, wo die weißen Kristalle an der Oberfläche erhalten geblieben und sichtbar waren, ergab die Prüfung mit Salzsäure, daß es sich tatsächlich um Kalkspat handelte.

Wie aber konnte bewiesen werden, daß dieser Kalkspat vom Badberg stammte? Vergeblich wurde die ganze Oberfläche des Gefäßes nach einem schwarzen Magneteisenkörnchen abgesucht. Da stand nur noch ein Weg offen: aus dem Boden des Gefäßes, an einer Stelle also, an der ein entstellender Eingriff am wenigsten schadete, ein daumennagelgroßes Stück herauszubrechen, es in der Reibeschale zu grobem Pulver zu zerdrücken und darin nach einem Magneteisen- oder Koppitkristall zu fahnden. Das aber war wieder deswegen schwierig, weil der Ton fast schwarz war und sich in seinem Pulver die dunklen Körner nur schwer oder vielleicht gar nicht erkennen ließen. Zwar hätte man Magneteisenkörner mit dem Magneten herausziehen können, anderer Mineralien aber wäre man auf diese Weise doch nicht habhaft geworden. Da verfiel ich auf Bromoform. „Bromoform“, so steht im Meyer, „ist eine farblose Flüssigkeit, riecht chloroformartig, siedet bei 131°, wird als Beruhigungsmittel bei Geisteskrankheiten, Asthma und Keuchhusten benutzt“. Für mich aber war jetzt nur das eine wichtig, was im Meyer nicht steht, daß das Bromoform das spezifische Gewicht 2,86 hat. Dies bedeutet, daß in dieser schweren Flüssigkeit Mineralkörper vom spezifischen Gewicht 2,87 und mehr untersinken, solche von geringerem spezifischen Gewicht aber schwimmen. Nun haben — glücklicherweise darf man sagen — alle Mineralien, auf die es mir hier ankam, höhere spezifische Gewichte als 2,87: der Magnetit etwa 5, der Magnoferrit 4,65, der Koppit 4,5, während der Ton es nur auf 2,2, der Kalkspat nur auf 2,7 bringt. Es war also leicht möglich, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Das Pulver des Scherbens wurde in einen Scheidetrichter gegeben, der unten einen Hahn und oben einen Stöpsel hat, dann Bromoform zugegossen und kräftig geschüttelt. Als er danach ruhig in seinem Gestell stand, sah man die große Masse des dunklen Pulvers langsam in der Flüssigkeit nach oben steigen, aber auch eine Anzahl kleiner Körnchen hinabsinken. Nachdem das Bromoform sich in der Mitte geklärt hatte, wurde der Hahn geöffnet und das unterste Material in ein kleines Filter abgelassen. Mit ein wenig Äther wurde das an den Körnern haftende ölige Bromoform abgewaschen. Das ganze Laboratorium war mit dem starken süßlichen Geruch erfüllt. Das tat vielleicht ganz gut, denn es war schon etwas aufregend, zu wissen, daß ein winziges Häufchen Sandes eine wichtige Frage entscheiden würde. Unter dem Mikroskop entwirrte es sich zu einem Gemenge aus undurchsichtigen, blauschwarzen Magnetit- und Magnoferritkörnern, glänzenden braunen Koppitkriställchen, schlanken hellgrünen Apatitsäulen und anderem, was in diesem Zusammenhang unwesentlich ist. Auch dieses Gefäß war also mit Kalkspat vom Badberg gemagert, ebenso wie noch andere Scherben, die in den Gräbern Nr. 263 und 279 gefunden waren.

Daß durch 5 bis 6 Jahrhunderte hindurch eine einzige Werkstatt für die Dörfer der Umgebung dieses Geschirr hergestellt habe, ist unwahrscheinlich. Aber das ist gewiß, daß in dieser langen Zeit der Brauch, den Töpferton mit einem sonst ungewöhnlichen Mineral zu magern, nicht abgerissen ist. Damit ging aber auch zwangsläufig durch Jahrhunderte die Erhaltung einer besonderen Art des Brennens einher, die urgeschichtlich anmutende Übung, das Magergut durch künstliche Zerkleinerung bestimmt gewählter Rohstoffe zu

gewinnen, während gleichzeitig in Werkstätten anderer Gebiete entweder ein Ton verarbeitet wurde, der von Natur hinreichend mager war oder der mit natürlichem Sand gemagert wurde.

Es war jetzt möglich geworden, aus den bei Merdingen, Hochstetten und Mengen gefundenen Gefäßen oder Scherben mit aller Bestimmtheit die auszusondern, die in einer in diesem Gebiet liegenden Werkstatt hergestellt waren. Nun konnten auch noch andere Zusammenhänge aufgedeckt werden.

Als die Merdinger Scherben auf ihre Magerung untersucht wurden, stellte es sich bald heraus, daß alle Besen- oder Kammstrich oder eingetiefte Wellenlinien tragenden Gefäße ausnahmslos Kalkspat enthielten. Die mit Quarz gemagerten dagegen sind fast durchweg völlig glatt. Auch für die Scherben und Gefäße von Hochstetten und Mengen ergaben sich klare Beziehungen zwischen der Art des Tons und den Verzierungen. Natürlich ist es nicht so, daß sich gewisse Verzierungsarten nur an dem mit Kalk gemagerten Ton, andere nur auf quarzhaltigen hätten anbringen lassen. Was hier erkennbar wird, sind zwei Arten von Werkstätten: die den Wandlungen der Verzierungsweise zugänglichen fremden und die kalkverarbeitenden einheimischen, in denen an einer in alamannisch-fränkischer Zeit üblich gewordenen Verzierungsart unentwegt festgehalten wurde⁷.

Ersteigen wir die Höhe des Tunibergs bei Merdingen, so sehen wir im Westen die Türme des Breisacher Münsters über die grauen Dächer der Stadt aufragen. Sein Bild ruft uns andere romanische Bauten, Kirchen vor allem, in die Erinnerung zurück, und damit wird auch das Wissen großartiger Schöpfungen der Baukunst und Bildhauerei, der Malerei auf Kirchenwänden und Pergamenten, der Arbeiten der Elfenbeinplastik und Goldschmiedekunst lebendig. Ganz in der Nähe aber lag auch, am Fuß des Berges, in jener Zeit das kleine Dorf mit den armseligen Hütten, von dem uns nicht einmal der Name überliefert ist.

Vom Bauerntum der ganzen romanischen Zeit wissen wir so gut wie nichts. Von seinen Siedlungen haben erst ganz wenige gefunden und erforscht werden können. Was da der Boden hergegeben hat, ist mehr als dürftig: ein paar Tonscherben, wenige Eisensachen und von anderem fast nichts. Alles Holzgerät ist längst vergangen, von den Pfosten der Häuser und Zäune ist nichts als eine dunkle Verfärbung der Erde übrig geblieben. Hier ist das Mittelalter wirklich finster.

Jetzt aber wird, wie wenn der schmale Lichtkegel eines Scheinwerfers in nächtliches Dunkel leuchtet, aus dem handwerklichen Schaffen der Dörfer wenigstens einiges sichtbar.

Aus den Gräberfeldern der merowingischen Zeit wissen wir, daß neben den Arbeiten der Waffen-, Gold- und Silberschmiede, der Holzschnitzer und Drechsler, der Edelsteinschleifer und Glasmacher auch die Erzeugnisse der Hafner in Ehren bestehen konnten. Auf flinker Scheibe formten sich unter ihren Händen die Tonklumpen zu schönen Töpfen und Krügen: mit sorgfältig gelenktem Feuer gaben sie ihnen im Ofen die klingende Härte und das matte Schwarz, das von Riefen und Wellenlinien fein belebt wurde. Neben den zünftigen Meistern arbeiteten abseits der Märkte andere, weniger geschickte und geübte Hände in einer Art, die nicht anders als urgeschichtlich genannt

⁷ Einzelheiten zu den Analysen der Merdinger Scherben stehen in dem soeben erscheinenden Aufsatz von Robert Lais: Die Technik der frühmittelalterlichen Keramik eines Dorfes bei Merdingen (Landkreis Freiburg) in *Bad. Fundber.* 21, 1957.

werden darf. Hier wurden die Gefäße von Hand aus grobgemagertem Ton aufgewülstet; auf langsam laufendem Drehtisch wurde versucht, ihnen die schöne Rundung zu geben, die dem Meister, der die Scheibentechnik beherrschte, aus der formenden Hand von selbst herauswuchs. Flüchtig, und ohne daß Anfang und Ende zusammenpaßten, wurden die Riefen eingedrückt, ungleich ausladend und einander durchkreuzend die Wellenlinien gezogen. Irgendwo in der Hart, wo ein brauchbarer Lehm gewonnen werden konnte, standen die Werkstätten, in denen für den Bedarf der benachbarten Dörfer ein wohlfeiles Geschirr geformt und gebrannt wurde. Von Zeit zu Zeit machten dort schwer beladene Fuhrwerke halt, die auf holperigen Wegen aus den Steinbrüchen am Badberg im Kaiserstuhl den mürben Kalkstein heranzuführten. Zu feinerem und gröberem Sand zerkleinert, wurde er unter den Ton gemengt. Wann und wo dieser Brauch aufgekommen ist, wissen wir nicht; nur das eine ist gewiß, daß er weder von den keltischen Helvetiern, noch den römischen Söldnern und Siedlern, die vorher hier gewohnt hatten, übernommen wurde.

Mit kaum vorstellbarer Zähigkeit ist an diesem Brauch festgehalten worden. Mochten in den Werkstätten anderer Gebiete neue Formen und Verzierungen aufgekommen und wieder abgelöst worden sein, die Hafner der Hart blieben, durch fünf oder sechs Jahrhunderte hindurch, bei den Bräuchen, die sie, fast wie etwas Heiliges, von den Vätern übernommen hatten. Wie diese holten sie am Badberg den magernden Kalk, formten sie die Gefäße von Hand, gruben flüchtig eine Wellenlinie auf ihre Hälse und stellten sie in das gedrosselte oder schwelende Feuer des Ofens, damit sie die stumpfe schwarze Farbe erhielten, die damals so beliebt war. Hier wird, in der Zeit vom 6. bis zum 12. Jahrhundert, während ein erstes deutsches Reich entstand und zu zerfallen drohte und gewaltige politische und religiöse Erschütterungen über unsere Welt gingen, ein Beharren am Altüberkommenen deutlich, das nur in bäuerlichem Wesen möglich ist. Nicht nur die schwierige Hand wird sichtbar, die auch Hacke und Pflug zu führen gewohnt war, sondern ebenso der kantige Schädel des Alamannen.

Mit einigen geologischen und mineralogischen Kenntnissen, einem Mikroskop, Salzsäure und Bromoform ausgerüstet, ist es gelungen, von ganz unansehnlichen Scherben bis zu Geistigem vorzustoßen.

Freiburger Werke aus Bergkristall

Kristallschliff der Spätgotik und in den Jahrzehnten um 1600

Von Anton Legner

Über den Freiburger Bergkristallschliff des Mittelalters ist viel vermutet worden. Ob es ihn überhaupt gegeben hat, blieb bisher unbewiesen. Der Bergkristallschliff des vorderösterreichischen Freiburg um die Zeit Kaiser Rudolf II. wurde hingegen kaum erwähnt. Der 1954 vom Augustinermuseum in Freiburg aus Pariser Kunsthandel erworbene Kristallpokal (Abb. 1)¹ ist Anlaß genug, nach der Stellung des Freiburger Kristallschliffs in dieser kunstgewerblich so sehr ausgeprägten Zeit zu fragen.

Vor allem ist folgendes zu beantworten: Sind manche der von Freiburger Goldschmieden gefaßten Bergkristalle nicht gar schon älterer Herkunft, hat also unser Bergkristallpokal um 1600 lediglich eine Neufassung erhalten? Wenn der Kristall aber erst um diese Zeit in der Freiburger Schleifmühle seine Form erhielt, wie war dann deren Bedeutung, deren künstlerischer Rang und deren Stellung, deren Wirkungsbereich? Und aus welcher Tradition kommen die Freiburger Kristallschleifer?

Der Kristallpokal ist als kunstgewerbliches Gebrauchs- und Zierstück ein Ganzes. Doch es schufen ihn verschiedene Kunsthandwerker: die Steinbearbeiter und der Goldschmied. Der Goldschmied prägt sein Meisterzeichen der Fassung ein. Seit der Einführung der Beschau kommt die Beschauemarke hinzu². Der Entstehungsort der Fassung ist also gegeben. Aber der Kristall trägt keine Zeichen. Von der Fassung allein auf den Entstehungsort des Steinschliffs zu schließen, bleibt Hypothese. So muß, um Erzeugnisse der Freiburger Kristallmühlen zu erkennen, nach der Werk und Werk verbindenden Art der Steinbearbeitung — nach einem gewissen „Stil“ des Freiburger Kristallschliffs — gesucht werden.

Der Freiburger Pokal besteht nicht aus einem großen Kristall wie jene der Herkunft nach höchst problematischen mittelalterlichen Monolithgefäße³ oder wie manche der kunstvollen italienischen Gebilde des Cinquecento⁴. Gerade die Aufeinandersetzung verschieden großer und verschieden geformter Bergkristalle ist das Bezeichnende: ein flachkugeliges Fuß, ein dreiteiliger Stiel, ein großer Kelch, ein flacher Deckel und ein Knauf. Der Kristall ist

¹ Inv.-Nr. K 55/7 — Abgebildet: H. Gombert, Schätze im Augustinermuseum. — Herrn Prof. Dr. W. Noack danke ich für wesentliche Hinweise, der Direktion des Augustinermuseums für Überlassung des Karteimaterials.

² Die erste urkundliche Erwähnung des Freiburger Beschauzeichens in der Ordnung von 1524. Das erste bekannte Beschauzeichen trägt das Universitätsszepter von Freiburg, datiert 1466 (R³ Nr. 2121).

³ Die Literatur zu den abwechselnd für den Orient und Burgund, Prag und Freiburg in Anspruch genommenen Monolithgefäße vollständig verzeichnet im RDK Stichwort Bergkristall, bearbeitet von H. Wentzel. — Wentzel lokalisiert sie a. a. O. und in der Zeitschrift für Kunstgeschichte 8, 1959, S. 281 ff. im sizilisch-normannischen Kunstkreis.

⁴ Ernst Kris, Meister und Meisterwerke der Steinschneidekunst in der italienischen Renaissance, Wien 1929.



Abb. 1 Freiburg i. Br., Augustinermuseum

Photo: Verlag Karl Alber, Freiburg

ohne jede Steinschnittverzierung ornamentaler oder figürlicher Art, er ist nicht Bildträger eines profanen, mythologischen oder allegorischen Themas — wie wiederum in der italienischen Steinschneidekunst der Zeit und in den Werkstätten, die von dorthier kommen. Das Ganze ist nicht mit anspruchsvollem, artistischem Bilderschnitt geziert, sondern allein vom Material her bestimmt. Die Flächen der Kristalle sind angeschliffen. So entstehen am eigentlichen Kelch, oben bogenförmig geschlossen, zunächst senkrecht, dann in leichter Kurve auslaufende Facetten. Am Deckel sind diese Facetten radial, am Fuß rotierend angebracht. Das Werk wird als Ganzes im hohen Maße seinem Zweck gerecht: kostbarer Pokal aus geschliffenem Kristall zu sein, von vergoldeter Silberfassung gehalten und gerahmt.

Der Goldschmied vereint die Kristalle zum Pokal. Die Kristall-Halbkugel ruht in einer vom gedrehten Rundstab umschlossenen Palmettenfassung. Dieser Rundstab sitzt auf dem eigentlichen Fuß des Pokals. Er trägt ein graviertes Strichmuster und Beschlagwerk. Vom Rundstab aus umfassen den Kristall drei gebogene, rotierende Stäbe, die halbe Drehung der Kristallfacetten begleitend. Zwischen die Kristallteile des Stiels sind wiederum Fassungen gefügt, stets unterschiedlich und verschieden gebildet. Der Kristallkelch selbst ist eingefast von drei Stäben, die aus dem Volutenkorb des Stieles hervorstechen und sich hermenartig in Putti, Fruchtkörbchen auf den Köpfen tragend, verwandeln. Der Reif, in den die Stäbe münden, trägt einen gedrehten Rundstab und einen Lippenrand mit graviertem Rankenornament. Der Kristalldeckel ist abermals reich gefast, durchbohrt und durch starken Draht mit dem Kristallknauf verbunden. Auf diesen Knauf ist eine silberne Rundscheibe aufgelötet, die Wappen, Buchstaben und eine Jahreszahl trägt. Das Wappen ist das der von Schwarzburg-Rudolstadt, die Buchstaben DSFZS sind aufzulösen in: Dorothea Susanna Fräulein zu Schwarzburg, und die Jahreszahl heißt 1622. Dieser Pokal ist also 1622 in den Besitz des thüringischen Adels gekommen⁵. Die Jahreszahl beweist noch nicht, daß er erst 1622 entstanden ist. Die Beschaumarke, ein nach links gewandter Rabenkopf, besagt aber, daß er in Freiburg gefertigt worden ist. Daneben steht das Meisterzeichen B.

Feststeht also, daß die Kristalle von einem Freiburger Goldschmied zum Pokal montiert wurden, um oder vor 1622. Beachtet man die Reihe der Freiburger Beschaumarke, die im 16. Jahrhundert einen nach links und im 17. einen meist nach rechts gerichteten Rabenkopf zeigen, dann mag darin ein äußerer Hinweis (kein Beweis) für die Entstehung des Pokals vielleicht um 1600 liegen. Die Meistermarke aber wird noch öfters zu nennen sein.

Der Kristallpokal im Württembergischen Landesmuseum (Abb. 2)⁶ trägt gleichfalls die Freiburger Beschaumarke noch des 16. Jahrhunderts⁷. Die Fassung hat ein Goldschmied geschaffen, dessen Monogramm der sehr verdrückten Meistermarke nicht zu entnehmen ist⁸. Der Aufbau beider Pokale und ihre

⁵ Für Nachforschungen in Rudolstadt danke ich sehr Erl. Dr. Isolde E. Schröder. In den Inventaren der Heidecksburg ist der Pokal nicht aufgenommen. Hausinventare des 17. Jahrhunderts fassen die Gegenstände in Gruppen zusammen und lassen daher einzelnes nicht erkennen. Im Verzeichnis des Jahres 1647 findet sich „ein hoher, geschnittener Kelch“ und in einer Taxation des Silbergeschirrs von 1729 „ein geschnittener Trink-Glaß mit einem silber verguldeten Fuß“. Mit diesen Bezeichnungen ist unser Werk sicher nicht gemeint. — Beziehungen des Freifräuleins Dorothea Susanna (1587—1662), Tochter Alberts VII., Grafen von Schwarzburg, und Julianes, Gräfin von Nassau-Dillenburg, zu Freiburg sind nicht festzustellen.

⁶ R³ 2125.

⁷ R³ 2108.

⁸ Das bei R³ 2125 wiedergegebene Meisterzeichen entspricht nicht dem Erkennbaren.

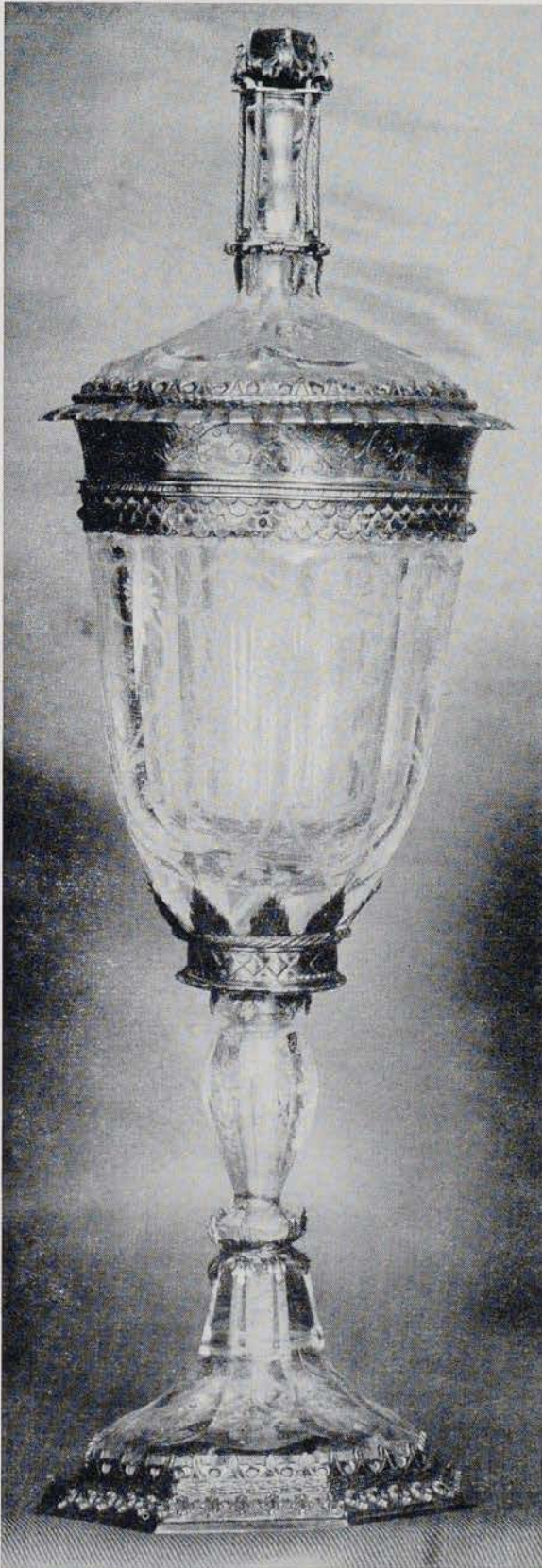


Abb. 2 Stuttgart, Württ. Landesmuseum
 Photo: Landesbildstelle Württemberg

Goldschmiedefassung stimmen überein. Verschiedene Muster wiederholen sich: jener aufrechtstehende Palmblattkranz am Kristallfuß, das Schuppenmuster am Kristallkelch und die gesamte untere Fassung des Kristalldeckels. Aber der Stuttgarter Pokal hat keine bindenden Stege an Fuß und Kelch. Die kleinen Kristalle sind durchbohrt, der große ruht im Blattkelch der Fassung. Gegenüber diesem Pokal wirkt der Freiburger gedrunken und klobig und sehr traditionell. Der Stuttgarter ist steiler, präziser, kunstreicher in den Formen, der Fuß polygonal gebrochen. Der Kristallfuß ist achtkantig, Kupa und Deckel zehnkantig. Fuß und Deckel steigen pyramidenförmig an, der Fuß setzt sich fort im balusterförmigen Schaft, der Deckel im Knauf, der Knauf ist als Sanduhr gebildet. Die Kristalle selbst wirken aber nicht durch reinen Facettenschliff, durch ihr bloßes, geschliffenes Material, sondern auch durch ihren Dekor: durch eingeschnittene Blütenzweige und Ranken. Die beiden Pokale verbinden also in ihrem „Stil“ wesentliche Gemeinsamkeiten und trennen wesentliche Unterschiede. Die stärkste Gemeinsamkeit ist die Montierung der einzelnen Kristalle zum Pokal. Der stärkste Unterschied ist nicht so sehr die veränderte Proportion⁹, ist auch nicht der Gegensatz von der runden Form zur polygonalen, sondern das Entscheidende ist: der Freiburger Pokal ist lediglich in längliche Facetten geschliffen, der Stuttgarter Bergkristall hingegen trägt eingeschnittenen Ranken- und Blumendekor. Damit hat der Kristall eine völlig andere Bedeutung: nicht allein durchsichtiges, geschliffenes Gefäß in kostbarer Fassung zu sein, sondern dazu noch Träger einer ornamentalen Zier.

⁹ Freiburger Pokal h = 25,8 — Basis-dm = 9,2 —
 Proportion 2,6:1;
 Stuttgarter Pokal h = 29,4 — Basis-dm = 8,9 —
 Proportion 3,2:1.

Um eine Reihe von Freiburger Bergkristallpokalen zu bilden, seien zwei weitere den beiden ersten vorangestellt: einmal der Dresdener Pokal, früher im Grünen Gewölbe (Abb. 5)¹⁰, dessen Fassung wieder die Freiburger Beschaumarke¹¹ und das Meisterzeichen BF trägt. Nun glauben wir, daß diese Signatur in Burkard Frauenfeld aufzulösen ist. Burkard Frauenfeld ist uns als Goldschmied in Freiburg an der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert belegt¹².

Die Verwandtschaft des Dresdener Pokals mit dem Freiburger ist evident. Ein runder, kein polygonaler Fuß, mit einfacherem, aber gleichartigem Blattkranz, ein zylindrischer Kelch, eingelassen in Schienen, die gleich dem Lippen- und Deckelrand eingravierte

¹⁰ R³ 2124 — Sponzel, Das Grüne Gewölbe I, Leipzig 1925, Tafel 6.

¹¹ R³ versteht das vermutete Beschaueichen Nr. 2107 mit einem Fragezeichen. 2107 ist das Beschaueichen um 1528, zeitlich also unvereinbar mit dem Dresdener Pokal. Festzuhalten ist der allen Beschaueichen des ganzen 16. Jahrhunderts gemeinsame, nach links gewandte Rabenkopf. Ein solcher Rabenkopf liegt vor und daher ist auch die Freiburger Beschaueichen gesichert.

¹² 1586 „Item her Burckhart Frauenfelder hat die monstrantz gemacht, ist fur das silber und macherlon III lb II 1/2 fl (Münsterrechnungen 1586).

1600 „Item Herr Burckhardo Frauenfelder zalt fur den becher, so die herren pfleger mir verehrt . . . 25 lb 7 fl 6 & (Münsterrechnungen 1600).

Vom gleichen Goldschmied stammt möglicherweise ein Ciborium in der Münsterschatzkammer von 1609 (Mittelalterl. Goldschmiedekunst am Oberrhein, Freiburg 1948, Nr. 112).



Abb. 5 Dresden, Grünes Gewölbe

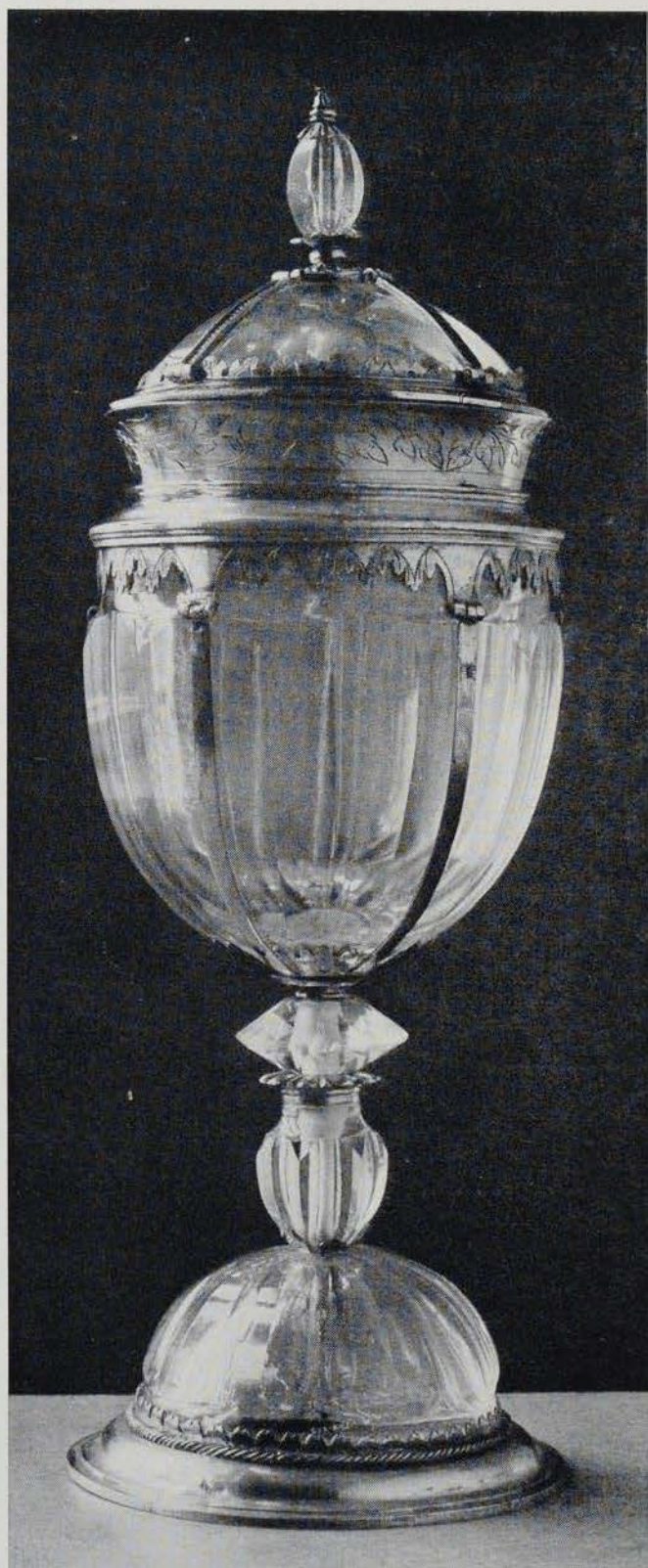


Abb. 4 München, Bayerisches Nationalmuseum
Photo: Bayerisches Nationalmuseum

Mauresken tragen. Die Schienen gabeln sich in der Mitte des Kelches, und die Y-förmigen Arme verbinden sich unter dem Zierstück des Löwenkopfes. Eine noch stärkere Umspannung des Kristallkelches also, die dann beim Stuttgarter Pokal völlig aufgegeben wird. Der Kristallkelch selbst ist wieder undekoriert, hat nur den Facettenschliff wie das Freiburger Werk. Beim Dresdener Pokal dominiert ausgesprochen der Kelch ($h = 27$ cm). Im Verhältnis zu Fuß und Schaft ist er viel größer, schwerer und unterdrückt Fuß und Schaft viel stärker als der Stuttgarter und stärker als selbst der Freiburger. Fuß und Schaft sind beim Stuttgarter Pokal höher als der Kelch, beim Dresdener ist das Verhältnis umgekehrt.

Aber es gibt noch einen vierten Pokal, der genau in diese Reihe gehört: der Kristallpokal aus der Silberkammer der Münchener Residenz, jetzt im Bayerischen Nationalmuseum (Abb. 4)¹³. Neben der Freiburger Beschau¹⁴ ist das Meisterzeichen ein nach links geöffneter Halbmond. Die geringste Verwandtschaft besteht mit dem letzten Glied der Reihe, mit dem Stuttgarter Pokal, die stärkste mit dem Freiburger, dessen Fuß und Schaft dem Münchner Pokal nachgebildet scheint. Von der Form des Münchner eiförmigen Kelches führt jedoch kein Weg zur Freiburger Kelchform, hingegen von der Dresdener zur Freiburger. Gemeinsam ist allen dreien wieder die Zusammensetzung der

¹³ R³ 2125 b (Rosenberg schlägt als Goldschmied Hans Newmeister, erwähnt 1539, vor).

Max Frankenburger, Die Silberkammer der Münchner Residenz, München 1925, S. 48 f., Abb. 10 b.

¹⁴ R³ 2110.

Einzelkristalle und der undekorierte, in längliche Facetten geschliffene Kristall.

Vier Bergkristallpokale mit vergoldeter Silbermontierung und Freiburger Beschau bilden den Ausgangspunkt unserer Untersuchung. Sie stehen untereinander im engen Zusammenhang, wurden aber von verschiedenen Freiburger Goldschmieden gefaßt. Die Gleichartigkeit ihrer Ornamentvorlagen wird deutlich im Blick auf das Blattmuster des Lippenrandes vom Münchner Pokal und ein Ornament am Rahmen des gotischen, scheibenförmigen Vortragekreuzes im Freiburger Münsterschatz (Abb. 5)¹⁵. Dies Ornament stammt vom Freiburger Goldschmied Simon Brunner, der 1617 das Werk weitgehend erneuerte.

Bei der Suche nach ähnlichen Kristallpokalen fanden sich zwei, die in unserem Zusammenhang vielleicht zu erwähnen sind. Einmal der Pokal des Hugo von Schönburg-Waldenburg zu Glauchau aus der Berliner Sammlung Eugen Gutmann, jetzt im Besitz der National Gallery of Art, Washington, Widener Collection (Abb. 6)¹⁶, und zum andern ein weiterer Pokal im Grünen Gewölbe in Dresden (Abb. 7)¹⁷. Die Kristallteile sind einfach geschliffen, aber in reichstem Goldemail gefaßt. Diese Werke gelten als süddeutsche Arbeiten, von



Abb. 6 National Gallery of Art, Washington

Photo: National Gallery of Art

¹⁵ Mittelalterliche Goldschmiedekunst am Oberrhein Nr. 24.

¹⁶ Katalog der Ausstellung alter Gold- und Silberschmiedearbeiten im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, Wien 1907, Nr. 502.

Otto von Falke, Katalog der Sammlung Eugen Gutmann 1912, Tafel 20.

Sponsel a. a. O. Bd. III, S. 65 f.

Wie aus den Inschriften zu schließen ist, ist der Pokal 1566, dem Todesjahr des Hugo von Schönburg, oder in den darauffolgenden Jahren im Auftrag der Erben entstanden.

¹⁷ Sponsel a. a. O. Bd. III, Tafel 14.

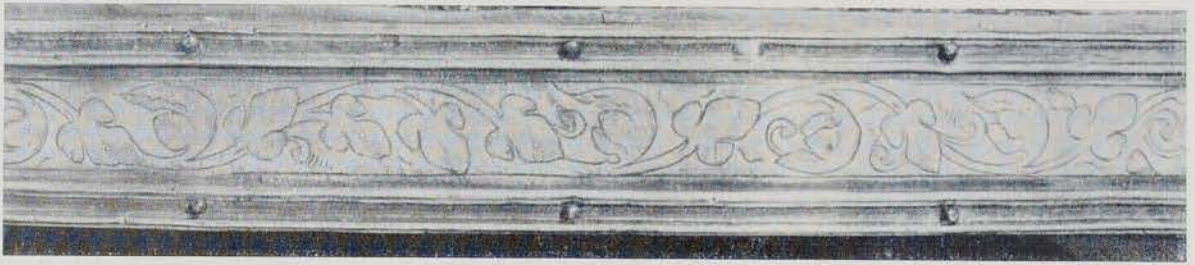


Abb. 5
Freiburg i. Br., Münsterschatz

Photo: E. Prinz, Freiburg

Falke sieht die Entstehung des ersten in Augsburg, Sponsel denkt als Schöpfer beider Werke an einen Nürnberger Goldschmied, der zeitweilig in Sachsen lebte¹⁸. Kristallpokale, die in ihrem Aufbau, im ganzen Typus den Freiburger Werken verwandt erscheinen, sind also allgemeines Gut im süddeutschen Kunstgewerbe des späteren 16. Jahrhunderts und nicht etwa ausschließliche Besonderheit der Freiburger Werkstätten.



Abb. 7
Dresden, Grünes Gewölbe

* * *

Das Nötigste über Freiburger Kristallschleiferei Erschließbare sei zunächst zusammengefaßt: 1527 werden drei „slifhüselin“¹⁹, 1568 weitere „slifhüselin“²⁰ in Freiburg erwähnt. Aber die Art der Schleiferei läßt sich aus der bloßen Erwähnung von „slifhüselin“ nicht festlegen. Und deshalb bleibt, solange dies allein als Quelle herangezogen wird, die Bearbeitung von Bergkristall in Freiburg vor 1400 hypothetisch. Im ganzen 14. Jahrhundert wird in überhaupt keiner Notiz Kristall in Freiburg erwähnt. Hingegen kennen wir die Ge-

¹⁸ Sponsel a. a. O. Bd. III, S. 64.

¹⁹ Urbar des Klosters Adelhausen, Freiburger Stadtarchiv fol. 6; Elsbeth Schragmüller, Die Bruderschaft der Borer und Balierer von Freiburg und Waldkirch, volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, NF Heft 50, Karlsruhe 1914, S. 12.

²⁰ F. U. B. Bd. I, S. 515. — Schragmüller a. a. O. S. 15, Anm. 1.

schichte der Bruderschaft der Borer und Balierer seit ihrem Zusammenschluß 1451 ziemlich genau²¹. Nun ist zwar die Bruderschaft erst 1451 entstanden, nicht aber die Kunst des Steinschleifens in Freiburg, wie der Satz in der Bruderschaftsordnung bestätigt: „Und habent uns fürbrächt und ertzält, das die selb Kunst und Abentüre güt Zeit daher in erbaulichem, redlichem und nutzlichem Wesen by uns gehalten und vollbracht ...“ Borer und Balierer hatten also schon vor Mitte des 15. Jahrhunderts in Freiburg ihr Gewerbe ausgeübt. Unerwiesen bleibt aber, ob sie in Kristall arbeiteten. Auch während des ganzen 15. Jahrhunderts wird in Freiburg von Bergkristall nicht gesprochen.

Diese Situation ändert sich grundlegend im 16. Jahrhundert. In der Ordnung vom Jahre 1544²² erscheint der Kristall in der Aufzählung der in Freiburg bearbeiteten Halbedel- und Edelsteine immer an erster Stelle: „... als Christallen, Amatisten, Catzedonyen, sic Jaspis oder der gleichen ...“ „... wan Cristallen oder andere Stein ...“ usw. In den Bestimmungen der Bruderschaft wird den Meistern innerhalb von zwanzig Meilen um Freiburg ein freier Steinkauf ohne Vorwissen der Bruderschaft untersagt, für Kristalle aber gilt das Verbot des freien Einkaufs bis nach Uri: „Zum vierten, daß auch khein Maister, weder zue Freyburg noch zue Waldtkirch oder in diesen Vorlanden wohnend fürohin khein Cristallen Stein hie, zwischen Ury am Luzerner See ...“ Daraus geht hervor, daß schon 1544 Bergkristall aus der Schweiz bezogen wurde. In der Folge wird die Schweiz zum Hauptbezugsgebiet der Freiburger Kristallschleifer.

Nun ist der Überlieferung nach gegen 1514 die erste Schleifmühle in Waldkirch gebaut worden. Den Freiburgern gegenüber waren die Waldkircher Meister frei vom Bruderschaftszwang, bis die vorderösterreichische Regierung die neue Ordnung von 1544 für alle Borer und Balierer in Vorderösterreich verbindlich machte und somit auch die Waldkircher einbezog. Im Kaufhaus

Wie Fürwiczig den Edlen Tewrdannck aber in ein
 Vanndre geferlicheit füret mit einem Pallier rad.



Abb. 8 „Ein andere geferlicheit, dem Tewrdank im Breyßgaw mit einem Calcidan pallier stein begegnet.“ (Der spätere Kaiser Maximilian geriet 1475 mit seinem Schnabelschuh in eine Freiburger Schleifmühle.)

Aus dem Teuerdank, Faksimile-Ausgabe nach der ersten Auflage von 1517, neu hrsg. von S. Laschitzer, Jahrb. der kunsth. Sammlungen des allerrh. Kaiserhauses, Bd. VIII, Wien, 1888, S. 96

²¹ Maldoner Archiv Repertorium Bd. III Nr. 55. — Schragmüller a. a. O. S. 105 f.

²² Generallandesarchiv, Freiburg-Waldkirch, Gewerbe, Fragmente, fasc. 1975. — Schragmüller a. a. O. S. 104 ff.

zu Freiburg wurden die rohen Steine aufgestapelt und von den Freiburger und Waldkircher Meistern gleichermaßen geholt. Die Waldkircher Schleifereien müssen daher ebenfalls einbezogen werden.

* * *

Belege über Freiburger und Waldkircher Kristallschliff im späteren 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts:

- 1569 Die Balierer schließen einen Handelsvertrag über steten Granateinkauf auf acht Jahre. Die Gesellschaft schlägt auch einen gemeinsamen Kristallkauf vor. Doch da sich die Waldkircher, die jetzt mehr als die Freiburger in Kristall arbeiteten, hierzu nicht bereit fanden, kam dieser nicht zustande²³.
- 1573 Erzherzog Ferdinand von Österreich läßt die Meister des Kristallbalierens zu sich nach Ensisheim kommen, sich ihre Kunst zeigen und gibt ihnen einen größeren Auftrag²⁴.
- 1576/77 Martin Federer, Steinbalierer zu Freiburg, hat 515 fl. für Kristallgläser erhalten. (515 fl. Hans Burckharten von Anweil wiederumben zahlt, so er Martin Federern, Steinbalierer zu Freiburg um kristalin Gläser ausgeben²⁵.
- 1583 Frau Veronika Bleibissrin Witwe geb. Breining stiftet U. L. Frau Bau in die Kirche: ein silberin becher, das corpus kristalin in silber ybergilt, eingefasset mit einem deckel . . . 1583 mentag nach trium regum²⁶.
- 1598 schreibt die Regierung an den Freiburger Rat, daß in letzter Zeit von den Granaten- und Kristallbohrern viel unsaubere Ware gefertigt werde, daß die Warenschau doch endlich vorgenommen werden solle²⁷.
- 1605 kauft das Stift Waldkirch dem Hans Mielich, Bürger und Steinbalierer von Waldkirch, ein Kristallkreuz um 280 Gulden für das Silber ab. Den Kristall hat er geschenkt²⁸.

²³ Eberhard Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften, Straßburg 1892, S. 578.

²⁴ Freiburger Stadtarchiv, Gewerbe, Borer und Balierer, Urkunde von 1573.

²⁵ Landschreibereirechnungen 1576/77 Stuttgart.

²⁶ Hermann Flamm, Die Schatzverzeichnisse des Münsters 1485—1748, Freiburger Münsterblätter Bd. I, 1909, S. 79.

²⁷ Schragmüller a. a. O. S. 80. — Der Entschluß, eine Warenschau einzuführen, wurde 1590 gefaßt. Bei der Warenschau, die im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts schließlich eingeführt wurde, mußten die Steine auf Schnüre aufgezogen sein, die obersten bekamen als Stempel das Bruderschaftszeichen mit „spannischem Wax oder Kitt“. Diese Warenschau ergibt natürlich kein Hilfsmittel zur Erschließung der Kristallwerkstatt.

²⁸ Johannes Mielich, genannt der Schwabenhans, Granatenhändler am Ende des 16. Jahrhunderts, reiste jährlich zum Kauf roher Granaten nach Böhmen und verkaufte, vor allem in Prag, die geschliffenen wieder.

Wir hörten, daß nach der Satzung von 1544 Balierer durchaus mit Vorwissen der Bruderschaft Steine einkaufen konnten. Es unterliegt keinem Zweifel, den Granatenhändler mit dem Balierer „Schwabenhans“ zu identifizieren. Mielich stammte aus Ulm, war aber Bürger von Waldkirch. Den Kristall, den er schenkte, wird er als Balierer auch selbst geschliffen haben. Dieses Kristallkreuz ist uns in Waldkirch erhalten (Abb. 22). Aber es ist ein vollkommen einfacher Schliff, ohne Facetten, ohne Dekor, eben nur das geschliffene Material selbst in seiner klaren Durchsichtigkeit als Kreuz und als Träger des Korpus Christi. Es ist aufs reichste gefaßt. Nun trägt die Fassung das Meisterzeichen des Ulmer Goldschmieds Marx Kienlin d. A. (1555 Meister, + 1615). Hier geschliffener Kristall erhielt also — wie uns das Beispiel zeigt — auswärts seine Fassung. In unserem Fall läßt sich dies natürlich mit der Ulmer Herkunft des „Schwabenhans“ erklären, aber im wesentlichen muß doch angenommen werden, daß die weitaus meisten Produkte der Kristallschleiferei — sofern sie auf Fassung berechnet waren — nicht in Freiburg ihre Fassung erhalten haben.

Joseph Ruf, Die Steinschleiferei in Waldkirch, Das Elztal in Wort und Bild 1904. — Max Wetzel, Waldkirch, II. Bd., Waldkirch 1925, S. 408. — Mittelalterliche Goldschmiedekunst am Oberrhein Nr. 109 (mit Literaturangabe über die Ulmer Goldschmiede).

1610 Georg Deck, Krystallschneider, stellt Kaiser Rudolf II. vor, mich hat eine zeit hero mein stainballiererbruederschaft allhie zue Freiburg im Breisgau aufs eusserste verfolget und allerhand eintarg getan, weil ich mit stainschneiden und holer arbeit etwas kunstlichere sachen machen kan als sie auch mit meiner grossen müehe, arbeit und unkosten zuewegen gebracht, das ich meine schleifen in meinem haus in der stat Freiburg habe und desto füeglicher meiner kunst abwarten kan. Die Bruderschaft aber suche ihn an allen Enden zu schädigen und ihm Lehrjungen und Gesellen abspenstig zu machen. Daher bitte er den Kaiser um ein Privileg nach beiliegendem Muster des Privilegs, welches König Ferdinand I. dem Hanns Scher verliehen hätte, vom 24. April 1524. Auch möge ihm dazu noch bewilligt werden, rauhe ungearbeitete stein, was gattung, manier oder namen die seien, wo ich sie bekommen kan, in- und außerhalb meines Hauses ohne einige der bruederschaft verhinderung auch an fürsten und herrn höfe zue arbeiten, zue kaufen, zue tauschen, doch gemeine bohrerarbeit ausgenommen, mit meinen gesellen und lehrknaben auszuefertigen²⁹.

(Georg Deck macht also mit holer arbeit „kunstlichere“ Sachen als die Bruderschaft gemeinhin zuwege bringt. Georg Deck ist nicht Borer oder nur Balierer, nicht gewöhnlicher Handwerker, sondern Hohlwerker, der nicht Stein um Stein durchbohrt und schleift, sondern aus den Steinen kunstgewerbliche Stücke fertigt, Prunkgeschirre, Schalen, Pokale und dergleichen. Wenn ein Meister ganz große Steine kauft, die er nicht verarbeiten kann, bestimmt die Ordnung von 1544, dann darf er sie nicht zerschlagen (zerkleinern) oder Fremden abgeben, sondern muß sie den Hohlwerkern verkaufen. Nach Ausweis der Ordnung hat es sie innerhalb der Bruderschaft gegeben, und die Bruderschaft wahrt ihre Interessen. Allein was die Hohlwerker geschaffen haben, erhebt sich über die handwerkliche Produktion der Steinbalierer. Schon vor 1550 werden die Abenteurer in Kristall³⁰ als Besonderheit der Freiburger Bruderschaft angesehen. Die Kristalle unserer Pokale haben Hohlwerker gemacht. Deck war einer von diesen Kunsthandwerkern³¹.)

1626 Martin Amsler, Bürger und Goldschmied zu Altkirch, bittet Erzherzog Leopold, die Begleichung der Rechnung seines verstorbenen Bruders Johann Georg, von welcher er eine Abschrift beilege, zu veranlassen:

Den 3. aprilis anno 1625 in Ruffach hab ich underschribner aus befehl ir hochfürstlich durchlaucht 4 ch r i s t a l l i n e n g e s c h i r l i n , von m a i l ä n d i s c h e r art gemacht, übergeben, darunter zwei stuck mit gold zusammengefaßt, solche 4 stuck zusammen per 200 reichsthaler angeschlagen... den 1. aprilis anno 25. hab ich von ir hochfürstlich durchlaucht ein g e s c h n i t t e n s c h ä l i n empfangen. Dasselbig in gold gefaßt... Johann Geörg Amsler, goldschmidt in Freyburg³².

²⁹ Wiener Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen 19, 1898, Reg. d. K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchivs Nr. 16 995.

³⁰ Gothein a. a. O. S. 569.

³¹ Deck wandert aus nach Innsbruck. 1645 wird er in den dortigen Pfarrbüchern erwähnt. Hans Jakob Deck folgt ihm dort als Hof-Krystallschneider in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Literatur über die Decks in Thieme-Becker, Künstlerlexikon VIII.

³² Wiener Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen 17, 1896, Reg. des Statthalterei-Archivs Innsbruck Nr. 15 116.

1655 Der Gemahlin des Rheingrafen Otto Ludwig wird aus den Freiburger Schleifereien Granatengeschmeide und Kristallgeschirr geschenkt³³.

* * *

Aus Vorliegendem ergibt sich, daß in den Jahrzehnten vor und nach 1600 in Freiburg und Waldkirch viel von Bergkristall gesprochen wird, daß neben den Boren und Balierern, die Steine durchbohrt und geschliffen, Hohlwerker kunstvolle Gefäße und Geschirre aus Bergkristall hergestellt haben. Einmal wird erwähnt, daß die Geschirre in mailändischer Art gemacht sind. Dies ist besonders festzuhalten.

Daneben war der Granatschliff in Freiburg von höchster Bedeutung. 1601 wurde der Bruderschaft das Privileg von Kaiser Rudolf II. gewährt, böhmische Granaten dürften nur nach Freiburg und Waldkirch verkauft werden³⁴. Im gleichen Jahre berief Rudolf II. zwei Polierer und sechs Lehrlinge nach Prag³⁵. Ebenso hat der Kaiser 1605 Erzherzog Maximilian ersucht, er möge verfügen, daß Johann Molventer, Bürger und Siegel- und Wappensteinschneider zu Freiburg, . . . sobald als möglich an den kaiserlichen Hof komme, da er ihn zu sonderbaren Kunstsachen benötige³⁶. 1605 erwähnt Molventer in einem Schreiben an Kaiser Rudolf diese sonderbaren Kunstsachen: die instrumenta und das vertraut diamantisch geschirr³⁷. Andererseits hat Rudolf Matthias Krätsch, den ersten Edelsteinschneider des kaiserlichen Hofes, nach Badenweiler gesandt, um den dort „wachsenden seltsamen Stainen weiter nachzusuchen“³⁸. Der Kristallschneider Deck wendet sich mit seiner Bitte ebenfalls an den Kaiser und beruft sich auf ein entsprechendes Privileg, das König Ferdinand I. dem Hanns Scher verliehen hatte³⁹. Die Beziehungen der Freiburger Bruderschaft zum Prager Hof Rudolf II. sind daher gegeben, zu Böhmen überdies ganz allgemein durch den Granatenhandel. Noch 1669 wird mit dem Fürsten von Lobkowitz ein Vertrag geschlossen, alle rohen Granaten von Zichowitz ausschließlich der Bruderschaft zu liefern, da im allgemeinen immer Wege gefunden werden, das Privileg von 1601 zu umgehen⁴⁰.

In unseren Blickpunkt tritt also der Prager Hof Rudolf II. Dort hatte sich ein eigener Stil durch die Heranziehung verschiedenster Künstler verschiedenster Kunstarten herausgebildet, der rudolfinische Stil, wie wir sagen. Die

³³ O. v. Eisengrein, Die Granatschleiferei im Breisgau, Schauinsland 5, 1878, S. 50. — Herrn Dir. Dr. W. Fleischhauer danke ich folgende Hinweise, die seinem vor der Drucklegung befindlichen Buch „Barock im Herzogtum Württemberg“ entnommen sind: Im Nachlaß des 1674–1677 regierenden Herzogs Wilhelm Ludwig von Württemberg werden unter den Stammkleinodien „Freiburgische Gläser“ aufgeführt, darunter eine Gießkanne und eine ganze Anzahl nicht näher bezeichneter Schalen; ferner besaß der Herzog einen Kristallkronleuchter, der 800 fl. wert war, also außerordentlich teuer, vermutlich der 1665/66 in Durlach abgeholte Leuchter. Diese Herkunft dürfte auch auf das Markgräflerland weisen. Endlich ließ der Markgraf von Baden-Durlach 1659 für Herzog Eberhard III. von Württemberg für dessen Kabinett ein „kunstreiches christallinen Trinckgeschirr“ anfertigen.

³⁴ Freiburger Stadtarchiv Borer und Balierer. Supplikation der V. O. Landstände an Kaiserin Maria Theresia vom 16. 5. 1754. Gothein a. a. O. S. 575. — Trimborn, Ein Beitrag zur österreichischen merkantilistischen Gewerbspolitik am Beispiel der Bruderschaft der Borer und Balierer zu Freiburg und Waldkirch, Diss. Köln 1940, S. 25.

³⁵ Freiburger Stadtarchiv Borer und Balierer. Schreiben an die Repräsentationskammer in Konstanz vom 24. 7. 1755. — Trimborn a. a. O. S. 24.

³⁶ Wiener Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen 17, 1896, Reg. des Statthalterei-Archivs Innsbruck Nr. 14 544.

³⁷ Wiener Jahrbuch a. a. O. Nr. 14 580.

³⁸ Hans Rott, Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes, Karlsruhe 1917, S. 121.

³⁹ Wiener Jahrbuch 19, Reg. Nr. 16 995.

⁴⁰ Gothein a. a. O. S. 580.

„Kunst- und Wunderkammer“ des Kaisers war vollgefüllt mit eben den „sonderbaren Kunstsachen“. Dort war ein Mittelpunkt der Kunst um 1600. Die Meister der Bruderschaft des vorderösterreichischen Freiburg sind in Verbindung mit diesem Hof.

Schließlich muß noch⁴¹ auf eine Urkunde von 1708 hingewiesen werden, darin die Frage nach der Herkunft des Gewerbes in Freiburg gestellt wird: „Eine gleine Vorsteling über die Zerfallene Kunst oder Handtierung des stein Borens undt Schleiffens wie selbin noch bey mans alter undt anjetzo sich befindet: die Handtierung kombt her von S a r b r i g e n auf dem Huntz-Rükhen gelegen, welche Stadt dem Hertzog von Lothringen zustendig“. Ob diese Quelle zuversichtlich ist, können wir nicht entscheiden, immerhin war aber um 1550 Adam aus Saarbrücken oberster Meister der Bruderschaft, die Freiburger stand immer in reger Beziehung zu jener in Saarbrücken, 1525 wurde volle Freizügigkeit unter den beiden Bruderschaften angeregt, und im 14. Artikel der Ordnung von 1544 werden den Schleifern aus Saarbrücken in Freiburg und Waldkirch Sonderrechte gewährt: „...allein die so in der Bruderschafft zue Sarbrückhen gelehrt haben, und ehrlich abgescheyden seindt, hierinnen ausgenohmmen...“.

Bei einem Meistergebot erscheinen 1598 107 Meister, bei einem anderen zwecks Änderung der Bruderschaftsordnung 1606 119. Wie die zahlenmäßige Lage für die Zeit um 1600 in Waldkirch war, wissen wir nicht, nur eine Notiz des Rates spricht vom Boren und Balieren fast der ganzen Bürgerschaft. Dies und viele Hinweise bei Gothein, Schragmüller und Trimborn geben Umfang und Bedeutung der Bruderschaft in Freiburg und Waldkirch wieder, deren geschliffene Steine, auf Export gearbeitet, von den Händlern an den Handelszentren, in Mailand, Amsterdam und Wien, auf der Frankfurter und Nürnberger Messe abgesetzt wurden.

Nur der kleinste Prozentsatz waren Hohlwerker, die zu eigentlichen Kunstsachen befähigt waren. Aus dem Privileg, das dem Hanns Scher, Steinpolierer in Freiburg, erteilt wird⁴² und um das später auch Georg Deck nachsucht, geht dies deutlich hervor. So kann jene Quelle mit dem Hinweis auf Saarbrücken doch nur eine Antwort auf die Herkunft des Schleiferhandwerks geben, nicht aber auf die Entstehung der kunstreichen Gebilde in Freiburger Werkstätten und auf deren Tradition.

* * *

Die Facettierung der Kristalle, das Fehlen von ornamentalem und bildlichem Hoch- und Tiefschnitt, die Montierung durch vergoldete Silberfassung, das Spiel mit der Wirkung klarer, harter Kristallform im weichen Glanz der Vergoldung, dies vor allem waren die Merkmale der Freiburger Kristallpokale. Ihre starke Bindung an die Tradition des späten Mittelalters erhellt sofort, wenn der Pokal des Augustinermuseums etwa zwischen den kostbar mit Edelsteinen und Perlen besetzten burgundischen Hofbecher vom Goldenen Vlies aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und ein zeitgleiches Prunkgefäß aus Bergkristall gesetzt wird, wie sie in den Jahrzehnten um 1600 von den mailändischen Künstlerfamilien der Carrioni, Sarachi und Miseroni in kühner

⁴¹ Freiburger Stadtarchiv, Bericht über die zerfallene Handtierung an die V. O. Regierung 1708. — Trimborn a. a. O. S. 11 f.

⁴² Wiener Jahrbuch 20, Reg. 16 061.

Umrißform, ganz aus Kristall, ohne Aufeinandersetzung einzelner geschliffener Steine und in höchster Vollendung von Hoch- und Tiefschnitt gefertigt worden sind (Abb. 9).

Die bayerischen Herzöge holten die Sarachi nach München, Rudolf II. 1588 Ottavio Miseroni aus Mailand nach Prag. Die Miseroni setzen in der kaiserlichen Hofwerkstatt in Prag die Herstellung kostbar in



Abb. 9 München. Schatzkammer der Residenz: Bergkristallkanne. Mailand um 1575, gefertigt für Herzog Albrecht V. von Bayern. Höhe 47 cm

Photo: Bayerische Verwaltung der staatl. Schlösser

spitzfindigen Figurationen geschliffener und ornamental und bildlich geschnittener Gefäße fort. Gleich wie in der Kunst der Zeit überhaupt, kommen italienische Kunsthandwerker an die deutschen Höfe, arbeiten zunächst allein in ihrer Form, doch bald wird die fremde Form auch bindend für die einheimischen Meister, und schließlich stehen sie ganz unter dem Einfluß der italienischen Kristallkunst.

Wenn Rudolf II. den Molventer nach Prag ruft, so zu „sonderbaren Kunst-sachen“. Aber die Freiburger Pokale sind nicht sonderbar. Sie sind denkbar einfach. Ja, der Gegensatz zwischen unseren zusammengesetzten Gefäßen und jenen damals schon überall verbreiteten extravaganten mailändischen Erzeugnissen ist erstaunlich. Erstaunlich, daß daneben noch Kristallpokale der Freiburger Art entstehen konnten. Daß sie nicht vom Cinquecento, sondern eben von der Gotik herkommen, ist deutlich. Bei dieser an sich altertümlichen Art muß man fragen, ob dieser „gotische“ Facetten- und Pfeifenschliff nicht etwa auf mittelalterlichen Schliff überhaupt hinweist, ob also der Kristallschliff

nicht viel älter ist als die Fassung und letztere nur Neufassung einer späteren Zeit. Wissen wir doch, daß gerade in der Spätrenaissance gotische

Kristallgefäße verändert worden sind und eine Neufassung erhalten haben⁴³. Teils beschränkt sich bei diesen Gefäßen die „Modernisierung“ auf die Metallmontierung, teils aber wird die gotische facettierte Oberfläche des Kristalls durch ornamentalen Schnitt vollkommen verändert. Nur im Umriß bleibt das Gefäß noch gotisch. Bei diesen Werken handelt es sich aber um Monolithgefäße, um die Fassung eines Kristalls. Die Kristallteile unserer zusammengesetzten Pokale sind aber so einheitlich, daß an eine Wiederverwendung alter Steine nicht zu denken ist. Das Metall faßt nicht allein den Kristall, sondern Fassung und Kristall sind ganz gleichwertig und ganz aufeinander abgestimmt. Somit erledigt sich für unsere Reihe die Möglichkeit der Neufassung alter Kristalle. Wie aber hat man sich die Beziehung zwischen Kristallarbeiter und Goldschmied zu denken? Unsere Urkunden sagen darüber nichts. Hat man etwa serienmäßig Kristallteile hergestellt, sie in Handel gebracht, Goldschmieden verkauft, und wurden sie dann von ihnen gefaßt?

Doch wie die Form des ganzen Gefäßes nicht vom Kristall her, sondern von der Montierung her bestimmt wird, das läßt den Goldschmied als Entwerfer erkennen, als den Schöpfer, der das Werk in Auftrag bekommt und die Kristalle schleifen läßt, wie er sie braucht. Bei dem Umfang und der Bedeutung der Freiburger Kristallschleiferei erklärt es sich von selbst, daß die Freiburger Goldschmiede für ihre Pokale handwerklich in Facetten geschliffenen Bergkristall gern benutzt haben. Nur vom Goldschmied her als Auftraggeber der Kristalle läßt sich die einheitliche Wirkung eines Pokals erklären. Der Schliff der Freiburger Kristallpokale ist traditionsgebunden. Er weist zurück auf die Gotik, deren großartigstes und berühmtestes Werk, der Hofbecher Philipps des Guten, burgundisch ist⁴⁴. Die deutschen Kristallarbeiter des 16. Jahrhunderts gehen ganz verschiedene Wege. Für die einen werden die glanzvollen Werke des italienischen Cinquecento vorbildhaft⁴⁵, die anderen bleiben in der Überlieferung des gotischen Kristallschliffs, der ganz auf Fassung berechnet ist und dessen Anfänge wohl doch in der französischen, burgundischen Kunst⁴⁶ liegen. Einige dieser Kristallarbeiten des 15. Jahrhunderts, die wesentliche Gemeinsamkeiten mit „Burgundischem“ haben, wurden von Pazaurek⁴⁷ für Freiburg in Anspruch genommen. Doch da uns jede Vorstellung von erwiesenen freiburgischen Kristallwerken der Spätgotik fehlt, da keine der in Betracht kommenden Arbeiten durch ihre Fassung einen Hinweis auf ihren Entstehungsort gibt, bleibt eine solche Lokalisierung reine Hypothese, allein erschlossen aus der Bedeutung des Borer- und Balierergewerbes in Freiburg. 1474 hat zwar Erzherzog Sigmund von Tirol von Stefan Notenstein 26 Herzen von Jaspis, Blutstein und Calzedon⁴⁸ bezogen, von Michel Heß 1478 sechs Serpentschalen⁴⁹. Doch die Arbeit kunstvoller Kristallwerke kann in Freiburg quellenmäßig erst 1524 belegt werden, als Hanns Scher für die Kunst der „holen arbeit der christallinen trinkgeschirr“

⁴³ Gustav E. Pazaurek, *Mittelalterlicher Edelsteinschliff*, Belvedere 9, 1950, S. 185 f. — Im gleichen Aufsatz S. 192 ff. wird Wesentliches zum Freiburger Edelsteinschliff gesagt.

⁴⁴ Leitner, *Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses*. — Schloßer, *Album der kunsthistorischen Sammlungen*, S. 51. — Pazaurek a. a. O. Abb. 128/1. — Wentzel im RDK *Bergkristall*.

⁴⁵ G. E. Pazaurek, *Die Gläserammlung des Nordböhmischen Gewerbemuseums in Reichenberg*, Leipzig 1902 (Steinschneider in Prag, S. 8/9). — Rudolf Hallo, *Hessischer Kristall- und Steinschnitt des Barock*, *Altes Kunsthandwerk I*, Wien 1928, S. 181 f. — Pazaurek, *Franz Gondelach*, Berlin 1927.

⁴⁶ Zur Frage des burgundischen Kristallschliffs: Hans Wentzel, *Stichwort Bergkristall im RDK* — in diesem zusammenfassenden und wegweisenden Aufsatz auch alle anderen Probleme des Bergkristallschliffs, nicht zuletzt das der Schwierigkeit und Fragwürdigkeit ihrer Lokalisierung.

⁴⁷ Pazaurek, *Mittelalterlicher Edelsteinschliff* a. a. O. S. 191 ff.

⁴⁸ *Wiener Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen* 20, Reg. 18 215. — Pazaurek a. a. O. S. 195.

⁴⁹ *Wiener Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen* 21, Reg. 18 364. — Pazaurek a. a. O. S. 195.

von der Bruderschaftsordnung befreit wird. Eine Tätigkeit Freiburger Kristall-Hohlwerker im 15. Jahrhundert ist sehr wahrscheinlich, doch bleibt sie vorerst noch unbewiesen.

Trotzdem muß das Beispiel der Gruppe sogenannter Doppelscheuer angeführt werden, weil gerade die Besonderheiten ihres Kristallschliffs die Grundlagen bilden für den des 16. und 17. Jahrhunderts in Freiburg.

„Der Cristallenn kopff Silber gefaßt, kunstlich vnd wol geschmeltzt“ aus der Mainzer Reliquiensammlung des Kardinals Albrecht von Brandenburg im Halleschen Heiltum (Abb. 10)⁵⁰ hat eine neue Form des Kristallschliffs: die Bienenwabenfacettierung des Deckels. Die farbige Wirkung des dunkelblauen Schmelzgrundes mit weiß und gold emaillierter figürlicher und ornamentaler Zeichnung steht im Gegensatz zum klaren durchsichtigen Kristallkörper in seiner scharfen Facettierung. Seine flandrisch-burgundische Herkunft steht fest⁵¹. Auf Kristallwerken in burgundischer Fassung begegnet diese neue Art des Schliffs zunächst. Die Kristalle des Doppelkopfes im Domschatz zu Gran⁵², dessen Entstehung in den gleichen Kunstkreis weist, sind von eben demselben Schliff. Die Doppelscheuer von Baden-Baden (Abb. 11)⁵³ setzt die Bienenwabenfacettierung des gezeichneten Bechers und des Graner Werkes fort. Wenn dieses Werk, als Schenkung Kaiser Friedrich III. an Johann von Staab (1487) geltend, erwiesen Freiburger Herkunft wäre, würde sich die Orientierung der Freiburger Kristallpokal-Meister des 16. Jahrhunderts nach der burgundischen Tradition durch dieses Zwischenglied des späten 15. Jahrhunderts wesentlich verdichten; denn außer der Bienenwabenfacettierung treten auf dem Hauptkristall noch zwei Reihen von eingemugelten Näpfchen auf, und diese technische Neuerung ist nachgewiesen wieder burgundischer Herkunft⁵⁴. Sie begegnet auch auf einem burgundischen Pokal im Musée des Beaux-Arts in Lyon (in Renaissancefassung) (Abb. 12)⁵⁵, der trotz der bloßen Dreiteiligkeit wie ein Vorbild für unsere Pokale um 1600 wirkt. Entgegen den vorgeführten Doppelscheuern sind beim Baden-Badener Stück auch Fuß und Schaft aus Kristall. In der Zusammenfügung einzelner Kristalle ist das Werk also vorbildlich für die Freiburger Pokale der späteren Zeit⁵⁶.

Dies Gefäß ist nicht etwa — wie man vermuten könnte — identifizierbar mit einem der vielen in den Kunstinventaren der Markgrafen von Baden-Baden registrierten Preziosen. Vielleicht, daß die Vereinfachung der Form, die künstlerische anspruchslosigkeit bei hoher handwerklicher Vollendung für einen Abstand von Burgund und für die Mittlerschaft des Baden-Badener

⁵⁰ Halm-Berliner, Das Hallesche Heiltum, Berlin 1951, fol. 332.

⁵¹ Heinrich Kohlhaussen, Niederländisch Schmelzwerk, Jahrbuch der Preuß. Kunstsammlungen 52, 1951, S. 155 ff.

⁵² Kohlhaussen a. a. O. Abb. 10.

⁵³ Marc Rosenberg, Alte kunstgewerbliche Arbeiten auf der Badischen Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung zu Karlsruhe 1881, Ffm. 1882. — Pazaurek a. a. O. S. 192.

⁵⁴ Pazaurek a. a. O. S. 191 f.

⁵⁵ L'art pour tous 1906, Tafel 52, Pazaurek S. 192.

⁵⁶ Wie eine Vereinfachung des Halleschen wirkt der Bergkristall-Doppelbecher im Säckinger Münster-schatz, dessen Blumenmusteremail der Henkelfläche auf jene kostbare farbige Schmelzbehandlung der burgundischen Gefäße von fernher erinnert.

Kdm. Baden III, Freiburg 1892, S. 55.

H. Leo, Die geschnitzten Bildwerke in der Stiftskirche zu Säckingen, Schauinsland 14, 1887, S. 58 f.

Mittelalterliche Goldschmiedekunst a. a. O. Nr. 60.

Über den Typus der Doppelscheuer Pazaurek a. a. O. S. 187 ff., ferner im RDK Stichwort Bergkristall VI c, Sp. 289 ff.

Als Parallele zum Baden-Badener und Säckinger Doppelbecher sei die Scheuer in Nürnberger Fassung um 1470 im Kunsthistorischen Museum in Wien erwähnt, Abb. R³ Bd. III, Tafel 69. Jener Doppelkopf des Halleschen Heiltums wirkt wie das Vorbild auch des Nürnberger Werkes. Der farbigen Erscheinung des Pokals vom Heiltum wird in der kostbaren plastischen Goldschmiedearbeit etwas Gleichwertiges entgegengesetzt. Die Bienenwabenfacettierung kennt das Nürnberger Werk nicht.



Abb. 10
Aus dem „Halleschen Heil-
tum“, Aschaffenburg,
Bibliothek



Abb. 11 Baden-Baden, Neues Schloß, Zähringer-Museum

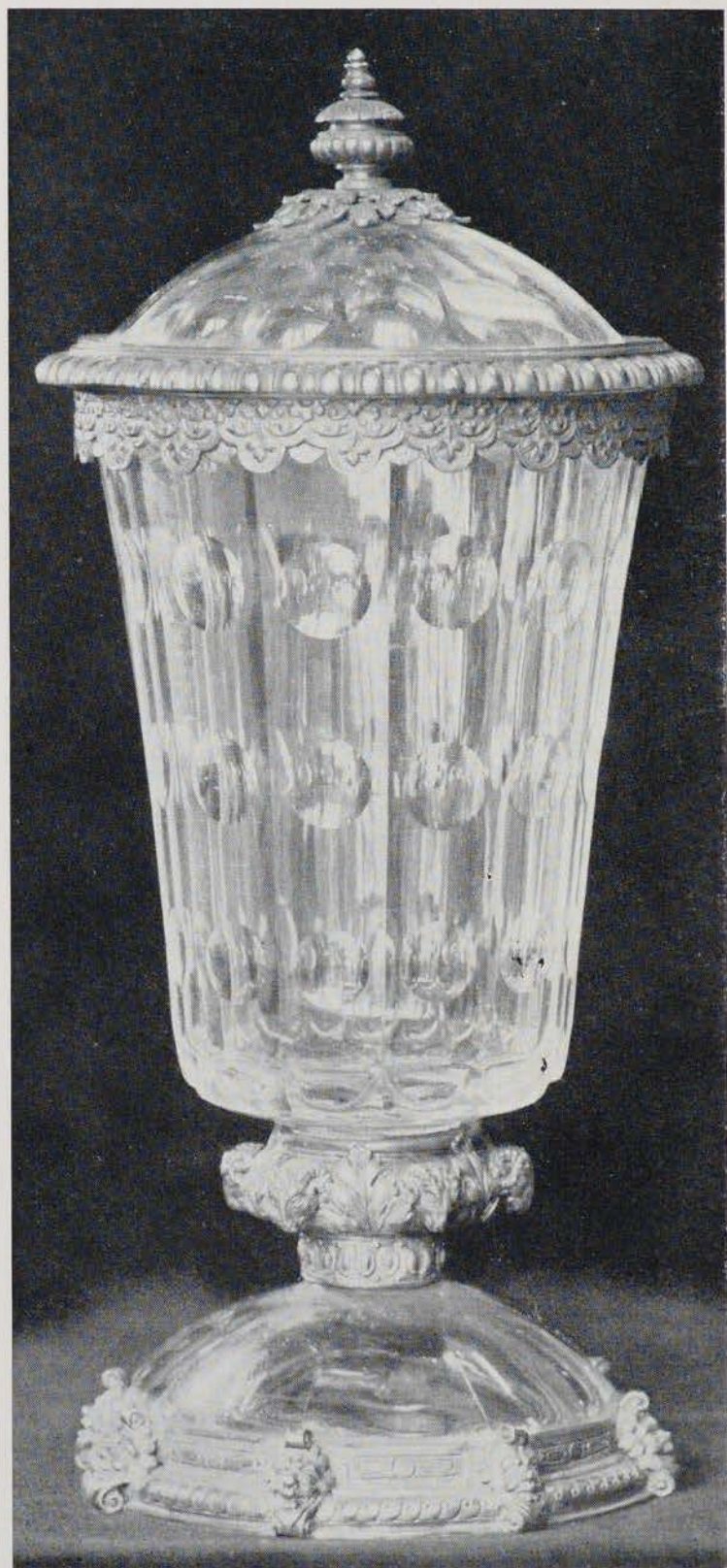


Abb. 12 Lyon, Musée des Beaux-Arts

Photo: Musée des Beaux-Arts



Abb. 13

Wien, Kunsthistorisches Museum

Aus: Ernst Kris, vgl. Anm. 58

Werkes zwischen den Kostbarkeiten des gotischen burgundischen Hofes und der Kristallpokale in Freiburg spräche. Aber erwiesen ist dies nicht, wiewohl man die formale Verwandtschaft mit dem Säckinger Becher⁵⁷ und den Abstand beider von etwa dem gezeichneten Mainzer Pokal in Betracht ziehen muß.

Sehr in die Nähe des Baden-Badener Bechers ist vom Kristallschliff her ein Doppelpokal im Kunsthistorischen Museum Wien (Abb. 15)⁵⁸ zu setzen. Man hat bemerkt, die untere, spätgotische Schale wäre ursprünglich für andere Verwendung bestimmt gewesen⁵⁹, die andere wäre eine jüngere Nachbildung der älteren. So mag eine schon vorhandene Schale für den Doppelpokal benutzt worden sein, alle anderen Kristallteile aber entstanden erst, bevor der Goldschmied sie zum Pokal vereinte (im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts), doch völlig in der Tradition des spätgotischen Schliffs. In der Abfolge der Badener Scheuer, des Wiener Werkes und des Stuttgarter Pokals wird die Herausbildung der Gefäße des späteren 16. Jahrhunderts (reduziert man den Vergleich auf Fuß und Stiel, um nur motivisch ganz Entsprechendes heranzuziehen) aus der gotischen Tradition schrittweise ablesbar.

Ob nun gerade diese Werke selbst für unsere späteren wegweisend wurden (das würde ihren engen Zusammenhang mit Freiburg bedeuten) oder ob sie mit ihrem besonderen Schliff und ihrem Typus rein genetisch und örtlich unabhängig zu den Freiburger Erzeugnissen in Beziehung stehen, soll hier nicht entschieden werden, weil es „untunlich ist, die Lokalisierung ähnlicher Gebrauchsformen in Bergkristall zu versuchen“⁶⁰.

Aber Freiburger Kristallarbeiten des früheren 17. Jahrhunderts müssen beachtet werden, die letztlich alle noch auf spätgotischem Kristallschliff beruhen. So läßt sich für das 17. Jahrhundert die Bienenwabenfacettierung in Freiburg an einer ganzen Reihe bisher unbeachteter Kristallwerke nachweisen: Es sind die Kristallkreuze und -leuchter im Freiburger Münsterschatz. Sie erweitern zusehends unsere Kenntnis von der Art der Freiburger Kristallschleiferei. Ihr komplizierter Schliff hat ganz bestimmte Eigenheiten, die in den Werken untereinander etwas wie einen Stil ergeben.

Das Altarkreuz aus Kristall ist ein Typus, der bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgbar ist und seither beibehalten wurde: eine Reihung von Kristallplatten, im Umriß mehr oder weniger bewegt geschnitten, auf ein mit Pergament umwickeltes Drahtkreuz, die Balkenenden betont, und die unteren Kristallteile des Kreuzfußes entgegen den flachen Platten in voluminösen Gebilden, deren Form, Schliff und Aufbau den Kristalleuchtern genau entspricht⁶¹.

Eines dieser Leuchterpaare im Münsterschatz hat viel Gemeinsames mit dem Pokal des Augustinermuseums (Abb. 14). Acht Kristalle sind aufgefädelt auf einem umwickelten Draht. Der Montierung bleibt sehr weiter Spielraum an Fuß und Kopf, außen sind die Kristalle untereinander durch kleinere Montierungen verbunden. Die flache Kristallhalbkugel zuunterst der Kristalle ruht ihrerseits schon auf einem stark profilierten runden Unterbau, dessen konvexe Wölbung mit einem sehr plastisch ausgeführten Ornament besetzt

⁵⁷ Mittelalterliche Goldschmiedekunst a. a. O. Nr. 60.

⁵⁸ Ernst Kris, Goldschmiedearbeiten des Mittelalters, der Renaissance und des Barocks im Kunsthistorischen Museum in Wien I, Wien 1952, Nr. 52.

⁵⁹ Kris a. a. O.

⁶⁰ Kris a. a. O.

⁶¹ Zum Typus des Altarkreuzes und -leuchters aus Kristall: Pazaurek a. a. O. S. 148 f. — RDK Bergkristall VI b.

Joseph Braun, Das christliche Altargerät, München 1952, S. 475, 477 f. und 504 f.



Abb. 14
Freiburg i. Br., Münsterschatz
Photo: Calig, Freiburg



Abb. 15
Freiburg i. Br., Münsterschatz
Photo: Calig, Freiburg

ist. Die Facetten des Kristallfußes haben eine ganz bestimmte Form: Sie laufen radial auf der Flachkugel. Breitere konvexe Streifen sind von dünneren konkaven unterteilt. Die konvexen sind zur Mittellinie hin kantig zugeschliffen. Das ist ein Schliff, der uns sehr an jenen des Münchner Pokalfußes erinnert und dem wir in genau der gleichen Form wiederbegegnen werden. Die Kristallkugel darüber hat waagrecht einen Ring von erhabenen Kugeln und Vierecken, in der Diagonale kantig zugeschliffen, um die Mitte gelegt. Lappenartige, längliche Gebilde sind vom Fuß- und Scheitelpunkt der Kugel zur Mitte hin eingeschliffen.

Auf der Kugel wieder sitzt ein zapfenförmiger Kristall mit Vertikalfacetten, das untere Drittel nimmt den prismatischen Schliff der diagonal durchkreuzten Vierecke auf. Dann abermals ein zapfenförmiger Kristall zwischen zwei Kugeln, im ganzen eine Wiederholung der bisher beschriebenen Teile, nur Glied für Glied verkleinert. Längs der senkrechten Facetten des länglichen Teiles sehen wir den Schnitt eines schnurartigen Musters.

Stellt man ein zweites Leuchterpaar aus der Schatzkammer dem ersten gegenüber, dann wird die Feinheit und Leichtigkeit im Aufbau des ersten deutlich. Beim zweiten (Abb. 15) sind die Kristallkörper mehr oder weniger gleichförmig aufeinandergesetzt, ja gleichsam nur aufgefädelt, ohne Ver-

ständnis für das Senkrechte eines Leuchters, ohne Gefühl für die Wirkung einer aufsteigenden Reihe verschiedengestaltiger Kristalle. So macht dies zweite Leuchterpaar gegenüber dem ersten den Eindruck einer Kleintheit und Kleinlichkeit. Der Fuß ist polygonal — nicht rund wie bisher bei den Freiburger Werken, mit Ausnahme des Stuttgarter Pokals. Die Kristallkörper sind wieder bienenwabenhöförmig geschliffen, die Kristallkugeln haben ganz den gleichen Schliff, wie er bei den Kugeln des ersten Leuchterpaares beschrieben wurde. Die Beschreibung dieser Leuchter ist zwar verdrückt, aber doch deutlich als freiburgisch zu erkennen, der Meister signiert mit E.

Die Fassung des ersten Leuchterpaares trägt neben dem ebenfalls Freiburger Beschauzeichen des 17. Jahrhunderts die Meistermarke B. Das Goldschmiedezeichen des Pokals vom Freiburger Augustinermuseum begegnet also wieder auf diesem Werkpaar, das unter den vielen Kristall-Leuchtern der Schatzkammer das schönste bleibt. Und der gleiche Meister hat ein Kreuz geschaffen, dem die Leuchter zugehören. Dies Kreuz im Freiburger Münsterschatz (Abb. 16, 17) ist im letzten Krieg beschädigt und

eben erst wiederhergestellt worden. Vier silberne Inschriftplättchen, auf dem getriebenen Sockel des Kreuzes angebracht, sagen folgendes aus:

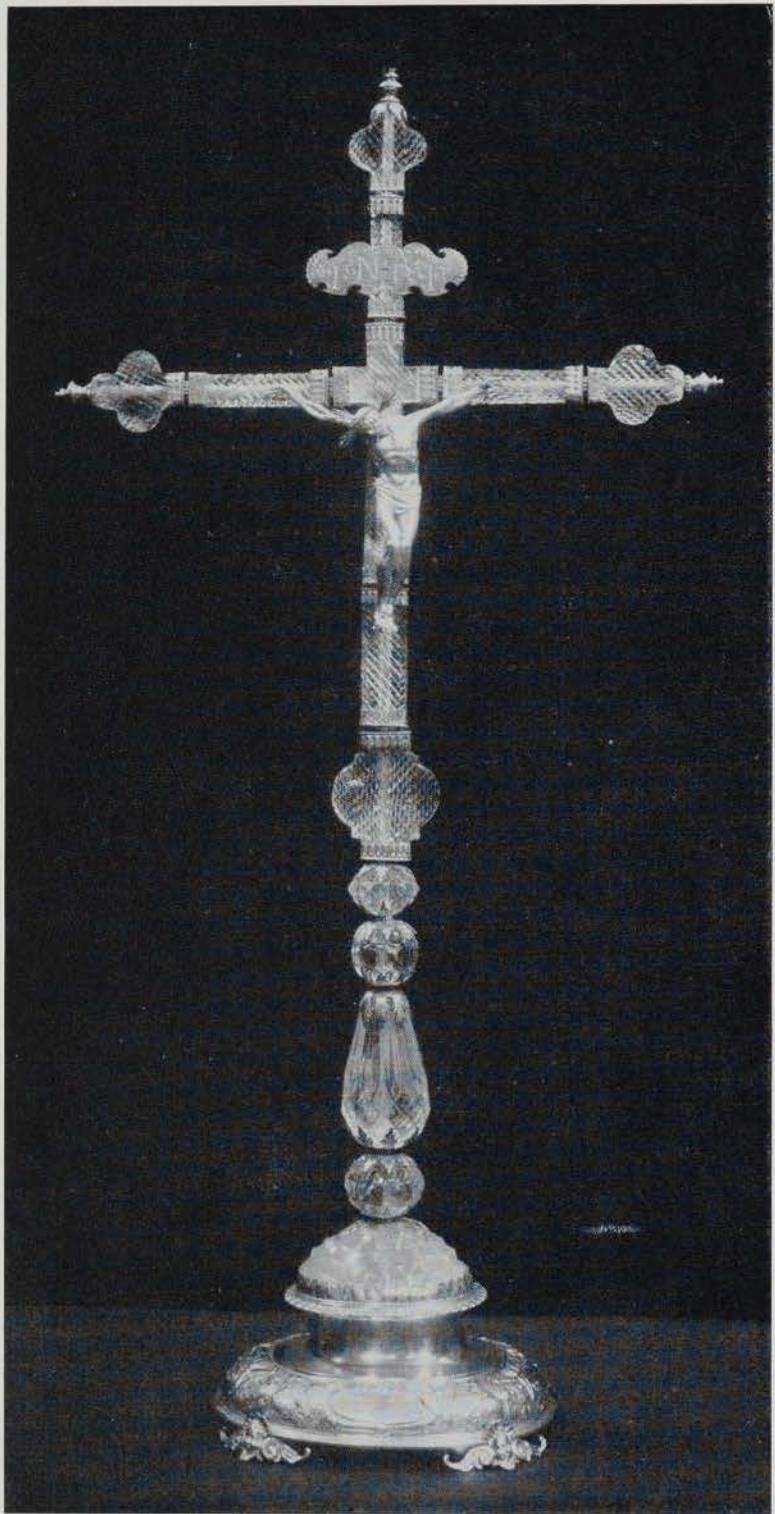


Abb. 16 Freiburg i. Br., Münsterschatz

Photo: Karl Alber, Freiburg



Abb. 17 Freiburg i. Br., Münsterschatz

Photo: Karl Alber, Freiburg



Abb. 18 Freiburg i. Br., Münsterschatz

Photo: Karl Alber, Freiburg

MATRICI . ECCL . FRIB . AD . ORNATUM SUMMI . ALT . FIL . AFF .
 P . P . D .
 D . ANNA . SCHAERERIN . VID . D . JO . GEOR . MOESCHEN . SEN .
 A' . MDCXXXII
 AD . HONOREM . DEI . OPT . MAX . DEI . PARAEQ . V . M .
 HANC . CRUCEM . ET . IV . CANDELABRA . CRYSTALL

Die Witwe des Johann Georg Mösch stiftet also 1632 der Freiburger Mutterkirche zum Schmuck des Hochaltars in töchterlicher Liebe zu Ehren Gottes und Mariens aus eigenem Vermögen dies Kreuz und vier Leuchter⁶². Der Verstorbene war Balierer. 1584 wird er im Haus „Zur Flasche“, Konviktsstraße 25 wohnend, erwähnt⁶³. 1557 werden im gleichen Hause Balthasar Brunner, ein Goldschmied, und noch ein Balierer, Hans Brunner, genannt. 1565 wohnt Balthasar Brunner im Haus „Zum Holderbaum“, Kaiserstraße 69, und 1589 wird im gleichen Hause Simon Brunner, Goldschmied, Balthasars Bruder, erwähnt. Simon Brunner hat 1617 laut einer vierzeiligen Inschrift auf der Rückseite des gotischen Scheibenkreuzes im Münsterschatz dies Kreuz erneuert und die ganze Rückseite, auch den äußeren Rahmen der Scheibe, graviert⁶⁴, wahrscheinlich auch 1607 einige bei Rosenberg angeführte Werke⁶⁵, die das Meisterzeichen SB tragen. Verwandte Gravierung auf dem Scheibenkreuz und am Pokal des Augustinermuseums beweist natürlich noch keineswegs den letzteren als Werk des Simon Brunner. Die dem Scheibenkreuz ähnlichste Gravierung begegnet auf der Fassung eines Meisters, der sicher nicht Brunner war (Münchener Pokal). Mehrere Jahrzehnte liegen überdies zwischen der Entstehung des Freiburger Pokals und der Gruppe von Kreuz und Leuchtern. Schwere barocke, plastisch wirksame Treibarbeit trat an die Stelle der feinen Pokalgravierung, wengleich sich etwa in den getriebenen Putti immer noch Anklänge an die hermenartigen Figürchen des Freiburger Pokals finden. Vielleicht darf daher in der Werkgruppe gleicher Meistermarke weniger der gleiche Goldschmied als vielmehr die gleiche Goldschmiedfamilie gesehen werden. Denn 1629 werden schon wieder ein Hans Jakob Brunner und 1641 sein Sohn gleichen Vornamens, beide Goldschmiede, genannt⁶⁶. Wir wissen ja noch nichts über die bisher unberücksichtigt gebliebene Freiburger Goldschmiedekunst dieser Zeit.

Daß Anna Mösch eine Baliererwitwe war, daß im Haus „Zur Flasche“, freilich Jahrzehnte früher, dieser Balierer Mösch und vor ihm der Goldschmied Balthasar Brunner und der Balierer Hans Brunner gewohnt haben, daß der Pokal im Augustinermuseum und die Kreuz-Leuchter-Gruppe im Münsterschatz dieselbe Meistermarke tragen, das alles deutet die Gemeinsamkeit des Kreises an. Doch jener Hinweis, daß die Goldschmiedefamilie Brunner auch einen Balierer unter sich hatte, mag Anlaß sein, sich eine konkretere Vorstellung über die Zusammenarbeit von Kristallarbeiter und Goldschmied bei der Entstehung eines so vollendet geschlossenen kunstgewerblichen Werkes wie des Pokals im Augustinermuseum oder der Kreuz-Leuchter-Gruppe in

⁶² Zur Stiftung Mösch: Joseph Ehrler, Die weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg im Breisgau, 1915, S. 6.

⁶³ Hermann Flamm, Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. II, Häuserstand 1400—1806, Freiburg 1905, S. 55. — Die zur Zeit noch verlagerten Akten zu den Freiburger Goldschmieden (aus dem Nachlaß von Hermann Flamm) konnten leider nicht eingesehen werden.

⁶⁴ Mittelalterliche Goldschmiedekunst a. a. O. Nr. 24, Tafel 11.

⁶⁵ R³ 2126.

⁶⁶ Flamm a. a. O. S. 150.

der Schatzkammer zu bilden. Bei den schönsten Freiburger Kristallwerken drängt sich immer wieder der Eindruck einer gemeinsamen Arbeit von Goldschmied und Steinbearbeiter auf, die in enger Fühlungnahme stehen — sie beginnt vielleicht schon beim Entwurf.

Der Schliff der Kristalle des Kreuzes bringt abermals Besonderheiten, denen wir bisher nicht begegnet sind. Die Einzelteile der Kreuzbalken und Kreuzenden sind beiderseitig in diagonalen Streifen geschliffen, aber auf der Rückseite in entgegengesetzter Richtung der Vorderseite. Dies ergibt, kompliziert noch durch den schrägen Schliff der Kanten, im Spiel des Lichts ein unendlich reiches, stets wechselndes Kristallmuster, das gitterartig verspannt erscheint. In diesem Werk wird mit den alten Mitteln reiner Facettierung der Kristall zum Ornament — und fast schon zur Dekoration.

Eine zweite Gruppe von Kreuz und Leuchtern im Freiburger Münster sei neben die erste gestellt (Abb. 18). Ein emailliertes Wappenschild auf Kreuz und Leuchtern erschließt den Stifter: Jakob Fugger von Kirchberg-Weißenhorn (1604—1626 Bischof von Konstanz). Unter dem Wappen ist die Jahreszahl 1617. Die Kristalle wurden aber nicht in Freiburg montiert. Denn das Beschauzeichen, ein Pinienzapfen, und das Meisterzeichen HP⁶⁷ erweisen die Gruppe als Arbeit eines bisher nicht festgestellten Augsburger Goldschmieds.

Ein solches Werk entsteht in Zusammenarbeit von Goldschmied und Steinbearbeiter. Rein theoretisch könnte man sich vorstellen, daß die Freiburger „Fabrik“ dem Augsburger Goldschmied auftragsgemäß die geschliffenen Steine schickt. Bei der überaus großen Produktion der Freiburger und Waldkircher Schleifereien wird dieser Weg der allgemeine gewesen sein, und so muß immer wieder damit gerechnet werden, Freiburger Kristall in Montierungen fremder Städte zu begegnen. Wie es die bisherigen Beispiele bewiesen, wird er vor allem in den vielteilig zusammengesetzten Werken — Pokalen, Leuchtern und Kreuzen — zu suchen sein.

Im Deutschordensschloß Freudenthal bei Troppau befand sich ebenfalls ein Leuchterpaar aus Kristall mit vergoldeter Silbermontierung, das Freiburger Beschauzeichen und eine Meistermarke trug. Doch die Meistermarke ist unbekannt, die Leuchter sind verschollen⁶⁸. Aber im Freiburger Münster und in dessen Schatz steht noch eine ganze Reihe von Leuchtern und Kreuzen, teils noch aus dem 17. Jahrhundert, teils aus späterer Zeit.

Die Kristallfüße vier zusammengehöriger Leuchter sind genau in der Art breiterer Streifen mit Mittelkanten und schmaler, vertiefter Streifen geschliffen, die dem ersten Leuchterpaar eigen ist. Aber die Facetten sind geschraubt. Die Kugelteile sind ausgesprochene Vergrößerungen jenes Paares des Meisters B, das unser Ausgangspunkt für die Freiburger Leuchter war. Die ovalen Kristalle sind über und über in konvexen Quadraten mit diagonal geschliffenen Kanten besetzt. Diese besondere Schlifttechnik, die den Kristallkörper noch weiter geometrisiert, als er seinem Wesen nach schon geometrisch ist, die seine Oberfläche mit einem reinen geometrischen Muster besetzt, wird — wie sich jetzt die Beispiele mehren — zu einem gewissen Kriterium der

⁶⁷ Vom gleichen Augsburger Goldschmied ein ovales silbernes, teilvergoldetes Tablett im Münsterschatz.

⁶⁸ Herrn Prof. E. W. Braun wird diese Mitteilung verdankt. Prof. Braun sah diese Kristalleuchter mit Freiburger Beschau und einer Meistermarke, ungefähr um 1650, vor einem Vierteljahrhundert im Museum des Deutschen Ordens, vom damaligen Hochmeister Erzherzog Eugen in Schloß Freudenthal bei Troppau eingerichtet. 1959 waren die Gegenstände verschwunden. Die Hoffnung, sie wären bei Übernahme des Deutschordensbesitzes durch die tschechoslowakische Staatsverwaltung wiederaufgetaucht, hat sich nicht erfüllt. Nachforschungen der Direktion des Troppauer Museums und des Unterrichtsministeriums in Prag blieben erfolglos.

Freiburger Schleifereien. Es sind ja stets geometrische, prismatische Formen, halbkreisförmige oder polygonale Körper, Kugeln, Zylinder usw., in denen Freiburger Kristallteile gebildet und abermals mit geometrischem Schliff versehen werden.

Nach solcher Vorstellung von Freiburger Kristallschliff wird man vor allem Gebrauchsgegenständen ein weites Feld innerhalb der Freiburger Produktion einräumen und sie auch an der Herstellung der mehrgliedrigen facettierten Kristallbestecke teilhaben lassen. Lediglich um Beispiele zu nennen, nicht um sie als freiburgisch auszugeben, sei ein Löffel im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg angeführt⁶⁹ oder das schöne Besteck im Amsterdamer Rijksmuseum (Abb. 19).

Nun ist nicht unwichtig, daß auch die Löffel ihre nächste Parallele im gotischen Kunstgewerbe Burgunds haben. Wir erwähnen jene des Germanischen Nationalmuseums und des Wiener Kunsthistorischen Museums⁷⁰. Wie die Verbindung des Kristalls mit farbig emaillierter Fassung das eigentliche Merkmal der burgundischen Kristallwerke ist, so darf die Montierung vielteiliger Kristalle in Silbervergoldung als ein Kennzeichen Freiburger Werke angesehen werden. Oder vorsichtiger formuliert: die Freiburger Schleifer lieferten ihre verschiedengestaltigen, kleineren und größeren, aber für ein Werk immer mehrzahligen Kristalle an Goldschmiede im Hinblick auf Montierung.

Aber all dies, was bisher von Freiburger Kristall ausgebreitet wurde, war im Grunde konservativ, verhaftet in der gotischen Tradition, handwerklich, im Vergleich zu den großen Leistungen der italienischen Spätrenaissance vollkommen altertümlich. Aber dieses Konservative war auch wieder das dem deutschen Kristallschliff Wesensgemäße und Eigenständige, war keine Übernahme fremden Gutes, sondern aus eigener Tradition in der Werkstatt handwerklich und kunstgewerblich Erwachsenes. In der Hervorkehrung der reinen Materialwirkung, des einfach Zweckhaften eines Gefäßes, Leuchters oder Löffels, ohne große Dekoration, unverziert von Schnitt, allein durch den Schliff materialgerecht ein Muster erhaltend, sind diese Kristallwerke ein gewichtiges Gegenwort zu den großen, aufs raffinierteste gestalteten Gebilden aus Kristall im italienischen Bereich und auf den deutschen Fürstenhöfen.

* * *

Bisher wurde allein vom Kristallschliff gesprochen. Aber 1625 hat der Goldschmied Johann Georg Amsler dem Erzherzog Leopold „4 christallinen geschirrlin, von mailändischer art“ gemacht, übergeben, und der in Freiburg entstandene Stuttgarter Kristallpokal weist eine sehr ausgeprägte Steinschnittverzierung auf. Dies beides mag die Frage einleiten, ob es Kristallgefäße gibt, die den Freiburger Werkstätten zugeteilt werden können.

Der Wortlaut des Amslerschen Schreibens⁷¹ läßt keinen Zweifel zu, daß es sich um Kristallgeschirr gehandelt hat, wobei der Goldschmied selbst auch Hohlwerker sein konnte, da zwei seiner Geschirrlin ohne Goldmontierung geliefert wurden. Aber wesentlich ist der Hinweis auf mailändische Art. Mailändische Art, das waren reiche und vielgestaltige Formen, mit kompliziertem Steinschnitt versehen, aus einem einzigen Kristallblock herausgearbeitet, technisch, formal und künstlerisch gerade der Gegensatz zu dem,

⁶⁹ RDK Stichwort Bergkristall, Abb. 25.

⁷⁰ Kohlhaussen a. a. O. S. 164 f.

⁷¹ Wiener Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen 17, Reg. 15 116.

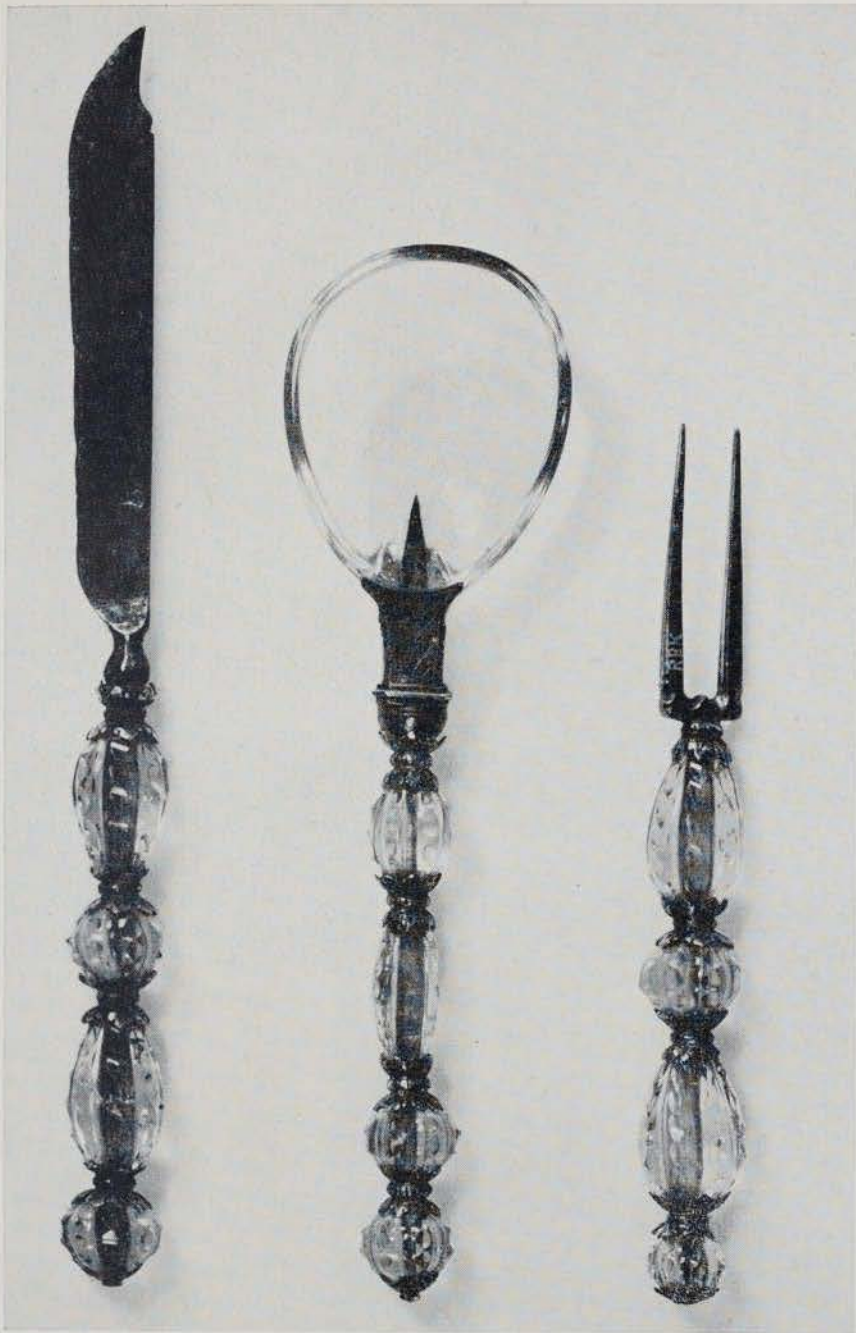


Abb. 19 Amsterdam, Rijksmuseum

Photo: Rijksmuseum

was in Freiburg bisher gesehen wurde. Ganz in der Tradition der Freiburger Pokalformen, Zug um Zug aus ihnen zu erklären, aber mit Steinschnitt als einziger versehen, steht der Stuttgarter Pokal. Nun ist deutlich, daß der Ranken- und Blumenschnitt, der die Kristalle des Gefäßes gleichmäßig überzieht — obwohl in Rücksicht auf die jeweilige Kristallgrundform — etwas Fremdes für den Pokal bleibt, etwas Aufgetragenes, Zusätzliches. Auf den italienischen Kristallgefäßen erwächst der technisch aufs höchste vollendete und künstlerisch überaus gemeisterte Tief- und Hochschnitt — selbst wo er nur Ornament ist oder gerade da — organisch aus dem Gefäßganzen, das

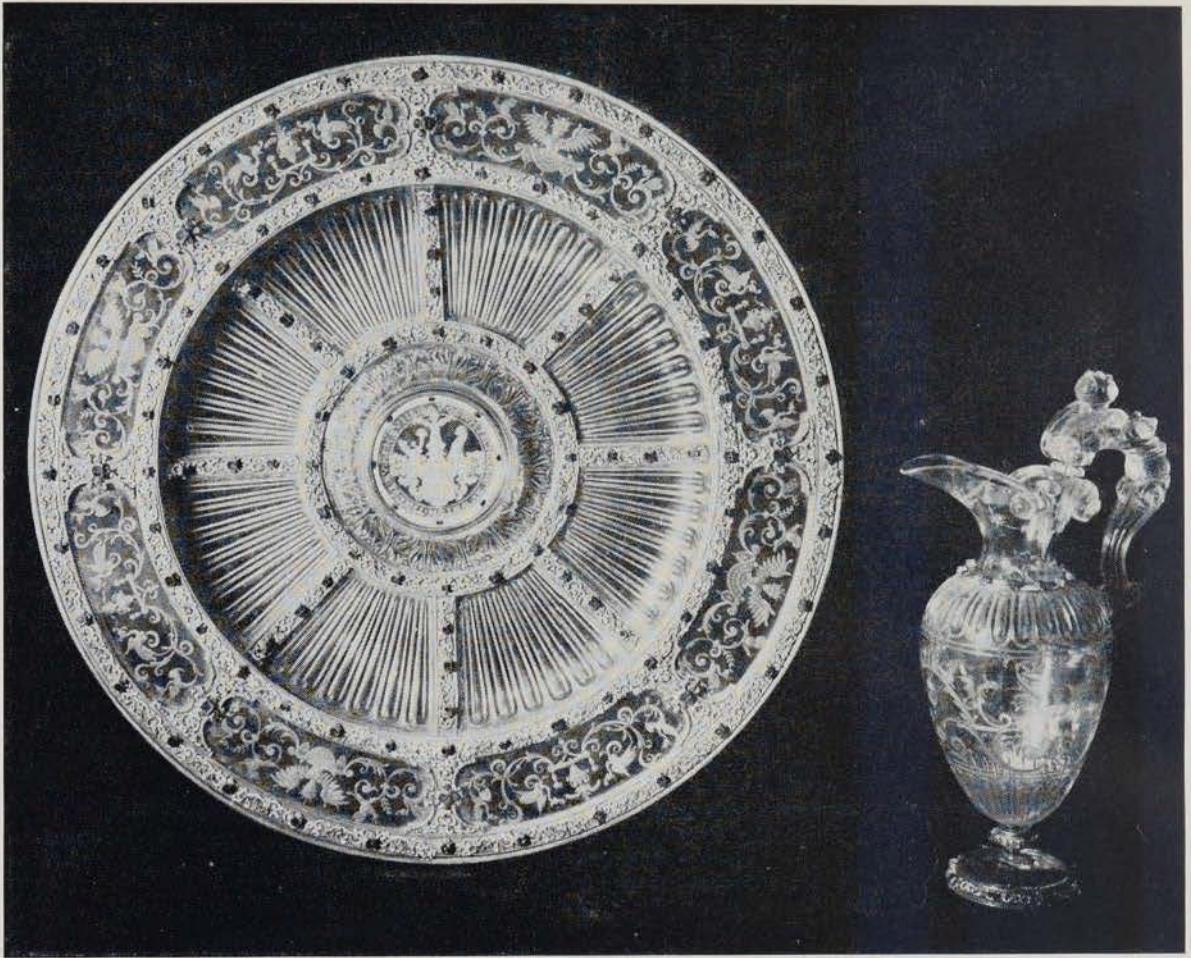


Abb. 20 München. Schatzkammer der Residenz

Photo: Bayerische Verwaltung der staatl. Schlösser

großzügig in kühnen Formen geschliffene Gefäß ist schon im Hinblick auf diesen Schnitt erdacht und ausgeführt. Diesem gegenüber bleibt das Stuttgarter Pokalornament einfach und ohne innere Bindung an das Gefäß.

Dennoch verbindet sich in diesem Werk die Tradition des Freiburger Schliffs mit der vereinfachten Form des von Italien ausgehenden Schnitts. Indes bleibt dies der einzige Steinschnitt auf einem erwiesenen freiburgischen Werk.

Im Amtlichen Führer der Münchner Residenzschatzkammer von 1937 wird bei einer Reihe von Kristallarbeiten Freiburger Herkunft vermutet⁷².

Was bei der Freiburg zugeschriebenen Kanne mit Becken (Abb. 20)⁷³ allenfalls an bisher Gesehenes erinnern könnte, ist das Ungeschnittene, nur in Pfeifen Geschliffene des Kristalls und seine Ein- und Unterordnung in das Werk des Goldschmieds. Die Teilung des runden, flachen Beckens in acht Radialfelder durch Stege der Goldfassung entspricht dem bisher aus Freiburger Werkstätten Gezeigten. Aber ein faßbarer Zusammenhang mit Freiburg ist nicht festzustellen. Bemerkenswert, daß eine Schüssel in der Prager

⁷² Schatzkammer der Münchner Residenz, Amtlicher Führer 1937: Nr. 5, 6, 17, 38, 39, 316. Die Zuschreibungen (im Katalog mit Fragezeichen versehen) dieser italienisierenden Gefäße stützen sich ausschließlich auf stilkritische, nicht näher erörterte Beobachtungen des damaligen Bearbeiters. Für viele Auskünfte, die Werke der Weltlichen Schatzkammer der Residenz betreffend, danke ich Herrn Dr. H. Brunner.

⁷³ Schatzkammer a. a. O. Nr. 5, 6. — Katalog der Nürnberger Ausstellung 1952 M. 78/79.

Hofwerkstatt⁷⁴ die gleiche Struktur eines inneren Ovals, von dem radial Stege zur äußeren Einfassung laufen, erhalten hat. Das Wappen des Herzogtums Württemberg im Spiegel des Beckens und die Inschrift, die sich auf Johann Friedrich, Herzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgard, Herr zu Heidenheim (1608—1628) bezieht, führen gleichfalls zu keinen Rückschlüssen auf die Herkunft des Werkes. Wie aber die zugehörige Kristallkanne gebildet ist, hat seine Voraussetzungen unmittelbar bei italienischen Gefäßen. Für die Gesamtform wie für den Schliff und Schnitt des Gefäßes sei der Florentiner Kristallkrug Nr. 813⁷⁵ angeführt, für die anthropomorphe, hermenartige Gestaltung des Henkels der Wiener Kristallkrug Nr. 1509⁷⁶. Mittels zweier Fassungen wird der Henkel angesetzt und vollplastisch als Harpyienleib bearbeitet.

Wie das Münchner Stück könnte man sich auch Freiburger Kristallgeschirr vorstellen, das — wie Amsler schreibt — nach mailändischer Art gemacht war. Aber hier zeigt sich die Sackgasse, in der wir angesichts des geschnittenen Kristallschliffs in Freiburg stehen. Ist er auch voranzusetzen, es fehlt (außer dem Stuttgarter Pokal) jedes gesicherte Werk, das Ausgangspunkt für Zuschreibungen werden könnte.

Weiter wird bei einer zylindrischen Büchse⁷⁷ Freiburger Herkunft vermutet. Der Kristallkörper selbst hat Facettenschliff, und in diesen in

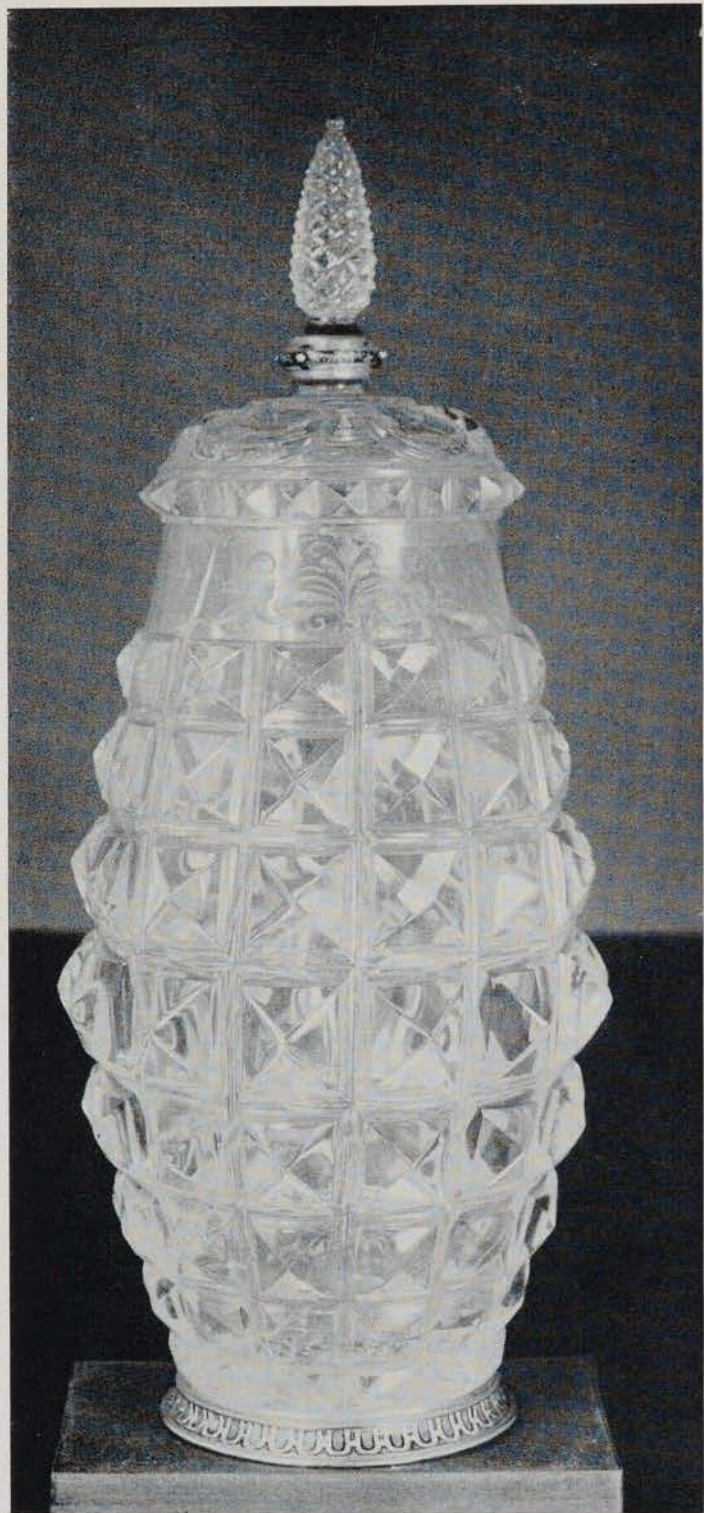


Abb. 21 München, Schatzkammer der Residenz

Photo: Bayerische Verwaltung der staatl. Schlösser

74 Kris, Steinschneidekunst a. a. O. Nr. 653, Tafel 197.

75 Kris a. a. O. Nr. 458/459, Tafel 106.

76 Kris a. a. O. Nr. 459, Tafel 114.

77 Schatzkammer a. a. O. Nr. 516.

Facetten geschliffenen Körper ist das Szenische eingeschnitten. Nun begegnet man hier ähnlichen Blütenzweigen wie auf Fuß und Deckel des Stuttgarter Pokals. Auch die Tatsache, daß ein Steinschnitt auf Facettenschliff angebracht wird, läßt beides verbinden. Die Qualität des Steinschnitts würde zu dem passen, was von der Stuttgarter gesagt wurde: im Vergleich mit den großen Werken der italienischen oder Prager Steinschneider ein schlichtes, anspruchsloses Nebeneinandersetzen des Bildlichen und Ornamentalen, ohne jene technische und künstlerische Vollendung, deren die Mailänder und Prager fähig waren. Die Fassung ist Silber, vergoldet und teils emailliert. Den eingezogenen Fuß, den Zylinder- und Deckelrand umgibt je ein mit Granaten besetzter Ring, der Deckelhenkel faßt gleichfalls Granaten ein. Granaten aber waren für die Freiburger Schleifereien noch viel bezeichnender als Bergkristall. Schließlich erinnert die Art des auf dem Deckel umlaufenden Palmettenringes an die entsprechenden Schmuckformen der Kristallpokale. Aber diese Kriterien genügen noch nicht für eine Inanspruchnahme des Werkes für Freiburg. Auch so — und so wahrscheinlicher als bei jener Kanne mit Becken — wird man sich Freiburger Kristallschnitt nach „mailändischer Art gemacht“ vorstellen dürfen, indem „mailändisch“ ganz einfach ornamentaler und bildlicher Steinschnitt heißt, ohne die Tradition des Facettenschliffs und die Wirkung von Kristall mit goldener und farbiger Fassung aufgegeben zu haben.

Schließlich ist jener faßförmig in Facetten geschliffene Deckelbecher zu nennen (Abb. 21)⁷⁸. Hier wird die Bienenwabefacettierung, wie sie in der Gotik ausgeprägt wurde, kunstreich fortgeführt. Diese Vierecke mit diagonalem Kantenschliff waren bezeichnend für die Leuchter des Freiburger Münsterschatzes und vor allem für das höchst kunstvolle Gebilde des großen Kristallsockels vom Altarkreuz der Witwe Mösch. Nicht im Steinschnitt verzierte Flächen komplizierter Gefäße, sondern in der Schlifftechnik aus geometrischen, prismatischen Formen Zusammengesetztes war ein Kennzeichen der Freiburger Kristallschleifer. Dies Werk schafft, die neuen technischen Erkenntnisse der berühmten Kristallschulen sich zunutze machend, mit überkommenem Formengut etwas ganz Neues, Ungotisches, etwas den Schöpfungen der Mailänder Entgegengesetztes, doch vielleicht Gleichwertiges. Eine verwandte Musterung der Kristallwand vom Geometrischen her gibt es zu der Zeit auch in der Prager Hofwerkstatt⁷⁹, aber dort weist die Einteilung der Wand in Rautenfelder schon eindeutig auf das Vorbild der Glaskunst hin; bei unserem Werk wird man auf diesen neuen Einfluß der Glasbläsereien, also auf ein Übertragen der Glastechnik auf Kristall, noch nicht denken. Denn zu eindeutig ist dieses Muster aus dem Kristallmaterial selbst entstanden.

* * *

Dies ist alles, was wir bisher über den Freiburger Kristallschliff sagen können. Jetzt erst müßte man beginnen, in ehemaligen Kunstkammern und heutigen Museen Kristallwerke zu suchen, die nach dem hier Gezeichneten Freiburger Herkunft sein könnten, wobei in sehr vielen Fällen eine Reihe anderer Möglichkeiten bestehen bleibt. Weitaus das meiste aber, was in Freiburger Werkstätten geschliffen wurde, was die wirtschaftliche Bedeutung der

⁷⁸ Schatzkammer a. a. O. Nr. 17.

⁷⁹ Kris a. a. O. Nr. 657, Tafel 199.

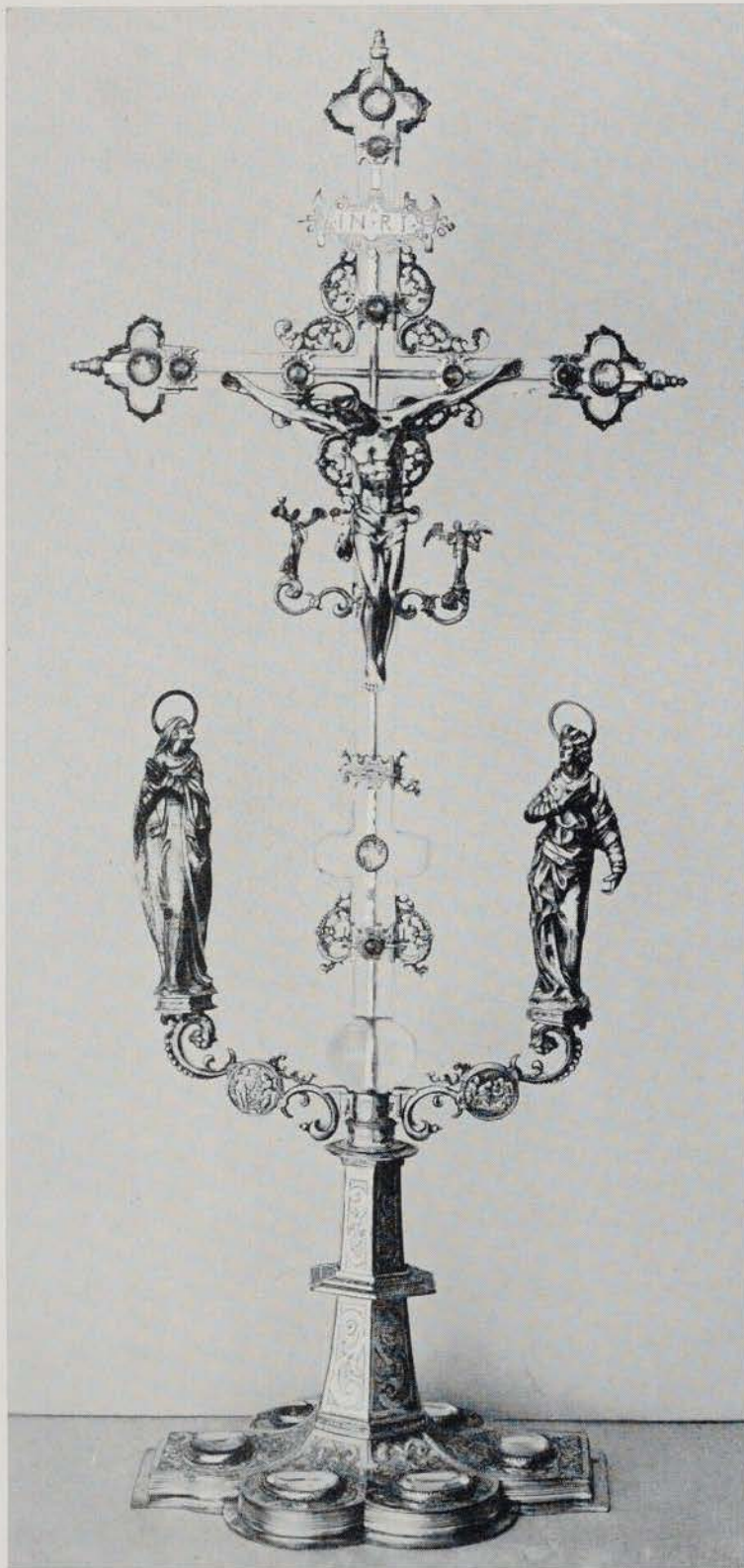


Abb. 22. Waldkirch, Stadtpfarrkirche

Photo: Röbbke, Freiburg

Schleifereien für die Stadt und deren Berühmtheit ausmachte, war rein handwerkliches Erzeugnis, waren durchbohrte und einfach geschliffene, farbige Halbedelsteine für Paternosterschnüre, für Anhänger, Herzen und dergleichen mehr. In den edel geschliffenen Facettenpokalen mit vergoldeter Silbermontierung exponiert sich aber (trotz paralleler Erscheinungen) eine besondere Art und eine hohe Qualität vom Freiburger Kunsthandwerk der rudi- finischen Zeit.

Die Freiburger Universität in den Jahren nach dem Dreißigjährigen Kriege¹

Von Karl-Heinrich Oldendorf

Nach einer ersten Blütezeit um das Jahr 1500 und einer dann im Zusammenhang mit der Reformation und den deutschen Bauernkriegen folgenden Epoche des Niedergangs gewann die Freiburger Universität im Zuge der Gegenreformation, während der sie sich „als eine wahre Hochburg katholischen Glaubens hervortat“², wieder eine größere Bedeutung und zählte neben den Hochschulen zu Wien und zu Ingolstadt „zu jenen drei Universitäten, deren Besuch von den österreichischen Landesherren gestattet und empfohlen“ wurde³. Diese neue Aufwärtsentwicklung der Freiburger Alma mater, die nach ihrem Stifter Erzherzog Albrecht VI. von Österreich „Albertina“ benannt wurde, dauerte bis in das erste Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges an; die Schar ihrer Studenten vergrößerte sich während dieser Zeit von durchschnittlich 150 auf etwa 240 Scholaren⁴.

Doch als dann im Jahre 1632 die Oberrheinlande mit in die Schlachtfelder des Dreißigjährigen Krieges einbezogen wurden, ging es mit der Freiburger Universität wieder rapide bergab: hatten sich in der Zeit zwischen 1620 und 1625 die jährlichen Inskriptionen auf etwa 237 Studenten belaufen, so ließen sich von 1640 bis 1645 nur noch durchschnittlich neun Scholaren jährlich inskribieren⁵. Und in der gleichen Weise wie die Zahl der Studenten abnahm, versiegten auch die Einkünfte der Albertina mehr und mehr, „dern mehristes einkhomen von alters bei denen iro incorporierten pfarreyen, zehenden und schaffereyen und fürs ander in capitalien bestanden“ hatte⁶. Immer größer werdende finanzielle Schwierigkeiten waren die unausbleibliche Folge. Diese führten dann schließlich dahin, daß die Universität ihre Professoren nicht mehr unterhalten konnte und „sich sogar etliche Weiber und Kinder ihrer Lehrer des Bettelns nicht erwehren mochten“⁷.

Die Lage, in der sich die Albertina bei Kriegsende befand, war daher außerordentlich trostlos. Sie aus eigener Kraft zu meistern, daran konnte nicht

¹ Ausschnitt aus „Der vorderösterreichische Breisgau nach dem Dreißigjährigen Kriege und seine Bedeutung für das Haus Habsburg-Österreich“, Freiburger Dissertation 1937, Philosophische Fakultät.

² Gerhard Ritter, Die Freiburger Universität als vorderösterreichische Hochschule, Der Breisgau, Jahressband 1941 der Oberrheinischen Heimat, Seite 286.

³ Hugo Hantsch, Die Geschichte Österreichs, 1951/53, Band I, Seite 517.

⁴ Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, 24. Band d. Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 1904, Seite 113.

⁵ Hermann Mayer, Die Matrikel der Universität Freiburg im Breisgau von 1460—1656, 1910, Band II, Seite 28.

⁶ Tiroler Landesregierungsarchiv zu Innsbruck, Kopialbücher der oberösterreichischen Regierung und Kammer, Auslauf an die Fürstliche Durchlaucht (An Fr. Dt.) 1660, Lib. 79, S. 507.

⁷ Mit diesen Worten wandte sich 1635 die Uni hilfesuchend an Kaiser Ferdinand II.; H. Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg, 1868, Bd. II, S. 429.

gedacht werden und alle Bemühungen in dieser Richtung waren von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ja, es stand der endgültige Untergang dieser so „uralten österreichischen universitet“ zu befürchten, wenn ihr nicht bald irgendwelche Hilfe und Unterstützung zuteil wurde. Man zögerte seitens der Albertina nicht, den Landesfürsten Erzherzog Ferdinand Karl und dessen Ratgeber immer nachdrücklicher auf diese ernste Situation der Freiburger Hochschule aufmerksam zu machen. Aber dennoch verfloß viel Zeit, ohne daß etwas geschah, und es wurde Herbst des Jahres 1655, bis man sich endlich in Innsbruck entschloß, eine große „general-visitation“ an der Albertina vorzunehmen, „damit die alda vacierendte professurn wider ersetzt und die salaria in alten schwung gebracht werden, dann sonsten zu besorgen steht, dieselbe mit“ der fürstlichen Durchlaucht „zuegeherigen landen unwiderbringlichen schaden ganz zu grundt gehen mechten“⁸.

Neben dem habsburgischen Landesfürsten⁹ stand es auch noch den beiden „herrn bischofen zu Costanz und Baßl ... als berierter universitet ordinary judicis, conservatoris et cancellary“¹⁰ zu, „die angesehne visitation der universitet zu Freyburg verrichten“ zu helfen und an „der conferenz, wie selbiges corpus verrers zu allerseits ersprießlichen nuzen unzertrenter erhalten“ werden könnte¹¹, teilzunehmen. Der jeweilige Bischof von Basel war nämlich bei der Gründung der Albertina seitens der Kurie zu ihrem Kanzler bestellt worden, womit ihm allerdings nur einige Ehrenrechte zukamen wie etwa dasjenige, die Magister- und Doktorwürde verleihen zu dürfen; während dem Konstanzer Bischof, zu dessen Bistum sowohl die Stadt Freiburg als auch der größte Teil des Breisgaues gehörten, als dem Ordinarius der Universität die kirchliche und juristische Oberaufsicht übertragen worden war.

Die gelegentlich stattfindenden Visitationen der Albertina wurden aber im allgemeinen weder vom Landesherren noch von den beiden Bischöfen persönlich durchgeführt, vielmehr beauftragten sie Deputierte damit. Dieser Gepflogenheit entsprechend schickte Erzherzog Ferdinand Karl auch zur ersten Nachkriegsvisitation einen Vertreter, und zwar den oberösterreichischen Regimentskanzler Johann Andreas Pappus; „obbemelte beede herrn bischof“ erschienen dagegen ausnahmsweise einmal selber, da sie zufällig „die saurbrunnen dur zu Grießbach“¹² anfangen, und ir zu rugg weg per Freyburg nemben mechten, durch welches mitl also ain großer uncosten“¹³ erspart werden konnte.

Als bald nach dieser „general-visitation“ wurde dem Landesherren ein ausführlicher Kommissionsbericht zugeleitet. Er enthielt eine genaue Darstellung „des iezigen standts der nidersinkhenden universitet zu Freyburg in Preißgau ... , was es mit den ausstendigen deroselben geföllen, sonderlich von capitalien, welche die immediate unter dem Römischen Reiche gesesßne partheyen zu thuen schuldig, dermaln für ain beschaffenhait habe, und durch was für ein modum selbe wie auch die bei denen unter“ der landesfürstlichen „jurisdiction wonhafften schuldnern, habende praetensiones und davon

⁸ Innsbruck, An Fr. Dt. 1655, Lib. 75, S. 474.

⁹ Breisgauische Landesfürsten waren während dieser Zeit: Erzherzog Ferdinand Karl bis 1662, Erzherzog Sigismund Franz bis 1665 und Kaiser Leopold I. bis 1705.

¹⁰ Innsbruck, An Fr. Dt. 1660, Lib. 79, S. 507.

¹¹ Innsbruck, An Fr. Dt. 1664, Lib. 85, S. 226.

¹² Griesbach liegt zwischen Offenburg und Freudenstadt im Schwarzwald und war damals ein bekanntes Bad, das etwa auch von Simplicissimus aufgesucht wurde (5. Buch).

¹³ Innsbruck, An Fr. Dt. 1655, Lib. 75, S. 474.

enstehende Interessen widerum zur Gangbarkeit gebracht werden mechten, item was für ein provisional- oder interimis mitl der bezahlung zugebrauchen, damit die professores nit anderwertige glegenhaiten suechen, und sich hinweckh begeben, auch wie selbe bey khonfftig besserer bezahlung zum fleis anzumahnen, in gleichen wie die professores juris bei der vorderösterreichischen Regierung¹⁴ zum rath appliciert werden khundten“¹⁵.

Die Lösung des für den Fortbestand der Albertina wichtigsten Problems, nämlich ihr die ausständigen Gefälle und Kapitalien wieder zuzuführen, war jedoch eine äußerst schwierige Aufgabe. Soweit die Schuldner der landesfürstlichen Jurisdiktion unterstanden, konnte man sie gegebenenfalls mit Gewalt zwingen, ihre Schulden abzutragen: so wurde zum Beispiel den Ehingischen Ständen in Schwäbisch-Österreich angedroht, daß man gegen sie „bey ermangelnder guetwilliger satisfaction, executive zuverfahren“ gewillt sei¹⁶. Doch wie wenig letztlich solche Drohungen bewirkten angesichts der Tatsache, daß „ieder bei den khriegs zeiten zu retung leib und guet in particular schulden gefallen“ und manch einer genötigt war, „erst ietzt ein neues haußwesen anzurichten“¹⁷, mag man daraus schließen, daß es noch nach Jahren Schuldner der Albertina gab, „so unter“ der habsburgischen Jurisdiktion „gesessen, und eigenthumbliche oder lehen gieter haben“¹⁸. Außerdem zählten viele dieser Ausstände zu den Ensisheimischen Kammerschulden, „welche schulden . . . under die division, so mit der Chron Franckreich zugeschehen hat, gehern“¹⁸; an ihre Einbringung war so lange nicht zu denken, als die französische Krone ihrer vertraglichen Verpflichtung¹⁹, zwei Drittel aller Ensisheimischen Kammerschulden abzustatten, nicht nachkam.

Bereitete es also schon große Schwierigkeiten, die österreichischen Untertanen zur Zahlung ihrer Schulden bei der Universität zu bewegen, so war es geradezu ein hoffnungsloses Unterfangen, „die immediate unter dem Reich angesessne schuldnere zu bezahlung zutreiben“²⁰. Zwar wurde im Jahre 1654 ein oberösterreichischer Regimentsrat zum Reichstag nach Regensburg entsandt, um bei Kaiser Ferdinand III. deswegen vorstellig zu werden¹⁵; er hatte dabei aber ebensowenig Erfolg wie die vom Erzherzog Ferdinand Karl in den folgenden Jahren an den kaiserlichen Hof „der universitet halber abgangne fürs schreiben“²⁰.

Noch aussichtsloser war es schließlich, dem Jesuitenorden, der seit dem Jahre 1620 die humanistischen und philosophischen Lehrstühle sowie einige der Theologischen Fakultät an der Albertina innehatte, wieder „die gefell von“ seinen „in Elsaß habenden giethern als closter Ölenberg, St. Ulrich, und Morand“¹⁵ zuzuführen. Diese drei dem Jesuitenorden zur Unterhaltung seiner Theologieprofessoren im Jahre 1621 beziehungsweise 1626 (Ölenberg) von Erzherzog Albrecht V. übermachten Klöster waren nämlich „den Patribus Societatis Jesu . . . von der Chron Franckreich . . . schon von langer zeit her arrestiert worden“¹⁵.

¹⁴ Die für den vorderösterreichischen Breisgau zuständige vorderösterreichische Regierung hatte seit 1651 ihren Sitz in Freiburg.

¹⁵ Innsbruck, An Fr. Dt. 1654, Lib. 74, S. 115.

¹⁶ Innsbruck, Kopialbücher, Einlauf von der Fürstlichen Durchlaucht (Von Fr. Dt.) 1655/56, Lib. 29, S. 485.

¹⁷ Innsbruck, An Fr. Dt. 1654, Lib. 74, S. 452.

¹⁸ Innsbruck, An Fr. Dt. 1660, Lib. 79, S. 507.

¹⁹ Instrumentum Pacis Caesareo-Gallicum Monasteriense § 89.

²⁰ Innsbruck, An Fr. Dt. 1656, Lib. 76, S. 575.

Auf Grund dieser finanziellen Misere der Albertina war es um den Fortbestand „der uralten österreichischen universitet“ wirklich außerordentlich schlecht bestellt. Eine erste landesfürstliche „hilfraichung eines stückh gelts“ in Höhe von 2000 Gulden, die je zur Hälfte von der ober- und der vorderösterreichischen Kammer im Jahre 1654 der Freiburger Hochschule zu überweisen waren²¹, reichte zur Deckung der regelmäßigen Ausgaben bei weitem nicht, denn diese beliefen sich jährlich auf etwa 5200 Gulden ungeachtet der vielen Besoldungsrückstände, die bei einigen Professoren weit über 1000 Gulden ausmachten²².

Um aus der permanenten Finanznot herauszukommen, wurden von der Abertina „etwelche vorschläg“ ausgearbeitet und über die Innsbrucker Behörden Erzherzog Ferdinand Karl zugeleitet. Sie zielten vor allem darauf ab, daß die „drey landtschafften, und derselben einnember ämbter, als Tyrol, Schwaben und Preißgau, iedes ain gewisse summa bis auf bessere zeiten jerlichen darraichen“ sollten²³. Dafür „were man anseiten der universitet gesunnen, die Tyrolisch landtkhinder bei den zu Freyburg vorhandenen und der universitet cum libera collatione zuestendigen stipendien zu promoviern, wie ingleichen 2 arme Tyrol schueler (die jerlichen über 10 gulden nit zu spendieren) in domum sapientiae alda aufzunemben, darbey als lang die gelter geraicht werden, zu continuiern“²³. Die gleichen Vergünstigungen wollte man den Studenten aus Schwäbisch-Österreich gewähren. Von den breisgauischen Landständen glaubte man dagegen ohne besondere Vergünstigungen finanzielle Unterstützung erwarten zu dürfen, „umbwillen doppleten genusses der stende, in dem mitlst der universitet die durch die khriegs jar erödete gotßheiser mit subiecten widerumben besezt, zumahlen der ritterschaft, und bürger standts khinder der lehr mit geringerer spesa, als sonsten beiwarthen khinden“. Neben diesem Vorschlag einer finanziellen Unterstützung durch die Landstände von Tirol, Schwäbisch-Österreich und dem Breisgau empfahl die Universität auch, daß der „herr bischoff zu Costanz ... zu einen beitrag ... anzulaiten were“, da er „von diser hohen schuel ain starckhen clerum minore zu erhaltung der religion bekhomet“²³.

Als jedoch diese und andere Vorschläge der Universität nicht sogleich verwirklicht wurden und es wohl auch kaum konnten, hingegen der finanzielle Notstand der Albertina immer unerträglicher wurde, „da beschloß sie endlich (am 6. April 1656) ein letztes, verzweifelttes Mittel zu ergreifen und auf unbestimmte Zeit die Schulen zu schließen“²⁴.

Dieser Beschluß der Universität verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Denn „damit aber gleich forderist zuerhaltung“ der landesfürstlichen „reputation und interesse, auch gemeines nuzes willen offtangeregte so alte catholische und von“ dem österreichischen „Erzhaus fundierte hohe schuel nit endlich auf einmal aufgehebt, sonder noch ferner vorab negst bei wider anfangener studien continuiert werden“²⁰, entschloß sich Erzherzog Ferdinand Karl nunmehr, die für die Besoldungen jährlich erforderlichen 5200 Gulden aus seinen „gefölln ... so lang zuerfolgen, bis man denen stenden der 3 landtschafften

²¹ Innsbruck, Von Fr. Dt. 1655/54, Lib. 28, S. 401.

²² F. Schaub, Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656—1806, Band I 1955, Seite 1: J. M. Sonner 1800 Gulden; Seite 20: J. Chr. Brunckh über 2000 Gulden.

²³ Innsbruck, An Fr. Dt. 1656, Lib. 76, S. 273.

²⁴ H. Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg, 1868, Band II, Seite 455 f.

Tyrol, Preißgau und Schwaben zu begebenden zusammen khonfften remonstriert, wie“ die landesfürstliche Durchlaucht „zu conservierung der universitet sich selbst angreifen, da doch inen stenden ire jugend halber ebenfahls an solcher erhaltung merckhlichen gelegen, zu dem ende gleichfahls ein erigibigen beitrage zuthuen haben, in ansehung dessen sich erdeite universitet erbietig machet, von ieder landtschafft gewise anzahl der jugend wie es sich thuen lest, in die zu Freyburg gestüffte alumnatun zunemen, alß vil beitrage dann iede landtschafft bewilliget“²⁰.

Die Stände der drei Landschaften Tirol, Schwäbisch-Österreich und Breisgau für eine Unterstützung der Albertina zu gewinnen, erwies sich aber bald als aussichtslos. Denn im Breisgau war es schon äußerst beschwerlich und kostete stets eine „vast unbeschreibliche geduld und labores“²⁵, die Stände zu einer „einwilligung nothwendigster guarsion geltern“ zu bewegen, so daß an weitere zusätzliche Belastungen nicht zu denken war; und in Tirol und Schwäbisch-Österreich konnte man kaum auf Beihilfe rechnen, „wann nit zuvor die Breißgeuischen stendt . . . ein merckhliche contribution disfahls einwilligen würden“¹⁸. Hinweise auf den eigenen Nutzen, den sie und ihre Kinder von der Universität hätten, verfielen bei den Landständen nicht — weder im Breisgau noch in Tirol oder in Schwäbisch-Österreich.

Sollte die Albertina, „solches uraltes hechst nuzliches und unemperliches institutum“²⁰, nicht zugrunde gehen, so blieb dem Erzherzog Ferdinand Karl schließlich nichts anderes übrig, als es bei der einmal geschaffenen „interims fundation“ verbleiben zu lassen und der Universität die jährlich erforderlichen 5200 Gulden aus seinen Ämtern zu überschreiben. Neben den landesfürstlichen Ämtern wurden später auch noch die Ausfuhr von „Tirolisch Inthalischem salz“ aus der Saline Hall bei Innsbruck¹⁸ und die im Breisgau aufgebrauchten Türkensteuern²⁶ zur Finanzierung der Freiburger Alma mater herangezogen.

Von den 5200 Gulden, die der Universität hinfort jährlich vom Landesherren zur Verfügung gestellt wurden, gingen 5135 Gulden für Besoldungen ab. Und zwar erhielt die Societas Jesu für ihre an der Albertina lehrenden Professoren 1150 Gulden, während 400 Gulden auf einen weltlichen Theologen, 1800 Gulden auf vier Juristen, 900 Gulden auf zwei Mediziner, 100 Gulden auf den Rector und 785 Gulden auf die „übrigen officialn“ entfielen. Eine Verringerung der jährlichen Besoldungsausgaben ließ sich kaum „mit nuzbarckhait in das werckh sezen . . . ,ursachen man umb ein so geringes gar kheinetaugliche subiecta zur professur erhandlen“ hätte können²⁰, während doch „der ruemb einer hohen schuel nempe in qualitate professorum merckhlich gelegen“¹⁸.

Es waren verschiedenartige Gründe, die den Landesfürsten veranlaßten, „angeregter universitet auf thuenlichister weise aufzuhelffen, und in gueten standt zuerhalten“²⁷. Zunächst mag ihn dazu der Gedanke an die Erhaltung der alten katholischen Religion veranlaßt haben: „dann wann solche zu grundt gehn solte, . . . die Catholische religion, wie leicht zu ermessen, zwischen zwey

²⁵ Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, Österreich-Akten: Tirol Fasz. 11, 1677.

²⁶ Innsbruck, An Fr. Dt. 1664, Lib. 83, S. 500; Von Fr. Dt. 1662/63, Lib. 53, S. 211: der Landtag hatte 25 000 Gulden Türkensteuern bewilligt.

²⁷ Innsbruck, Von Fr. Dt. 1655/56, Lib. 29, S. 201.

Luterischen faculteten Straßburg und Baßl gelegen, hierunter starckh leiden, und periclitirn derffte²⁸, zumal „die Preißgeuischen landen mit den Margraf Turlachischen Wirtembergischen Schweizerischen angrenzenden orthen vermischet, und tegliche gefahrn der einreissenden widrigen religion bei nit vorhanden wachtsamen seelsorgern (welche sonst bei den universiteten in der lehr erzogen werden) zubesorgen, massen dann auch in verschidnen orthen die Catholische pfarrer mit denen predicanten in ainer khürch circa officio animarum pro cuiusque religione alterniern“²⁰. Wie wichtig deshalb die Ausbildung von Geistlichen war, damit möglichst bald „die durch die khriegs jar erödete gotßheiser mit subiecten widerumben besezt“²³ werden konnten, mag man daraus ersehen, daß sich im Jahre 1657 „daraussen bey 400 curae animarum ex defectu studiorum et sacerdotum ledig und unersezt“²⁹ befanden.

Daneben war es dem Landesherren ein besonderes Anliegen, an einer eigenen Universität „guete subiecta“ für den Staatsdienst heranbilden zu können, „massen man . . . in dem Römischen Reich täglich vor augen siehet, das auch fürsten und stendt bevorab bei den uncatholischen, so bei weitem“ mit dem habsburgisch-österreichischen Erzhaus „nit zuvergleichen, universiteten gestüfft, selbe miglichist in gueten esse conserviern, und hierdurch iederzeit bei iren höfen in ieder facultet taugliche subiecta der geniege nach zugegen haben, in massen solches die erfahrungheit bei den reichstagen und andern offnen conventen an den tag gibt“²⁰.

Auch wirtschaftliche Erwägungen ließen dem Erzherzog die Erhaltung der Albertina angelegen sein. Denn was im Falle ihres Unterganges seinen vorder-österreichischen Landen „für gefahr und schaden zuwaxen khöndte, ist aus deme abzunehmen, weiln durch ersagte universitet zu Freyburg ain ansehnlich gelt ins landt gebracht, die mercantien, zöll und umbgelt vermehrt werden, auch der landtmann gelegenhait hat, das seinige umb sovil fuegsamer zu versilbern, und folgens desto leichter die schuldige contributiones neben andern oblagen und beschwerden abzurichten“²⁸ wären.

Und schließlich sah sich der Landesfürst zur Unterstützung und Förderung seiner Freiburger Alma mater genötigt, weil er fürchtete, Frankreich könne zu Ensisheim eine neue, französische Universität stiften, sobald nur die Albertina im österreichischen Breisgau ihre Tore schlösse, womit „Frankhreich die erwintschte glegenhait erhielte, der höher und niderstandts persohnen, welche zu Enßißhaimb frequentiern würden, gemieter nach und nach zugewinnen, und an sich zuziehen, und entlich darmit das ienige zu effectuieren, was“ es „schon lang gesuecht, und doch nie zu werckh bringen mögen“²⁸.

Mit anderen Worten: der Erzherzog wollte durch die Sicherung des Fortbestandes der Albertina verhindern, daß es der französischen Krone gelänge, das Elsaß auch innerlich zu gewinnen, denn damals — wenige Jahre nach dem Münsterischen Friedensvertrag — bestand auf seiten der Habsburger noch der unbedingte Wunsch und die sichere Hoffnung, die bei dem Westfälischen Friedensschluß an Frankreich abgetretenen elsässischen Besitzungen, die jahrhundertlang zum habsburgischen Patrimonialgut gehört hatten und von denen „man nicht mit Unrecht“ bemerkte, „sie seien einem halben Königreiche gleich“³⁰, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wieder zurückzugewinnen. Dieser Gesichtspunkt bei der landesfürstlichen Unterstützung der Albertina

²⁸ Innsbruck, An Fr. Dt. 1664, Lib. 85, S. 500.

²⁹ Innsbruck, An Fr. Dt. 1657/58, Lib. 77, S. 519; vgl. auch: An Fr. Dt. 1656, Lib. 76, S. 573.

³⁰ Leopold von Ranke, Französische Geschichte, XI, 179.

verdient um so mehr Beachtung, als das zitierte Aktenstück dem innerösterreichischen Behördenschriftwechsel entnommen ist, womit der Einwand einer bloß propagandistischen Argumentation völlig entfällt. Außerdem können wir diesem Gesichtspunkt entnehmen, daß sich hier — wie so oft in der wechselvollen Geschichte der Oberrheinlande — wieder einmal das habsburgische Hausinteresse und das Reichsinteresse vollkommen deckten.

An der landesfürstlichen Unterstützung der Freiburger Alma mater änderte sich auch dann nichts, als im Jahre 1665 die Tiroler Linie der Habsburger mit Erzherzog Sigismund Franz, der nach seinem Bruder Erzherzog Ferdinand Karl zwei Jahre lang die vorder- und oberösterreichischen Lande regiert hatte, ausstarb — „denn dieser Prinz war der letzte Zweig des Oesterreichisch-Tyrolischen Astes, der itzt mit Sigismunden ganz verdorret ist“³¹ — und Tirol sowie die Vorlande wieder mit den übrigen Erblanden vereinigt wurden. Im Gegenteil: hatte nämlich Erzherzog Sigismund Franz während seiner kurzen Regierungszeit die Albertina etwas vernachlässigt und die von seinem Bruder Ferdinand Karl geschaffene „interims fundation“ stark beschnitten³², so erklärte sich Kaiser Leopold I. alsbald bereit, „denen professoribus der uralten österreichischen universitet . . . auf 6 jar lang jerlich 5685 gulden aus dero general einnehmer ambt zu ersagtem Freyburg . . . bezalen“ zu wollen³³. Und zwar sollten diese 5685 Gulden folgendermaßen aufgeteilt werden: Patres Societatis Jesu 1150 Gulden, ein weltlicher Theologe 400 Gulden, Juristische Fakultät 2100 Gulden, Medizinische Fakultät 1200 Gulden, Rector 50 Gulden, Verwaltungsbeamte 855 Gulden³⁴. Gegenüber dem Besoldungssatz zur Zeit Erzherzogs Ferdinand Karl erhöhte sich der Anteil der Juristen durch eine Erweiterung ihres Lehrprogrammes, der Anteil der Mediziner durch die Schaffung einer dritten Professur.

Kaiser Leopold I. hat sich zu dieser weiteren Unterstützung der Albertina „auß keiner schuldighkait, sondern auß pur lauterer Kayserlicher freigebigkeit, und gegen den studien, und zumalen gegen diser universitet tragendten besondren vätterlichen lieb und gewogenhait“³⁵ bereit gefunden. Dabei verlangte er jedoch gleichzeitig, daß die Universität „inmitlst diser sechs jahren“, während der sie die „auf 5685 gulden belaufende besoldungen auß bedeüten Freyburgischen mitlen“ erhielt, „sich auf alle weiß befleißē“ solle, „sovil mitln von iren alten und neüen corpore der geföhlen zuwegen zubringen, und einzutreiben, daß sy darauß ins khunfftig die besoldungen selbsten bestreiten“ möchte, was „bey vorhandenen und nun mehr so lang geniessendten fridten desto leichter und ehennnder wirdet sein können“³⁵. Außerdem wurde der Albertina aufgetragen, „alles ires einnehmens und außgebens so lange sy dises provisional mitl“ genösse, „ordentliche jerliche raithung mit beisezung der extanzen alhiriger“³⁶ camer zuerstatten³⁴.

Konnten auf Grund der landesfürstlichen „interims fundation“ auch die Professoren der Albertina wieder besoldet und der Lehrbetrieb aufrechterhalten werden, so waren doch die finanziellen Sorgen der Freiburger Alma

³¹ F. Kreuter, Geschichte der k. k. Vorderösterreichischen Staaten, 1790, Band II, Seite 551.

³² Innsbruck, An Fr. Dt. 1664, Lib. 85, S. 500; siehe auch: An Fr. Dt. u. R. K. Mt. 1665, Lib. 84, S. 520.

³³ Innsbruck, Kopialbücher, Auslauf an die Römisch Kaiserliche Majestät (An R. K. Mt.) 1666, Lib. 85, S. 620.

³⁴ Innsbruck, An Fr. Dt. u. R. K. Mt. 1665, Lib. 84, S. 520.

³⁵ Innsbruck, Von Fr. Dt. u. R. K. Mt. 1664/65, Lib. 54, S. 763.

³⁶ Damit ist die oberösterreichische Kammer zu Innsbruck gemeint.

mater damit noch keineswegs behoben, belief sich doch beispielsweise allein der „professorn ausstandt irer salarien . . . bis inclusive 1665 . . . auf 40 940 gulden und ein nambhafftes an wein und getraidt“³⁴; auch wurden für „die conservation der gebey und notwendigen besserungen . . . bei 5500 gulden“ dringend benötigt und das um so mehr als „ie lenger selbige verschoben bleiben, ie mer uncösten khonfftig erfordern“ würden³⁴.

Daß die Albertina trotz aller Bemühungen vorerst nicht in die Lage versetzt wurde, diese Ausstände abzutragen oder auch nur die laufenden Besoldungen wieder selber aufzubringen, dafür sorgten das Ausbleiben ihrer alten Einkünfte, die Säumigkeit ihrer Schuldner und nicht zuletzt die neuen kriegerischen Verwicklungen mit Frankreich in den siebziger Jahren, die mit ihren Folgen dann schließlich zu einer zeitweiligen Übersiedlung der Albertina von Freiburg nach Konstanz am Bodensee führten³⁷.

Zählte die Albertina bei Beendigung des Dreißigjährigen Krieges kaum mehr 50 Scholaren, so stieg deren Zahl in den folgenden Jahren allmählich wieder an und entsprach bald dem Stand der Vorkriegsjahrzehnte. Denn wie wir der Universitätsmatrikel entnehmen können, belief sich die Zahl der jährlichen Inskriptionen in der Zeit von

1600 bis 1605	auf durchschnittlich	155	Studenten,
1605 „ 1610	„ „	177	„ „
1610 „ 1615	„ „	120	„ „
1615 „ 1620	„ „	102	„ „
1630 „ 1635	„ „	78	„ „
1635 „ 1640	„ „	25	„ „
1640 „ 1645	„ „	9	„ „
1645 „ 1650	„ „	57	„ „
1650 „ 1655	„ „	87	„ „ ³⁸
1655 „ 1660	„ „	125	„ „
1660 „ 1665	„ „	156	„ „
1665 „ 1670	„ „	153	„ „ ³⁹

Es war jedoch nur ein kurzfristiger Wiederaufstieg, denn mit dem Ausbruch des Krieges gegen Ludwig XIV. im Jahre 1673 ging die Zahl der Scholaren wieder schnell zurück und es ließen sich beispielsweise im Sommersemester 1673 nur mehr 15 Studenten an der Albertina immatrikulieren³⁹.

Die meisten Scholaren der Freiburger Universität stammten wie schon vor dem Dreißigjährigen Kriege aus der Diözese Konstanz, also aus Freiburg und dem Breisgau sowie aus den östlichen Nachbargebieten wie etwa aus den fürstenbergischen Territorien oder aus der Reichsgrafschaft Bonndorf, die sich übrigens im Besitz der breisgauischen Benediktinerabtei St. Blasien befand: in den Jahren zwischen 1645 und 1650 kamen etwa 52 Prozent aller Studenten aus dieser Diözese und in den darauffolgenden fünf Jahren waren es 44 Prozent³⁸. Daneben zogen aber auch viele Scholaren aus Tirol, Vorarlberg und Schwäbisch-Österreich, aus Bayern und aus der Schweiz, aus dem Elsaß und aus dem Bistum Besançon nach Freiburg. Ja, sogar aus Hamburg, Erfurt,

³⁷ 1636—1698.

³⁸ Hermann Mayer, Die Matrikel der Universität Freiburg im Breisgau von 1460—1656, 1910, Band II.

Osnabrück, Münster, Köln und Luxemburg erhielt die Albertina ihren Zu-
strom³⁹.

Eine große Anzahl dieser Scholaren kam zum Studium der Jurisprudenz nach Freiburg. Denn da den habsburgischen Landesherren sehr viel an der Heranbildung von „gueten subiecten in civilibus und politicis“ gelegen war, erfreute sich die Juristische Fakultät der Albertina einer besonderen Förderung. So wurden etwa nicht nur ein Canonist, ein Codicist, ein Pandectist und ein Institutionist an die Freiburger Alma mater berufen, sondern auch dafür Sorge getragen, daß „das jus publicum und feudale (wie bei iezig zeiten in allen hochberiebtten schuelen geschieht) dociert werden, welche materia als summa practica vil studiosos nach Freyburg invitiern mechte“¹⁸. Dementsprechend war auch der Anteil der Juristischen Fakultät an der landesfürstlichen „interims fundation“ am größten: von den 5200 Gulden zur Zeit Erzherzogs Ferdinand Karl erhielten die Juristen nämlich 1800 Gulden²⁰ und von den 5685 Gulden zur Zeit Leopolds I. 2100 Gulden³⁴.

Dagegen war die „facultas medica . . . zwar“ ebenfalls „nothwendig, bei disen zeiten aber ganz wenig in flore“²⁰. Man entschloß sich sogar im Jahre 1656, „die anvor geweste 5 medici auf 2 zu restringiern“²⁰, um dann erst unter Kaiser Leopold I. „die ersezung der driten stell professori institutionum medicarum“³⁴ wieder vorzunehmen.

Während sich die Juristische und die Medizinische Fakultät in den Händen der weltlichen Universität befanden, wurden „die facultas theologia, philosophica und humaniora . . . von denen Patribus Societatis Jesu versehen“⁴⁰; lediglich in der Theologischen Fakultät gab es noch zwei Lehrstühle, die jeweils einem „clerico saeculari“ vorbehalten waren. Doch die finanzielle Lage gestattete es der Universität nicht, wie „anvor . . . ainen professorem in sacra scriptura, dann ein andern pro controversys“ zu bestellen²⁰, obgleich „dise wegen allerseits umb ligender uncatholischer orthen und universiteten umb sovil mehr vonneten, und fast unemperlich“ waren³⁴. Vielmehr mußten die „beeden professurn dermaln coniungiert, und mit ainem subiecto allein . . . besetzt“ werden, der gleichzeitig „die der theologischen facultet ieweiln incumbierende functionen verrichten“ mußte²⁰.

Der von den Patres Societatis Jesu besorgte Studienbetrieb trug „durchaus den Charakter des schulmäßigen Lehrens und Wiederholens dogmatisch festgelegter Sätze, ja wohl gar der bloßen Stilübung“⁴¹. Aber trotz oder gerade wegen dieser Schulmäßigkeit verlief er am geordnetsten. Selbst in der allergrößten Notzeit haben die Patres „iren schuelen mit allem fleiß und eifer obgewartet, auch ob schon . . . anndere faculteten zum thail von dem dociern nachgelassen, so haben doch sy patres sich an irem orth dahin gar nicht verstehen, sonder für baß gedulden wollen, und also hierdurch dise universitet allain conserviert und erhalten“⁴². Auch waren sie durchaus „nit gesinnet . . . einer löblichen universitet zue zumueten, daß alle die anderst woher an-

³⁹ Friedrich Schaub, Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656—1806, 1955, Band I.

⁴⁰ Innsbruck, An Fr. Dt. u. R. K. Mt. 1665, Lib. 84, S. 520. Auf die vielen Kontroversen zwischen der Universität und den Jesuiten kann im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden. Es sei nur vermerkt, daß die Jesuiten sich eifrig bemühten, die weltlichen Professoren aus der Theologischen Fakultät ganz zu verdrängen (vgl. z. B. Innsbruck, An Fr. Dt. 1657/58, Lib. 77, S. 319), und diese wie die Philosophische Fakultät ihrer Sodalität ganz einzuverleiben, was ihnen jedoch nie gelang.

⁴¹ Gerhard Ritter, Die Freiburger Universität als vorderösterreichische Hochschule, Der Breisgau, Jahressband 1941 der Oberrheinischen Heimat, Seite 283.

⁴² Innsbruck, An Fr. Dt. 1657/58, Lib. 77, S. 319.

khomende studenten sich hir ex rhetorica examinieren lassen, sondern das man allein die frembde, undt ohne publica et legitima testificare . . . angelangte studiosos zue dem examen weise, nach loblichem bishero gewöhnlichen gebrauch, damit nit sonst das thor offen stehe, vilen in den undteren schuolen liederlichen scholaren, die wan sie nit über den syntax zue khomen sich getrauen, oder sonst kein guot thuen, den graden weg der universitet zu lauffen, mit disreputation der höheren studien undt verwirrung gueter ordnung in den undteren schuolen“⁴³. Natürlich hielten die Patres es andererseits auch „für recht undt genem . . . , wan die in unseren schuolen . . . ad logicam capaces erkhente studiosi anderst wohin sine testimonio legitimo kommen, sich alda noch miessen examinieren lassen“⁴³.

Verlief der von der Sodalität versehene Studienbetrieb also recht geordnet und waren die Patres um die Erhaltung eines gewissen Niveaus der Universität ehrlich bemüht, so hören wir dagegen von den Professoren der Rechtswissenschaft und der Medizin, daß sie „gar wenig publicas lectiones, hingegen privata collegia halten“⁴⁴. Auch beschwerten sich „die studiosi . . . durchgeents . . . , das es mit den publicis lectionibus wo nit schlefferig iedoch dergestalten hergehen, daß sy nach verfließung und verzärung langwiriger zeit die wenigste materien zusammen bringen, und derentwegen was sy nit etwan in collegys oder privato studio erlernen, die übrige zeit fast verlorn, und umb sonst seye, auch also sie lectiones publicae nur pro forma, und zu dem ende gehört werden, damit sy studiosi post biennium ad quadriennium ad assequendum doctoratum von den professoribus die nothwendige testimonia beybringen mögen, das sy ire lectiones fleissig visitiert, und den casum vollendet“⁴⁵.

Der Grund für diese offensichtliche Vernachlässigung ihrer Pflichten gegenüber der Albertina lag zweifelsohne darin, daß die weltlichen Professoren „villen anderwertigen, zu zeiten eintragendten commissionen“⁴⁴ nachgingen und wohl auch nachgehen mußten, da ihre „besoldung . . . nit groß, und dann auch schlecht bezalt“ wurde, „allermassen es der grosse ausstandt“⁴⁶ zuerkennen gibt“²⁸. Die Patres Societatis Jesu waren dagegen als Angehörige eines großen Ordens in finanzieller Hinsicht wesentlich unabhängiger.

Der Landesherr ließ zur Behebung dieser Übelstände an der Freiburger Alma mater die weltlichen Professoren „zu mehren vleiß, und gebürender embßigen haltung der collegiorum publicorum“ anhalten und auffordern, „daß sie sich . . . in andern negotys und commissionibus, wardurch ir ambt und professur zu schaden der jugendt mechte verhindert werden, nicht occupiern sondern bey ihren berueff und ambt verharren“ sollten⁴⁴. Außerdem wurden zwei vorderösterreichische Regimentsräte beauftragt, daß sie die „universitet etlich mal im jar visitiern, der vacanten halber sich aigentlich erkundigen, und solche nach dem befund zu nuzen der studiosen restringiern“⁴⁵. Doch was nutzten letztlich solche Ermahnungen und Vorkehrungen angesichts der realen Wirklichkeit einer mangelhaften Besoldung!

Überblicken wir den Weg, den die Albertina in den zwei ersten Jahrzehnten nach dem Westfälischen Friedensschluß gegangen ist, so registrieren wir

⁴³ Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, Osterreich-Akten: Vorderösterreich Fasz. 12, 177 f.

⁴⁴ Innsbruck, Von Fr. Dt. u. R. K. Mt. 1664/65, Lib. 54, S. 765.

⁴⁵ Innsbruck, An R. K. Mt. 1667, Lib. 86, S. 27.

⁴⁶ Dieser belief sich, wie oben bereits mitgeteilt wurde, bis einschließlich 1665 auf etwa 49 000 Gulden.

hier durchaus eine Wiederaufwärtsentwicklung, obgleich die „faculteten mit khainen überflüssigen leithen sondern bloß notdurfftiglich besetzt“ waren⁴⁷ und man auch mancherlei Einschränkungen hinsichtlich des Lehrbetriebes und seines wissenschaftlichen Niveaus machen muß.

Besonders bemerkenswert ist der entscheidende Wandel, der sich in diesen Jahren in der Finanzierung und Unterhaltung der Freiburger Universität anzubahnen begann: hatte nämlich der Albertina „mehristes einkhomen von alters bei denen iro incorporierten pfarreyen, zehendten und schaffereyen, und fürs ander in capitalien bestanden“⁴⁸, so wurde sie, nachdem ihr diese Grundlagen durch den Dreißigjährigen Krieg und seine Folgen entzogen oder doch zumindest stark eingeschränkt worden waren, hinfort mehr und mehr von den finanziellen Beihilfen des Landesherren getragen. Auf die einmal geschaffenen „interims foundationen“ konnte die Albertina nicht mehr verzichten und Kaiser Leopold I. mußte sich im Jahre 1671 damit einverstanden erklären, daß ihr „die salaria oder sovil daran abgehet, aus“ seinen „vorderösterreichischen camergefellen, gleichwie bishero beschehen, auch noch verrers . . . bezalt und entrichtet“ wurden⁴⁸. Nur so war der Fortbestand der Freiburger Alma mater gesichert.

Den habsburgischen Landesfürsten aber war — wie wir gesehen haben — aus konfessionellen, wirtschaftlichen sowie innen- und außenpolitischen Erwägungen an der Erhaltung ihrer Albertina, dieser so „uralten österreichischen universitet“, außerordentlich viel gelegen, weshalb denn auch der „wideraufhelfung und restaurierung der aus ermanglenden unterhalt in starckhen abfall gerathnen universitet“⁴⁹ das landesfürstliche Interesse nach demjenigen für die „fortificierung und versicherung der haltbaren pläzen in vorderösterreichischen landen“⁵⁰ in einem ganz besonderen Maße galt.

47 Innsbruck, An Fr. Dt. 1664, Lib. 83, S. 2.

48 Innsbruck, Von R. K. Mt. 1671/72, Lib. 38, S. 290.

49 Innsbruck, An Fr. Dt. 1654, Lib. 74, S. 492.

50 Innsbruck, Von R. K. Mt. 1666/67, Lib. 35, S. 59.

KASPERL LARIFARI IN FREIBURG I. BR.

Die künstlerischen Handpuppenspiele Theodor Schücks

Von Ernst Th. Sehrt

Die nachstehenden Zeilen möchten eine dreifache Aufgabe erfüllen. Sie versuchen, einen Abschnitt Freiburger Theaterhistorie im kleinen zu vergegenwärtigen, der ungefähr drei Jahrzehnte umfaßt und seinen Platz an der Seite der offiziellen Geschichte des hohen Theaters verdient. Weiter soll gezeigt werden, welche künstlerische und menschliche Wirkungskraft das Handpuppentheater auch im 20. Jahrhundert besitzen kann, wenn es recht verstanden wird, und schließlich sei hier die Erinnerung an den Mann wachgehalten, dem sehr viele Freiburger die Bereicherung und Verzauberung ihrer Kindheit wie ihrer erwachsenen Jahre danken: Theodor Schück, den Meister des Freiburger Kasperl Larifari, der zugleich der ungewöhnlich begabte und großzügige Kunsterzieher vieler Freiburger Schülergenerationen war und der am 5. März 1956 74jährig aus einem erfüllten Leben geschieden ist.

*

Theodor Schück (1882—1956) ist im Jahre 1912 zum erstenmal mit seinen Handpuppenspielen vor das Freiburger Publikum getreten. Schon damals bedeuteten seine ersten Vorstellungen den gelungenen Versuch, das Handpuppenspiel zu einer künstlerischen und — so paradox das klingen mag — ernsthaften Angelegenheit zu machen. Um zu verstehen, was das heißt, ist im folgenden ein kurzer Blick auf das Problem der Marionette und der Handpuppe und auf die Geschichte des Puppenspiels notwendig.

Diese Geschichte ist buntfarbig genug. Das Puppentheater kommt wahrscheinlich über Italien aus dem Orient. Es tritt in den verschiedensten Spielformen auf¹. Wir wissen schon aus Initialen des Mittelalters, daß man Puppenspiele aufführte; in der Renaissance und im Barock breiten sie sich immer mehr aus; im 18. Jahrhundert empfängt der junge Goethe vom „Puppenspiel vom Doktor Faust“ entscheidende Anregungen zu seiner Tragödie (wie er später auch Puppenspiele in Italien gesehen hat); im 19. Jahrhundert schließlich entwickelt sich das Puppentheater — ermutigt durch das Interesse der Romantiker und des Biedermeier — immer mehr. Diese ganzen, oft sehr verschlungenen und meist nicht eindeutig fixierbaren, Entwicklungen sind hier nicht im einzelnen nachzuzeichnen. Eines jedoch wird in ihnen sichtbar: wie sich (neben dem immer etwas privateren Schattenspiel) mit der Fadenmarionette und der Kasperl- oder Handpuppe zwei verschiedene Gattungen herauschälen, und wie die erstere von ihnen meist ernster genommen wird als die letztere.

¹ Vgl. zum Folgenden vor allem: Ch. Magnin, *Histoire des marionettes*, 1862; R. Pischel, *Die Heimat des Puppenspiels*, 1900; G. Jakob, *Geschichte des Schattentheaters*, 1907; E. Raabe, *Kaspar Putschenelle*, 2. Aufl. 1924; M. v. Boehn, *Puppenspiele*, 1929.

Die Marionette ist dabei gleichsam die vornehmere Gattung. Ihr fallen schon im 17. Jahrhundert Aufführungen zu, die ganze Abendvorstellungen füllen. Im England des 17. Jahrhunderts spielt man so Shakespeare, Legenden- und Bibelstücke und im 18. Jahrhundert Parodien der italienischen Oper mit Marionetten; im Frankreich des 18. Jahrhunderts kommt Molière auf die Marionettenbühne. Lesage schreibt ebenso Marionettendramen wie Haydn eine Marionettenoper komponierte, und das setzt sich fort bis zu dem literarischen italienischen Marionettentheater des 19. Jahrhunderts, das Stendhal sah, und den Schatten- und Marionettenspielen der Tieck, Eichendorff, Arnim, Kerner, Mörike und des Grafen Franz von Pucci in Deutschland. Wenn die Marionettenspieler dabei auch meist Fahrende sind, so appellieren sie doch mit Erfolg an ein sozial vielfältig zusammengesetztes Publikum, in dem auch die Vornehmen nicht fehlen². Die Handpuppe dagegen ist ungleich mehr Sache der Kinder und des niederen Volkes. Anders als die Marionette wird sie oft nur gebraucht, um Quaksalbern und Wunderärzten zur beiläufigen Reklame zu dienen; wo sie in dramatischen Handlungen auftritt, beschränken diese sich meist auf Kurzscenen und einfache Dialoge. Die Marionette verfügt weiter über Theater, deren Bühneneinrichtung ein Abbild des europäischen Barocktheaters ist — sie hat Kulissen, Beleuchtung, Flammen- und Versenkungseffekte und erfordert viele Spieler³. Die Handpuppenbühne dagegen ist meist die einfache Bude oder das bloße über einen Stock gespannte Tuch, hinter dem ein einziger Spieler seine kleinen Figuren agieren läßt. Die Marionette ist auch als Gestalt „selbständiger“ als die Handpuppe. Sie ist automatenhaftes Abbild des Menschen von Kopf bis Fuß in ungleich stärkerem Maße als die Handpuppe, jenes meist beinlose, kleine Gebilde aus Haupt und zappeligem Gliederwams, das sich der darinsteckenden Hand des Spielers fügt. Während die Marionette so auch außerhalb der Vorstellung noch ein, durch Storms Novelle „Pole Poppenspüler“ besonders schön verdeutlichtes, oft unheimliches Eigenleben besitzt, sinkt die Handpuppe nach dem Spiel in sich zusammen, ein kleiner, leerer Handschuh mit aufgesetztem Kopf. So hat sich auch die denkende Phantasie der Marionette ungleich stärker als der Handpuppe bemächtigt. Das reicht von den zahlreichen Zeugnissen des Barocks, in denen die Marionette mit dem Menschen verglichen und ihr *Theatrum Symbol* der menschlichen Lebensbühne, der „*Scaena mundi*“ wird, bis hin zu Heinrich von Kleists schönem Aufsatz „Über das Marionettentheater“, der der Marionette ein „naives“ Eigenleben zuerkennt und den Beginn einer ganzen Philosophie der Fadenpuppe bedeutet, die in Gordon Craigs Wertung der Marionette und Shaws Hochschätzung der Fadenpuppe einen Gipfelpunkt erreicht⁴.

*

Als Theodor Schück 1912 mit seinen Handpuppenspielen in Freiburg begann, war es sein entscheidendes Verdienst, die geschilderte Spannung zwischen der kultivierteren Marionette und dem primitiven Jahrmarkts-

² Vgl. L. Glanz, Das Puppenspiel und sein Publikum, 1941. — Friedrich Nicolai findet bezeichnenderweise 1781 in Augsburg bei den Marionetten „viel vornehmere Gesellschaft“, als er sich vorgestellt hatte (Boehna. a. O., S. 117).

³ Gräfin Line von Egloffstein schreibt am 14. 12. 1809 aus Weimar an ihre Schwester: „Gestern haben wir endlich unsere holden Marionetten gesehen und sind davon noch bezaubert, daß wir ganz unklug darüber werden könnten. Verwandlungen und Dekorationen sind im höchsten Grade bewundernswürdig . . .“ (Boehna. a. O., S. 129).

⁴ Vgl. Näheres dazu bei E. Rapp, Die Marionette in der deutschen Dichtung vom Sturm und Drang bis zur Romantik, 1924, und R. Maut, Lebensbühne und Marionette, 1951. Zu Craig und Shaw vgl. Boehna. a. O., S. 206.

kasperltheater überbrückt zu haben, indem er der Handpuppenaufführung so viel vom literarischen und künstlerischen Reiz der Marionettenbühne gab, wie dies nur möglich war, ohne gleichzeitig ihre Volkstümlichkeit, Naivität und humorvolle Ursprünglichkeit aufzugeben. Schück stand damit allein. Zwar hatte eine Renaissance der Marionette um die Jahrhundertwende erneut eingesetzt⁵. Die Wendung zur angewandten Kunst und zum Kunstgewerbe und die vom Naturalismus zum Symbolismus in der Literatur um 1900 mußten dieser Renaissance günstig sein. Neben dem berühmten Marionettentheater Paul Branns in München und dem Aichers in Salzburg eröffnete so 1911 Ivo Puhonny sein Marionettentheater in Baden-Baden, das auf lange Zeit eine der besten Marionettenbühnen in Deutschland gewesen ist⁶. Was Puhonny und Ernst Ehlert, die neben Poggi auch Polgar, Wedekind, Lessing, Goethe, Wilhelm von Scholz, Eulenberg und Mozart aufführten, für die Kultivierung der Marionette in Führung, Figurengestaltung, Raffinesse der Dekorationen und Sprechtechnik geleistet haben, sichert ihrem Theater unbestreitbar den Rang des besten badischen Marionettentheaters bis heute. Die Handpuppe aber erfuhr eine ähnliche Niveauhebung im wesentlichen überhaupt erst durch Schück, und das ist um so beachtlicher, als Puhonny bereits an eine lange Tradition anknüpfen konnte, Schück jedoch ganz von vorne anfangen mußte. Zwar hatte sich kulturelle reformerisches und besonders pädagogisches Interesse nach 1900 auch der Handpuppe zugewendet: erinnert sei nur an den Kampf, den Paul Hildebrandt oder der „Kunstwart“ und der Dürerbund für das Handpuppentheater führten⁷. Solche Anregungen mögen für Schück eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Dennoch war hier ein sehr origineller Kopf am Werk. Denn wenn wir uns an die oben gekennzeichnete Unterscheidung zwischen Marionette und Handpuppe erinnern, so wird gerade bei der Lektüre jener volkspädagogischen und kulturelle reformerischen Schriften, die vor dem ersten Weltkrieg und auch nachher das Handpuppentheater beleben wollten, deutlich, daß sie jene stilistische Scheidung in beträchtlicher und dogmatischer Unbedingtheit beibehielten und betonten. Daß die Handpuppe die kindliche Phantasie in jeder Hinsicht anrege und in jeder Familie oder Schule ein Puppentheater erstellt werden sollte, hat auch Schück bejaht. Aber er erweiterte dieses Programm, indem er das Handpuppentheater nicht als etwas nur Kindern Gemäßes und als etwas „Einfaches“ schlechthin angesehen wissen wollte. Er wollte es kultiviert machen; auch Erwachsene sollten an ihm eine (mehr als pädagogische) Freude gewinnen — und das ist ihm gelungen. Was Schücks Puppentheater von seinen ersten Anfängen an von den oft allzu grundsätzlichen und häufig etwas hausbackenen Rezepten der Kulturreformer unterschied, denen es vor allem auf die reinigende Neubelebung des alten naiven Jahrmarktskasperls ankam, war der Wille, diesen einer künstlerischen Metamorphose sondergleichen zu unterwerfen und ihm das anzuverwandeln, was das Marionettentheater bisher so gut wie allein ausgezeichnet hatte.

⁵ Die Formel von der „Renaissance der Marionette“ stammt von Paul Legband, dem bedeutenden Intendanten des Freiburger Stadttheaters vor dem ersten Weltkrieg (vgl. P. L e g b a n d, Die Renaissance der Marionette, Literarisches Echo, IX, 1906, H. 4).

⁶ Vgl. dazu u. a. I. P u h o n n y, Über die Physiognomie der Marionette, in der Zeitschrift „Das Puppentheater“, I, 1925; E. E h l e r t, Die Puppe als Darsteller, ebenda, I, 1925; d e r s e l b e, 15 Jahre Ivo Puhonnys Künstler-Marionettentheater, ebenda, II, 1925. Vgl. auch W. L ö w e n h a u p t, Von Puppenspielen in Baden, in: Das Puppentheater, I, 1925.

⁷ Vgl. B o e h n a. a. O., S. 209, und besonders Chr. G ö c h l e r, Vom Kasperltheater, Kunstwart, XXII, 1904, und B. v. P o l e n z, Spielt Handpuppentheater, 188. Flugschrift des Dürerbundes zur Ausdruckskultur, 1921.



Abb. 1 Kasperl als Hochzeiter

Die ersten Vorstellungen fanden im Dezember 1912 im Saal des Freiburger Kaufhauses am Münsterplatz im Rahmen der „Freien Kunstvereinigung“ statt. Schon die Wahl der Stücke zeugte von künstlerischem Anspruch. Denn hier eröffnete sich nun die Welt der Puppendramen des Grafen Franz von Pocci (1807—1876). „Kasperl wird reich“, „Kasperl unter den Wilden“, „Kasperl als Garibaldi“ und „Kasperl als Turko“ waren keine Stegreifspiele, sondern mehraktige Stücke, die Pocci einst für die Marionettenbühne von Schmidt in München verfaßt hatte — überaus liebenswerte Werkchen literarischer Kleinkunst aus bajuwarischer Sicht, deren Klima Schück dann auch bis später treu geblieben ist. Im Grunde war dieses Unternehmen, Pocci auf die Handpuppenbühne zu bringen, indirekt ein Anknüpfen an eine Theaterkultur, die über Pocci zurückreichte. Nur wenig vergrößert, spürt man ja bei Pocci etwas vom Geiste Nestroys und Raimunds, also des großen Wiener Volkstheaters, und Schück hat tatsächlich viel von jener alten, reifen und urbanen, trotzdem aber volkstümlichen Theaterwelt in das 20. Jahrhundert herübergerettet. Sie ist gekennzeichnet durch die Freude am farbig-abenteuerlichen, vielfältigen Geschehen voller Menschenwitz und Geisterspuk, und durch eine nie ungütige Parodie auf das große Theater oder auf zeitgenössische Begrenztheiten. Exotik und Spießbürgertum, romantische und reale Züge nun stoßen sich im Raume auch der Poccischen Stücke. Kasperl begegnet auf südlichem Eiland dem deutschen Naturforscher Gerstenmaier und wird vor den „menschenfleischappetitlichen Kannibalen“ von einem Meergott Neptun errettet, der die Rettung

abstinenzlerisch-pädagogisch davon abhängig macht, Kasperl dürfe kein Bier mehr trinken... In dem „Schicksalsdrama“ „Kasperl wird reich“ war die Wahrsagerin Frau Moosmaier „a mal a Somnambül und dreiviertel Jahre beim Doktor Justinus Kerner in Diensten. Da hab ich die Geister alle gelernt; denn der hat's nur so am Schnürl g'habt.“ Und diese Geister selbst — was singen sie, wenn sie nächtlich den Rabenstein umschweben?

Auf und ab schweben wir,
Her und hin, dort und hier;
Weil wir in der Nacht so hupfen,
Haben immer wir den Schnupfen.
Hui, hui...

Die Bereiche werden bunt durcheinandergewirbelt; immer legiert eine gewisse literarische, romantische Ironie die Handlung, die um Kasperl Larifari kreist. Und trotz allem zeitlosen Spaßmachertum ist nun auch er jener biedermeierlich-bürgerlichen Welt eingefügt, die er bekämpft und doch nicht entbehren kann: „Privatier, Rentier ... wohnhaft im Schneckngaßl Numero 13 über fünf Stiegn hintn naus zu ebener Erd' ...“⁸

*

Es war offenkundig, daß eine solche dramatische Welt, die die alte primitive Rampenhandlung des Jahrmaktspuppentheaters unmöglich machte, künstlerische Probleme in mannigfacher Hinsicht bot. In Zusammenarbeit mit seiner Frau Liesel Schück und Ernst V a n o l i, der bis zuletzt Schücks Mitspieler blieb, hat Schück sie schon in der ersten Spielzeit in überraschend sicherer Weise gelöst. Schück, der 1912 Zeichenlehrer am Freiburger Bertholdsgymnasium war, schuf sich seine Puppen selbst, weil ihm die billigen und schematischen, im Handel erhältlichen Figuren nicht genügten. Von ihnen allen, die er damals noch in einem eigenen Verfahren aus einer Hartmasse preßte, hat sich am längsten seine Kasperlfigur gehalten (Abb. 1 und 2): jene bierfreudig-verschmitzte Physiognomie mit der dicken Nase und den kleinen Knopfaugen, ein Gesicht, das ein durchaus eigenständiges Abrücken von dem sonst üblichen, krummnasigen italienischen Polcinell bedeutete. Auch eine spätere, geschnitzte Fassung konnte diesen glücklichen ersten Entwurf kaum noch vervollkommen (Abb. 10). Großer Wert wurde ebenfalls schon in den Anfängen auf die Kostümierung gelegt. Statt der einfachen sackartigen Gewänder der traditionellen Handpuppen entstanden an historische Muster angepaßte, stark individualisierte Kostüme, die farblich genau aufeinander abgestimmt waren. Schück hat sich zu diesen Fragen, die er sehr ernst nahm, später in einem reizend geschriebenen Aufsatz geäußert⁹ — und man würde am liebsten des längeren aus diesen liebevollen Betrachtungen zitieren: etwa über die Kostüme, die zu ehrsamem Bürgersfrauen oder zänkischen Weibern, zu Feen, Henkern, „Geistern und sonstigen Erscheinungen harmloser Art“ oder zu „ausländischen Geistern“ passen, oder über den Mangel an Körperpflege, der bei Teufeln leider immer wieder festzustellen sei und eine borstige und haarige Gewandung rechtfertige. Wie dabei statt der Verwendung käuflicher Stoffe die Batiktechnik, das Linoldruckverfahren usw. zur Gewinnung neuer und phantastischer Stoffe beitrug, wie wochenlang an einem Kostüm gearbeitet wurde — alle diese Dinge legen

⁸ Vgl. Franz P o e c c i, Sämtliche Kasperlkomödien, 6 Bände, München, 1921—24.

⁹ Theodor S c h ü c k, Das Kostüm der Handpuppen, in: Das Puppentheater, II, 1925, 49—58.

Zeugnis von einem strengen Kunstwillen ab, der schon 1912 auch das scheinbar Nebensächliche wichtig nahm, wenn es zum Gesamteindruck beitragen sollte. Zu diesem Gesamteindruck gehörten weiter schon 1912 die Dekorationen. Wenn jene Geister in „Kasperl wird reich“ singen:

Hätten wir nur einmal Ruh'!
Barfuß fliegen ohne Schuh,
Ach, wie friert uns an den Füßen!
Schnell nur hinter die Kulissen!

— so war das eine unüberhörbare Regieanweisung, für die der alte Rampenkasperl freilich keine Möglichkeiten bot. So sah Freiburg zum erstenmal im Handpuppentheater in putzige Kleinleutestuben aus der Biedermeierzeit, wo selbst die Petroleumlampe und die tickende Uhr an der Wand nicht fehlte, in winklige Gassen mit windschiefen Häusern, in fahlgrün beleuchtete Hexenwälder und auf palmengeschmückte grelle Inselszenarien . . . Jedes Szenenbild war dabei fertig montiert vorhanden und brauchte beim Bildwechsel nur auf Schienen auf die Bühne geschoben zu werden („was uns fehlt, is eigentli nur noch a Drehbühn“, meinte der Kasperl schon 1912 einmal). Die Beleuchtung erfolgte durch Gaslicht, dem verschieden gefärbte Scheiben vorgeschoben wurden; später war sie dann elektrisch. Schließlich aber füllte diese ganze Welt ein Spiel, das in Dialog und Polylog eine bedeutende Sprechkultur und vor allem in der Puppenführung eine bis ins kleinste ausgearbeitete Technik und Überlegtheit zeigte. Schück hat damit damals wie auch später das bis dahin für die Handpuppe für möglich Gehaltene außerordentlich gesteigert. Das war nicht mehr ein bloßes Hin und Her zappelnder Gestalten, sondern eine ganz bewußt organisierte Gestik, die ebenso über weitausholende wie über ganz minutiöse Bewegungen gebot und gerade im Pianissimo der letzteren entzückte. Schon damals zeigte sich auch im Spiel der Schückschen Figuren seine Fähigkeit, Bewegungen auszusparen und das Zusammenspiel der Puppen aus der üblichen gleichbleibend-starken Akzentuierung herauszulösen und rhythmisch zu variieren. Die ökonomische Art schließlich, in der die Improvisation im Spiel angewendet wurde, ist für all das besonders aufschlußreich. Wie wichtig sie für das traditionelle Handpuppenspiel vor Schück war, ergibt sich aus der Spärlichkeit der erhaltenen Spieltex-te: tatsächlich war deren Handlung und damit ihr Dialog viel weniger entscheidend als das, was der Puppenspieler im steten Kontakt mit seinem Publikum von einem Augenblick zum anderen aus jenen zu machen wußte. Ein Könn-er vermochte unter diesen Bedingungen allerdings ein *commedia dell'arte*-artiges Spiel hervorzuzaubern, aber solche Könn-er waren immer selten. Schück nun hielt sich, wie seine ursprünglich dem Marionettentheater zugehörigen Texte es nahelegten, zunächst immer streng an die schriftlich festgelegte Vorlage. Seine Mitarbeiter wußten schon 1912 ein Lied davon zu singen, wie der „Meister“ noch nach Dutzenden von Proben mit einzelnen Nuancen nicht zufrieden war, und wie er immer mehr konzentrierte und ausfeilte, bis ein Stück seinen Ansprüchen gemäß schien. Die Einheitlichkeit seiner Aufführungen, bei denen jeder Spieler seinen Text auswendig können mußte, hing mit diesem Abrücken von aller Willkür zusammen, die zu den kleinen Dramen, die hier aufgeführt wurden, ja auch nicht gepaßt hätte. Der aufblitzende improvisierte Einfall, der dennoch nicht fehlte und Schücks Handpuppentheater trotz aller Kultiviertheit Ursprünglichkeit und echte Publikumsnähe verbürgte, blieb allein

Kasperl Larifari vorbehalten und wiederum fast nur in Monologszenen, wo die Improvisation ihr Recht beanspruchen durfte, ohne den Spielablauf als solchen aufzuhalten. Dann war sie allerdings von größtem Elan und fast unerschöpflicher Fülle. Jeder Zuruf aus dem Publikum wurde blitzschnell beantwortet; Fragen an die Zuhörer aktivierten deren Teilnahme, und besonders die Geschenke, Lorbeerkränze, Pralinenschachteln, Weinflaschen und „Landjäger“, die dem Kasperl von seinen Verehrern hinaufgereicht wurden, gaben Anlaß zu improvisierten Kleinszenen sondergleichen. Man muß das damals wie später selber gesehen haben, um es ganz zu verstehen: wie der Kasperl da ein großmächtiges Paket von immer neuen Hüllen befreite, bis schließlich der süße Inhalt zum Vorschein kam; Papier um Papier wird sorgfältig abgestreift und ebenso sorgfältig zusammengefaltet; die Schnürle werden pedantisch aufgewickelt... Man sieht: hier geht man ernsthaft und genau vor: freilich nur, um dann das zur weiteren Verwendung fast hausfraulich behandelte Packmaterial in hohem Bogen über die Rampe zu werfen... Denn so ist der Mensch (und der Kasperl): er sorgt für die Zukunft, aber er vergißt sie sogleich wieder, wenn es gilt, den beigefügten Brief zu lesen (und zwar laut), ihn zu kommentieren, und immer wieder dazwischen einen jener durchdringenden Blicke in den Zuschauerraum zu werfen, die den Kasperl Schücks in Freiburg berühmt gemacht haben. Denn diese verschmitzte Physiognomie konnte den Zuschauer fixieren. Wenn er zu Beginn der Aufführung vor dem Vorhang erschien und die Damen aufforderte, ihre (damals so umfangreichen) Hüte herabzunehmen, „damit die, wo hintn dran sitzn, auch was sehen können“, so mochte es geschehen, daß eine Madam' dieser Aufforderung nicht folgte. Der Kasperl sprach dann nicht weiter. Er schaute. Die schwarzen Knopfaugen durchbohrten die Sünderin, und immer wieder geschah es dann, daß dieser stumme und mahnende Appell der kleinen Gestalt mit der roten Mütze wirkte: die Betroffene wurde verlegen, während Gelächterwellen durch den Saal rieselten, sie nahm schließlich den Hut ab, und man konnte anfangen...

*

Mit einer durch den ersten Weltkrieg erzwungenen Unterbrechung folgte nun, meist jeweils in zwei Wochen um den Jahreswechsel, Spielzeit auf Spielzeit. Immer neue Stücke kamen hinzu. Im Februar 1914 spielte Schück Poccis „Kasperl als Nachtwächter“ und „Kasperl als Prinz“. Schon in dieser zweiten Spielzeit zeigte es sich auch, daß Schücks Kasperl die Dichter nicht schlafen ließ: mit dem „Schloß am Meer“ von Jeremias Kottspiel, einem Breisacher Verfasser¹⁰, wurde ein erster Versuch mit einem eigens für den Freiburger Kasperl geschriebenen Drama gemacht. Nach der Pause des Krieges erschien für kurze Zeit 1919 das sehr aktuelle einaktige „mit ungeheurer Zauberei vermischte Drama“ „Kasperl auf der Hamsterfahrt oder Kasperls Abenteuer im Mooswald“, als dessen Autor ein gewisser Alexander Pepusch zeichnete. 1920/21 folgte die erste vieler Spielzeiten im Freiburger Realgymnasium in der Zähringer Straße, dem Schück nun als Zeichenlehrer angehörte, mit wiederum einer Uraufführung neben bereits gespielten Stücken: „Kasperl heiratet“ von W. Hagestolz¹¹ (Abb. 1, 4). 1922/23 hieß die Novität „Kasperls Kampf mit den Höllengeistern“ von Pepusch (Abb. 5). Bis dahin hatten alle

¹⁰ Pseudonym für den Mathematiker Prof. Dr. Adolf Leiber, Breisach.

¹¹ Pseudonym für den am Freiburger Diakonissenhaus tätigen Internisten Prof. Dr. Schüle.



Abb. 2 Kasperl und Polizeidiener



Abb. 5 Der böse Geist Zirbelegix
(„Kasperls Kampf mit den Höllengeistern“)



Abb. 4 Die gnädige Frau
(„Kasperl heiratet“)

Aufführungen nach wie vor im Rahmen der „Freien Kunstvereinigung“ stattgefunden; ab 1924 wurden sie ein selbständiges Unternehmen, dessen Reingewinn dem Realgymnasium, seinem zu erbauenden Heim „Luginsland“ auf dem Schauinsland und später der immer besseren Ausstattung des Zeichensaals Schücks mit Bildmaterial, einem großen Modellfundus und Projektionsapparaten zugute kam. 1924/25 fand so die Uraufführung des Stückes statt, das mit das beste der kleinen Bühne für viele Jahre blieb: „Kasperl im Orient“ (Alexander Pepusch). 1926/27 brachte Poccis „Krokodilus und Persea“ und den parodistischen Einakter des Münchners Otto Blümel „Der Dichter“. Nach einjähriger Pause folgte 1928/29 zum erstenmal der „Zirkus“ von Alexander Pepusch und die einaktige „Geisterkammer“ des gleichen Autors. 1934 sah Freiburg erstmalig Hans Watzlicks, von Schück neu bearbeiteten, „Räuber Toldrian“ und Pepuschs „Die schwarze Kiste“, zwei kleinere Stücke. 1937 kam „Die Marsrakete“ von Werner Bähr, die Schück wiederum bearbeitet hatte, und die Spielzeit 1938/39 schließlich brachte mit sogleich großem Erfolg den „Messingkäfer“ Pepuschs. Unser Überblick gibt ein ungefähres Bild von der Vielfalt des Gebotenen; vollständig ist er nicht. Denn viele Vorstellungen in Vereinen, zu Schulfesten usw. und im engeren Freundeskreis schoben sich zwischen die großen Spielzeiten; Alexander Pepuschs „Kasperl und der Nikolaus“ sei als ein kleineres Spiel, das hier manchmal zur Aufführung kam, noch genannt. Dann kam der zweite Weltkrieg . . . Über die letzten Pläne des Kasperl Larifari, die nicht mehr ausgeführt wurden, wird noch zu sprechen sein¹².

*

Daß diese ganzen Aufführungen in der lokalen wie der auswärtigen Presse zunehmend ernst genommen wurden, sei wenigstens am Rande vermerkt. Immer seltener wurden die knappen Berichte, die nur von „urdrolliger Komik“ zu sagen wußten oder womöglich mit aufgehobenem Zeigefinger bemerkten: „Wir vermögen aber nicht anzunehmen, daß . . . die immer wieder ostentativ bekundete Sauflust des Kasperl einen veredelnden, erzieherischen Einfluß auf die zuschauenden Kinder ausübt.“ Statt solcher Harmlosigkeiten hat sich seit der Zeit vor dem ersten Weltkrieg vielmehr jährlich die Gattung des regelrechten Kasperl-Feuilletons entwickelt, das umfassend dem theatralischen Phänomen dieser Aufführungen gerecht zu werden suchte. Zahlreiche dieser Feuilletons stammen von dem Schriftsteller Otto Hoerth, der 1914 bereits hervorhob, wie hier eine künstlerische Welt ganz eigener, geschlossener Art erstellt worden sei, und deren „rein künstlerische Wirkung“ betonte, „deren letztes Geheimnis dann dieses ist, daß jede Distanz zwischen uns und der Bühne wegfällt“. Gerade Hoerth hat auch früh gesehen, daß Schück eine „seltene Gabe der Interpretationskunst“ besaß. „Hier tut es das Wort und die Gebärde des Dichters nicht allein . . . Man darf es ruhig aussprechen: mit Theodor Schück steht und fällt das Freiburger Puppentheater, so wie er es geschaffen hat . . . Schücks Persönlichkeit kann nicht ersetzt werden. Sein schlagfertiger, urberber Humor, seine liebenswürdige Treuherzigkeit, seine Geistesgegenwart, die jedes Versagen in szenischen Kleinigkeiten . . . sofort zu einer die Lebendigkeit der Darstellung steigernden Improvisation auszunützen oder die einen kindlichen

¹² Alle Stücke sind nur im Manuskript vorhanden. Gedruckt erschienen außer den Stücken Poccis lediglich Pepuschs „Kasperls Kampf mit den Höllengeistern“ und „Kasperl im Orient“ (Theaterverlag Eduard Bloch, Berlin), Otto Blümel's „Der Dichter“ (in: Larifari, München, 1914) und die ursprünglichen Fassungen von H. Watzlicks „Räuber Toldrian“ (Dürerbund, München, 1926) und Werner Bährs „Marsrakete“ (Chr. Kaiser Verlag, München, 1931).

Zuruf aus dem Zuschauerraum durch eine sofort extemporierte Zwischenfrage zu beantworten weiß; sein Organ, das mit der Kraft des Reklamerufers eine plastische Schmiegsamkeit ohnegleichen verbindet; sein Tonfall, der auch das Platteste noch urwüchsig erscheinen läßt — das sind alles Eigenschaften, die ihn zum Schöpfer und Leiter eines solchen Unternehmens geradezu prädestinieren¹³.“ Und Franz Schneller bestätigte mit vielen anderen Kritikern 1925 im „Freiburger Figaro“ diese Feststellungen: „... alles ist echt und schön und erfreulich. Was Schück dekorativ leistet, steht der Qualität nach auf einer Stufe mit den Zeichnungen etwa eines Kreidolf . . . Wie bei allem, was in den Bereich der Kunst gehört, zeigt es sich auch hier, daß die alten Formen und Einrichtungen oft überraschend wieder aufleben, wenn ein ganzer Kerl sie anpackt und mit dem Reiz seiner eigenen Persönlichkeit erfüllt . . .“¹⁴.

Obwohl nun Poccis Stücke bei allen Aufführungen ihre Rolle weiter spielten, wird doch aus der oben gegebenen Aufstellung auch deutlich, wie sich andere Stücke neben und vor sie schoben. Vor allem die Kasperldramen des Dichters Alexander Pepusch haben den Stücken des alten Marionetten-Grafen Pocci bei den Freiburgern scharfe Konkurrenz gemacht. Das, was man mit Fug und Recht die sich immer mehr verdichtende Freiburger Kasperl-Atmosphäre nennen kann, eine Atmosphäre, die ein immer größeres und begeisterteres Publikum von Kindern und Erwachsenen, jung und alt, Universitätsprofessoren und Olympiasiegerinnen alljährlich um die Weihnachtszeit im Realgymnasium vor dem Schückschen Theater zu einer Kleinkunstgemeinde zusammenschloß, hat seine Heimat gerade in diesen Stücken Pepuschs. Zur Uraufführung des „Zirkus“ erschien er sogar selber: eine wohlgebildete Puppe mit melancholisch-vergeistigten Poetenaugen. Auch dem Uneingeweihten mochten damals schon Zweifel an der Identität dieses Verfassers kommen — wer war er in Wirklichkeit? Dem, der wie Schück in der Literatur des Phantastischen und der Romantik zu Hause war, kamen E. Th. A. Hoffmann-Assoziationen. Denn ein Herr Pepusch kommt ja in Hoffmanns Märchen „Meister Floh“ vor, jener „gewesene Jenenser“, der zugleich die „Distel Zeherit“ ist, und dem mit Peregrinus Tyss zusammen allerlei seltsame Abenteuer zustoßen — kein Dichter allerdings, aber doch eine Gestalt aus einem überaus dichterischen Kunstmärchen. Es paßte zu Schücks Liebe zur Mystifikation und Eulenspiegelei, daß er sich selber seit 1919 als der tatsächliche Verfasser seiner besten Kasperlstücke hinter diesem phantastischen Pseudonym verbarg. Im folgenden ist darum von Schücks eigenen Kasperldramen zu sprechen. Sie besonders runden das Bild dieses Mannes ab, der aus seiner Puppenbühne ein kleines bescheidenes Gesamtkunstwerk eigenster Prägung zu machen verstand, in dem schließlich auf den Höhepunkten seiner Entwicklung von der literarischen Grundlage bis zur stilreinen Gestaltung der Figuren, Kostüme und Dekorationen alles aus einem Guß war, weil es von einem einzigen Urheber stammte.

*

Was den Reiz dieser Pepusch-Schückschen Stücke ausmacht, läßt sich freilich nur schwer analysieren, nicht zuletzt, weil ein Kasperldrama sein volles Leben ja erst in der Aufführung erhält. Wenn die Schückschen Spiele auch nicht die

¹³ Otto Hoerth, Studien zum Pocci-Puppentheater der Freien Kunstvereinigung, Freiburger Tagblatt, 5. 2. 1914. Vgl. derselbe, Studien zu Schücks Pocci-Puppenspielen, Breisgauer Zeitung, 30. 12. 1920.

¹⁴ Puppenspiele, in: Der Freiburger Figaro, 1925, H. 1, S. 25. — Vgl. auch vom Verfasser dieses Aufsatzes: Fünfundzwanzig Jahre Kasperl Larifari, Ekkhart-Jahrbuch der Badischen Heimat, 1937, S. 127—155.

Kargheit der üblichen Handpuppentexte haben, über die überhaupt nur die Aufführung hinaushilft, so sind doch auch sie großenteils eben Spielgrundlage — und von Literatur zu sprechen, wäre hier verfehlt. Es geht nicht an, liebenswürdige kleine Verzauberungen, an denen Puppenführung und -physiognomie, Dekoration und Kostüme bedeutenden Anteil besitzen, allzu gewichtig zu nehmen. Trotzdem ist es möglich, einige ihrer wesentlichsten Eigenheiten nochmals in die Erinnerung zurückzurufen — selbst auf die Gefahr hin, daß der Leser, der die Aufführungen Schücks nicht sah, kein volles und rundes Bild bekommt.

Die Welt der Poccischen Stücke war ein groteskes, Romantik und Realismus kühn vermischendes Ineinander von Exotik und Maßkrug, Geisterspuk und Kleinstadtpfiffigkeit, Märchen und aktueller Parodie gewesen — und hier hat Schück weitergearbeitet. Schon „Kasperl auf Hamsterfahrt“ (1919) kennt diese liebenswerte, nie scharfe Art aktuellen Spottes, der immer in eine feste Grundlage von Gemütlichkeit eingebettet bleibt. Der Freiburger Mooswald, den Kasperl als von Opfingen kommender Hamsterer ängstlich um die Mitternachtsstunde durchquert, wird zum Schauplatz einer Gespensterrevolution, in der die Monarchie des Mooswaldkönigs nach dem Bericht eines vertrauten Geistes durch die unzufrieden-käsbleichen Rieselgeister bedroht ist: „Es isch e ganze Clique Geischer, wo mit Ihne nit mehr zufriede isch, und die habe neulig beim Mundehof ganz heimlig e Versammlung abg'halte, wo allerhand gschproche worde isch über Ihre Majeschtät . . . e Präsident däts au und der dät au nit so viel koschte . . .“ Zwischen grünen Wurzelknollen erklingt da eine Parodie auf Hermann Burtes „Simson“ (1917), wenn die Geister singen: „Kommt, Kameraden, laßt uns schweben . . . Wir die Rieselfeld-gebör'nen / Zu dem nächtigen Spuk Erkorenen“. Kasperl muß all das erleben, sich mit dem gräßlichen Zirbelegix herumschlagen, dem Geist des „berühmten Räuberhauptmanns, dessen Taten in einem Schundroman von 40 Lieferungen erschienen“, mit dem unselig umgehenden Kriegsgewinnler kämpfen — und kommt dann doch gut davon. Aber wenn so auch hier noch der altherkömmliche Handlungs-Grundriß des traditionellen Handpuppenstücks beibehalten ist, in dem Kasperl verschiedenste menschliche und geisterhafte Gegner besteht, so wird doch schon in diesem frühen Dramolett Schücks deutlich, wieviel wichtiger als die eigentliche Handlung schon hier andere Dinge sind. Mehr als bei Pocci, bei dem derlei allerdings bereits angedeutet ist, werden vor allem die späteren Schückschen Kasperldramen von dem beherrscht, was man die Atmosphäre des Absurd-Phantastischen im Alltäglichen, des Unheimlichen vermischt mit dem Heimlichen nennen kann, und ebenso von der Atmosphäre der Kleinleute- und Bürgermenschlichkeit Freiburgerischer Observanz. Beider Träger aber wird nicht so sehr das Geschehen, das immer mehr in den Hintergrund tritt, sondern das Wort der langausgedehnten Monolog- und Dialogszene. Daß dergleichen in Kindervorstellungen gekürzt wurde, versteht sich von selbst; jedoch sind Schück seine Aufführungen vor einem erwachsenen Publikum immer wichtiger geworden: immer mehr wurde so der alte Kasperl der Messen und Märkte auf das Niveau gehoben, das bis dahin nur der Marionette zuzukommen schien.

Mehr als die Handlung in „Kasperl im Orient“ (1924) — in dem Kasperl Larifari den guten, von seinem bösen Großwesir vergifteten Sultan errettet, vom Wesir in den roten Turm geworfen wird, dort aber Aladins Wunderlampe findet und durch ihren dienstbaren Geist alles zum besten wenden kann —



Abb. 5 Zwei Henker („Kasperl im Orient“)



Abb. 6 Der Geist der Lampe
2 („Kasperl im Orient“)

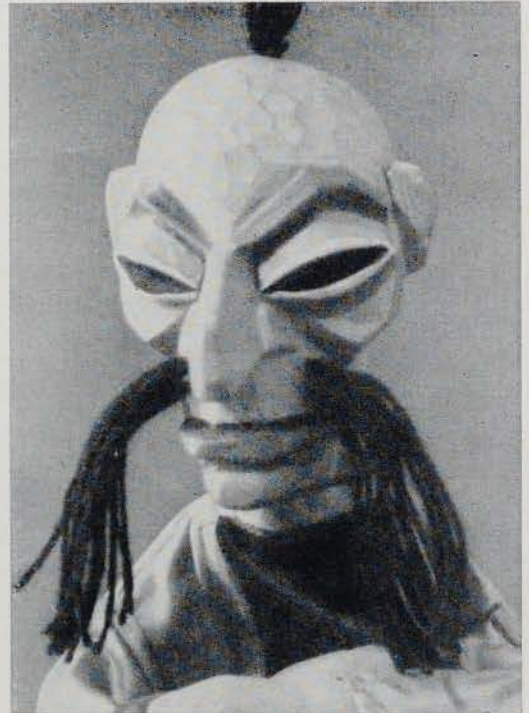


Abb. 7 Der Wächter des roten Turms
 („Kasperl im Orient“)

zeigt diese ganze Tendenz etwa jene grotesk übersteigerte Kirschwasserkur, der sich der Sultan unterziehen muß, oder der Oberhofgärtner Hassan („au kei Türk, sondern e Schwab aus Böblinga . . .“) oder das bürokratisch-verstaubte Fachgespräch der beiden exotischen Henker im letzten Akt (Abb. 5, 6, 7). Wie solche handlungsmäßigen Nebensächlichkeiten nun ausgearbeitet wurden und auch sprachlich eine in verschiedensten Mundarten und Stilen schillernde Lebendigkeit gewannen, das führte weit über Poccis Ansätze hinaus. In „Zirkus“ springt Kasperl statt des gestorbenen klugen Affen ein, entläuft dem Zirkusbesitzer, verstört das brave Städtchen, bringt sich dann aber selbst zur Strecke und wird von Rat und Bürgerschaft hoch geehrt als Befreier des Gemeinwesens. Allein für die Liebe Schücks zum Grotesk-Behaglichen charakteristischer als diese Fabel ist im „Zirkus“ gleich zu Anfang der lange Monolog Kasperls mit seinem rätselhaft-pathetischen Einsatz: „Wer kein Geld nit hat, soll auch nit scharf essen!“, oder später das Gespräch der Herdermer Polizisten über die „Dienschträng“ und die entscheidende Frage, ob der Untergebene die Schuppenkette unters Kinn tun soll oder nicht. In der „Marsrakete“ (1937) gelangt Kasperl im Weltraumschiff des Professors Integrammus zu den Marsianern (Abb. 8). Aber auch hier ist gar nicht so sehr die Handlung, die nach dem Mars, in die Hölle und wieder nach der Erde führt, aufschlußreich, sondern das Gespräch, das Kasperl mit den Marsbewohnern mit Hilfe des pythagoräischen Lehrsatzes führt, oder die langausgedehnte Tanzszene mit des Teufels Großmutter nach stampfenden Jazz-Melodien, oder am Ende des Stücks die unnachahmliche Diskussion zwischen Schutzmann und Handwerker über die vermeintliche Explosionskatastrophe im Labor des Professors („s war kei erlaubter Schuß — jedefalls isch er nit angemeldet gsi . . .“ und: „seller isch grad in die Exblosion ni gloffe . . .“). Wort für Wort entwickelt sich gerade hier im absurden Zusammenprall technischer Überleistung und diskursiv-alemannischer Bedächtigkeit ein Spiel im Spiel, das in der vertrackten Logik des gesunden Menschenverstandes, der gerade da seine Ordnung haben will, wo es keine gibt, kaum an Pocci, wohl aber an seinen späteren Landsmann aus dem 20. Jahrhundert gemahnt: an Karl Valentin. Denn wie bei Valentin, dem Schück besonders zugetan war, gewinnen auch hier die Zufälle, Abenteuer und Schrecknisse, die das Schicksal sendet, komisches Relief, indem sie durch das Medium der Alltagsvernunft gesehen werden, einer engen und biedereren Alltagsvernunft allerdings, die dann gerade wieder selbst in der Begegnung mit dem Außergewöhnlichen erheitert. Das endlose Gestrüpp der Überlegungen über das Leben des kleinen Mannes, in das sich die beiden städtischen Arbeiter in „Der Messingkäfer“ (1938) hineinbegeben, jene gemütlich-absurden und dabei doch auch irgendwie schicksalsergeben-weisen Diskurse über Sinn und Zweck der Arbeit, über Familie und Ämter, stellen dabei einen Höhepunkt dieser Entwicklung dar. Ein ganzes Drittel des Spiels wird allein von ihnen ausgefüllt, ohne daß die Handlung um den alles Metall verzehrenden, durch ein Nährgas unsagbar gewachsenen Messingkäfer vorwärtsrückt (Abb. 9, 10).

*

Die künstlerische Welt, die sich so immer weiter entfaltet, hat sich im übrigen auch sonst stetig entwickelt. In seinen Aufführungen vor 1914 stand Schück, trotz aller Unterschiede gegenüber den üblichen Puppentheatern, einem etwas biedermeierlichen Realismus noch verhältnismäßig nahe. Nach

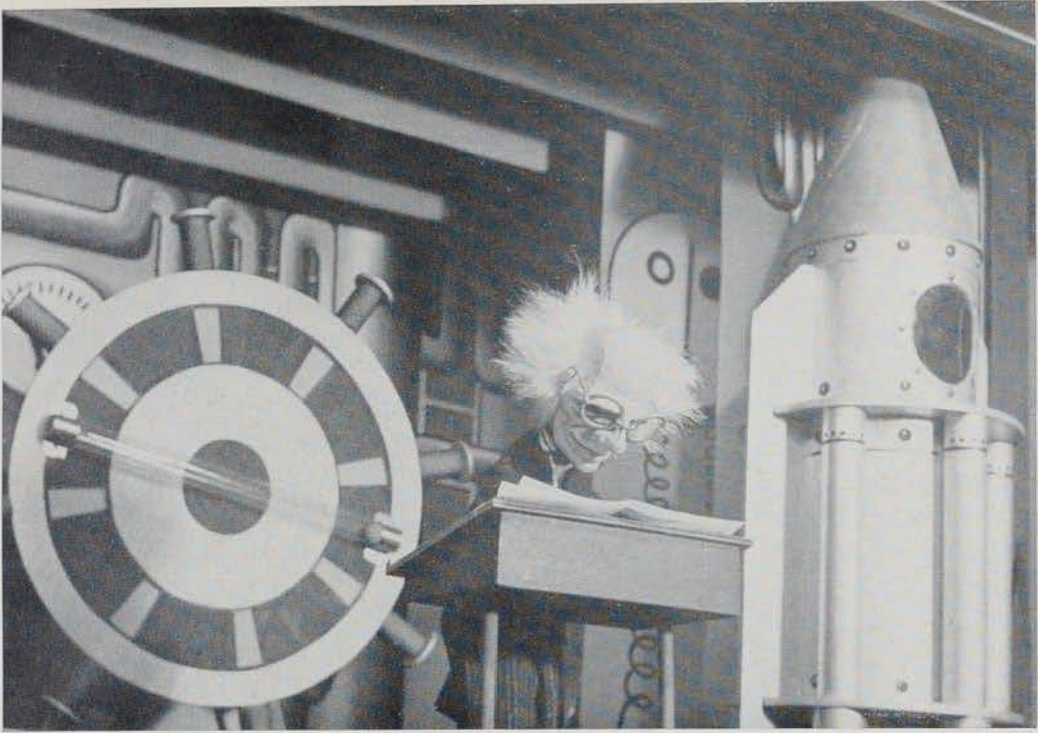


Abb. 8 Professor Integrasmus („Die Marsrakete“)

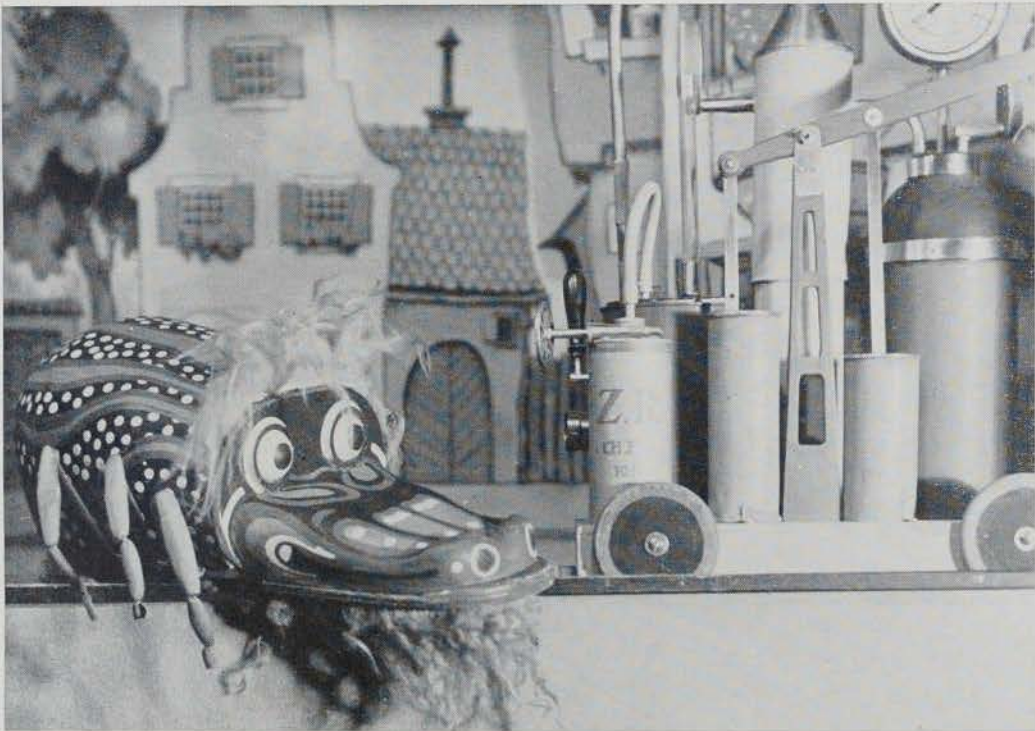


Abb. 9 Der Messingkäfer

dem ersten Weltkrieg veränderte sich besonders die Gestaltung der Figurenköpfe und der Szenenbilder immer mehr zugunsten konsequenter Stilisierung. An Stelle der Hartmasse, aus der die frühen Figurenköpfe gepreßt waren und die nur weiche Umrisse möglich machte, trat nun das geschnitzte Holz. So wurden die Profile kantiger und phantastischer; unerwartete Überschneidungen waren nun möglich; in vielen Fällen war der Einfluß des Expressionismus und besonders auch exotischer Holzskulpturen und Masken unverkennbar (Abb. 6, 7). In ähnlicher Weise vereinfachten sich die Dekorationen; das Dekorative überwog; die Farbgebung wurde immer kühner, das Puppenstubenhafte der Innenräume wurde aufgegeben und Lichteffekte verlebendigten das kleine Bühnenbild. So gewannen Puppen und Szenerie beträchtlich an Fernwirkung (obwohl Schück nach wie vor nur in relativ kleinen Sälen spielte). Wie sehr Schück, der Bühne und Film überaus offen war, an diesen Dingen gearbeitet hat, wie stark er besonders unter dem Einfluß des Frankfurter Bühnenbildners Ludwig Sievert stand, wie interessiert er aber auch Anregungen etwa der Dessauer Bauhausbühne aufgriff, vermögen vielleicht am besten die zu ermessen, die seinen Zeichenunterricht besuchten. Was Schück hier seinen Schülern nahebrachte, war das Verstehen für zeitgenössische Kunst, aber auch die Fähigkeit, solche Erfahrungen selber anzuwenden und auszuwerten. So wurden Bühnenmodelle gebaut, Kasperlköpfe und Masken entworfen und Dekorationsentwürfe versucht (in der Spielzeit 1938/59 malten Schücks Schüler den ganzen Zeichensaal des Realgymnasiums, in dem die Aufführungen jeweils stattfanden, in freier Ornamentik aus). Das Handpuppentheater war für seinen Schöpfer nichts, was neben seinem Beruf herging — es gehörte zu ihm, ergänzte ihn und empfing von ihm immer neue Anregungen.

So ist es auch nicht erstaunlich, daß aus Schücks Schülerkreis eine aus Schülern und Studenten zusammengesetzte eigene Handpuppenbühne hervorging, die 1924 gegründete „Freiburger Kasperlbühne“. Sie hat sich auf großen Fahrten in Süddeutschland und bis nach Ungarn hinein einen Namen gemacht, nach ihrer Übernahme 1933 in die politische Jugend des damaligen Deutschland freilich rasch an Elan verloren und dann ihre Tätigkeit eingestellt, ist aber nach dem zweiten Weltkrieg nochmals in neuer Form als Spielgruppe des Oberpostinspektors Ernst Reichmann, ihres Leiters von Anfang an, viel durch Süddeutschland und einmal sogar bis nach England gekommen.

*

Beim Ausbruch des zweiten Weltkriegs schloß das Schücksche Theater seine Tore. Hunderte von Puppen und vier Theater, die nacheinander in immer besserer technischer Ausstattung entstanden waren¹⁵, warteten mit ihrem Meister auf eine neue Spielzeit. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Nachkriegs, später der Tod von Liesel Schück, haben es nicht mehr dazu kommen lassen. Im Freundeskreis wurde allerdings noch gespielt, und ganz zuletzt hat Schück nochmals energisch und mit der ihm eigenen Vitalität auf eine letzte Vorstellung von „Kasperl im Orient“ hingearbeitet. Sie sollte auf einem neuen, bereits fertiggestellten Theater und mit größtenteils neuen Puppen, die während der Kriegs- und Nachkriegsjahre entstanden waren, für einen geladenen Freun-

¹⁵ Zur technischen Anlage des Schückschen Theaters vgl. Theodor Schück, Der Bau der Handpuppenbühne, in der Zeitschrift „Der Puppenspieler“, Bd. I, 1951, S. 126 ff.



Abb. 10 Kasperl und der Messingkäfer

deskreis um die Osterzeit des Jahres 1956 im Kaufhaussaal in Freiburg i. Br. stattfinden. Der Vorabend des Morgens, an dem Theodor Schück entschlafen ist, hat noch eine Probe zu dieser Aufführung gesehen.

*

Heute befinden sich die Bühnen Schücks, seine sämtlichen Puppen und alle Texte in der Puppentheater-Sammlung der Stadt München, der sie seit langem zugedacht gewesen waren. Man mag es bedauern, daß damit die Dokumente einer Kleinkunst ihrem Heimatort entrückt sind, die jahrzehntelang Tausende von Freiburgern bezaubert hat. Man braucht jedoch nicht Storms „Pole Poppenspärer“ gelesen zu haben, um zu ermessen, daß der, wohl sonst unvermeidlichen, Aufteilung dieser Dinge nach dem Tode ihres Schöpfers ihr Beisammenbleiben im Verband des einzigen deutschen Puppentheater-Museums vorzuziehen ist. Dies gilt um so mehr, als das Erbe Schücks in München nicht allein museal aufgespeichert wird, sondern in Puppenspielkursen nach dem Willen Schücks weiter fruchtbar gemacht werden soll. Die „Rückkehr des Kasperl Larifari in seine Heimat“, von der Schück dem Leiter des Museums schrieb, hat damit ihren guten Sinn. Wer Theodor Schück kannte oder auch

nur einmal von der Magie seiner Aufführungen berührt worden ist, wird ihn nicht darum vergessen, weil uns heute die Figuren und Szenenbilder, Plakate und Texte der besten deutschen Handpuppenbühne der letzten Jahrzehnte nur noch in der Stadt Franz von Poccis zugänglich sind¹⁶.

¹⁶ Alle Fotos von Theodor Schück.